



DAS
GEWISSEN
STEHT AUF

Lebensbilder aus dem deutschen Widerstand von 1933-1945

»Das Gewissen steht auf«

berichtet von 64 Deutschen, deren Leben und Sterben die Fragen aufwirft:

*Was gilt der Mensch im Zeitalter
der modernen totalen Diktatur?*

*Läßt ein Gewalt-Regime Raum
für Widerstand?*

*Aus welchen Motiven wagen
Menschen die Auseinandersetzung
mit einem solchen System?*

*Ist der sichtbare Erfolg Maßstab
für die Wirkung eines Aufstandes
gegen den Terror?*

Aus jener unübersehbaren Zahl aller Gegner und Opfer der Diktatur – bekannter und unbekannter – tritt hier der einzelne Mensch heraus: der Arbeiter, der Soldat, die Krankenschwester, der Geistliche, die Studentin, der Politiker.

In der Sammlung von 64 Einzelschicksalen spiegeln sich die Motive von hundert, ja tausenden Menschen wider und die Aktionen von Gruppen aus den verschiedenen Teilen Deutschlands. In Bild und Text und durch die Veröffentlichung bisher unbekannter Dokumente wird ein schwer erforschbarer Abschnitt jüngster deutscher Geschichte lebendig.

1954

MOSAIK VERLAG • BERLIN -FRANKFURT/MAIN

AN DEN TEXTEN ARBEITETEN MIT: WOLFGANG STEGLICH UND HILDE WALTER

BERATUNG: HARALD POELCHAU

GRAFISCHE GESTALTUNG: PROFESSOR RICHARD BLANK

FOTOGRAFISCHE BEARBEITUNG: RUTH WILHELMI

Copyright 1954 by Mosaik Verlag GmbH Berlin - Frankfurt am Main

Nachdruck, auch einzelner Lebensbilder und Fotos, nur mit Genehmigung des Verlages

Druck: Brüder Hartmann, Berlin

Printed in Germany

[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

Der erste Gedanke zu diesem Buch liegt Jahre zurück. Den Anstoss gaben Bilder aus der Zeit der nationalsozialistischen Gerichtsbarkeit. Sie wurden in dem Verhandlungsraum des Volksgerichtshofes – offensichtlich auf Anordnung höchster Gestapo-Instanzen – während der Prozesse, die der Aktion vom 20. Juli 1944 folgten, aufgenommen. Damals haben weder die betroffenen Familien noch die Öffentlichkeit etwas von diesen Fotografien gewusst. Bald nach dem Zusammenbruch wurden sie mir zugänglich gemacht.

Schon unter dem ersten Eindruck meinte ich, dass niemals Worte das Geschehen unter der modernen totalen Diktatur eindringlicher vermitteln könnten als diese Bilder. Aus ihnen tritt uns der einzelne Mensch in seinem Schicksal entgegen. Er hebt sich damit aus der fernen, unbestimmbaren Zahl aller Opfer – bekannter und unbekannter – heraus und legt sein persönliches Zeugnis ab. Wir sehen uns seinem Mut, seinen Leiden und seiner seelischen Grösse gegenüber er gestellt. Ein Einzelner hält uns fest und fragt uns, ob wir begreifen oder ob wir ausweichen wollen.

Seither beschäftigte mich die Überlegung, für diese Dokumente der jüngsten deutschen Geschichte die Form eines Buches zu finden, das die innere Notwendigkeit eines Aufbegehrens gegen den Gewaltstaat allgemein verständlich macht. Darin sollte – als eine Kette des Widerstrebens und Widerstehens – jene tief menschliche Haltung sichtbar werden, die allen grausamen Mitteln des totalitären Staates zum Trotz Bestand behielt. Männer und Frauen, Junge und Alte aus allen Schichten des Volkes und allen Gebieten des Landes fanden sich nicht mit dem Unrecht ab; sie wehrten sich früher oder auch später dagegen. Eine wachsende geistige Rebellion liess schliesslich Menschen der verschiedensten Kreise zueinander finden und wurde ihnen zum Antrieb, nach einer befreienden Tat zu suchen. Zuletzt brach sich in dem Aufstand vom 20. Juli 1944 ihre

Gewissensempörung gemeinsam Bahn. Zur Erinnerung an diese Verbundenheit trägt das Buch, 10 Jahre danach, das Erscheinungsdatum 1954.

Die Bemühung um einen breiteren Überblick führte mich dazu, weitere Bilder zu sammeln. Sehr bald wurden freilich grosse Schwierigkeiten offenbar. Zunächst begrenzten die zurzeit gegebenen Verhältnisse die Materialbeschaffung aus dem Osten Deutschlands. In vielen Fällen waren auch die Angehörigen inzwischen verstorben, oder es waren Bilder und sonstige Unterlagen auf der Flucht verlorengegangen. Es kommt hinzu, dass viele Hinterbliebene häufig in völliger Zurückgezogenheit leben. Durch alle diese Umstände blieben zweifellos wesentliche Fälle unerfasst.

Die schwerste Aufgabe aber war, eine Auswahl aus der Fülle der vorhandenen Unterlagen zu treffen, ohne damit etwa ein Werturteil zu verbinden. So ist die Sammlung in ihrer Unvollständigkeit nur der Versuch, in vierundsechzig Lebensschicksalen die Motive des Widerstandes zu spiegeln. Es wird eine notwendige weitere Arbeit sein, den richtigen Rahmen zu ssnden, um die Lücken, die dieses Buch nach Themenstellung und nach persönlichen Zeugnissen lässt, zu schliessen.

Eine anspruchsvolle Aufgabe ist aber meist schön und kann so ausfüllend sein, dass fast ein Bedauern bleibt, wenn sie zu einem bestimmten Abschluss gekommen ist, wie das nun vorliegende Buch. Seine Gestaltung war nur dank der Unterstützung durch Angehörige und Freunde möglich, und es trägt in sich viele Gedanken derer, die als Nächste den Weg der Menschen begleiteten, die zoir verloren haben und die uns heute so fehlen.

Wirkliche Menschen, suchende, hoffende, irrende, kämpfende, leidende Menschen – das wahrlich sind sie gewesen. In ihnen haben die widerstreitendsten Kräfte gerungen, wie in jedem von uns. Sie haben die Probe bestanden, weil ihr Gewissen in einer harten Entscheidungsstunde stark genug war. Auch uns kann ein ungeahntes Geschick in eine vergleichbare Lage bringen, und wir wagen um so iveniger vorauszusagen, wie wir uns dann verhalten werden, als uns die komplizierten Gesellschaftsverhältnisse heute vor überaus schwierige Entscheidungen stellen können.

Vielleicht werden wir richtig – vielleicht aber falsch reagieren. Doch das Wesentliche ist, dass wir uns immer wieder bewusst machen, wie die rechte Entscheidung und danach auch die unsere sein sollte. Denn das Wissen muss uns bleiben: Es ist die Grundlage unserer geistigen und kulturellen Existenz, dass der Einzelne, wenn es not tut, aus der Reihe tritt, um für das Recht, das Leben und die Seele seines Mitmenschen einzustehen.

AnneDora Lubow

BEKENNTNIS DER JUGEND

Die schwerste Last, die das nationalsozialistische Regime dem deutschen Volk aufbürdete, hatte seine Jugend zu tragen. Schändlich missbrauchte es ihren Tatendrang, ihre Vaterlandsliebe, ihre Gläubigkeit. Es warf ihr Leben in ein ungeheuerliches Spiel. Den Überlebenden machte es den Weg in die Zukunft schwer.

Gewiss bleibt es wahr, dass der Nationalsozialismus durch die aktive Mitwirkung einer grossen Zahl junger Menschen an die Macht gelangte und dass er sich auf die Generation, die unter den veränderten Verhältnissen heranwuchs, weitgehend zu stützen vermochte. Wahr bleibt aber auch, dass vor und nach 1933 – aus Tradition, Glauben und freier geistiger Entscheidung, aus dem Erlebnis des Krieges und aus Rebellion gegen das schlechthin Böse – immer wieder einzelne junge Menschen und Gruppen aufgestanden sind, um sich mutig und selbstlos zu den unveräusserlichen Werten der gesitteten Menschheit zu bekennen. Die Jugend, die im heutigen Deutschland um ihren Lebensinhalt und um neue Formen der Selbstdarstellung ringt, wird auf das Wachhalten der Erinnerung an die Opfer des deutschen Widerstandes gegen dämonische Mächte nicht verzichten können.

Nach dem ersten Weltkrieg war der Staat von Weimar an der Aufgabe gescheitert, die Demokratie fest zu verankern, der jungen Generation festen Halt zu geben und sie für die demokratische Lebensform zu gewinnen. Von starken Flügelparteien wurden die Grundlagen der Republik auch in jenen kurzen Jahren angegriffen, in denen eine bedeutende und vielfach verkannte Aufbauarbeit vonstatten ging. Die Zersetzung der staatlichen Gemeinschaft, die nach 1918 mit viel Mühe einigermaßen abgewehrt worden war, vollzog sich in erschreckendem Tempo, als die Wirtschaftskrise ab 1929/30 um sich griff. Breite Schichten des Mittelstandes sahen sich dem Ruin ausgeliefert. Junge Aka-

demiker drängten sich mit Millionen von Arbeitern vor den Stempelstellen. Viele der jungen Menschen blieben ohne jede Berufsausbildung. Die alten Autoritäten, auch die des Elternhauses und der Schule, wurden erschüttert. Tatsächliche und vermeintliche Gegensätze führten zu einer immer stärkeren Zerklüftung. Die Bürgerkriegsarmeen wuchsen immer mehr an. Hoffnungslosigkeit, Verwirrung und Verzweiflung gaben den Boden ab, den gewissenlose Abenteurer beackerten. Sie entflammten eine Art revolutionärer Leidenschaft und münzten die geistige Krise in künstliche Begeisterung um. Die Träger der demokratischen Ordnung aber waren dieser Auseinandersetzung nicht gewachsen. Unter der Flagge eines krankhaft verzerrten Nationalismus – gefördert durch die aktive und passive Hilfe eines verfälschten und missverstandenen Konservatismus – marschierte die unklare Massenbewegung der Unzufriedenen in den dunkelsten Abschnitt der deutschen Geschichte hinein.

Ein beträchtlicher Teil der jungen Generation zwischen den beiden Weltkriegen war von den hemmungslosen Demagogen eingefangen worden. So verhängnisvoll der politische Irrtum der damaligen Zeit in seinem Ausgangspunkt und erst recht in seinen Auswirkungen gewesen ist – den meisten der Beteiligten stellte er sich zunächst als etwas anderes dar. Das Auseinanderfallen im Volk spiegelte sich in der Jugend und ihren Verbänden wider. Viele hatten nicht den Missbrauch durchschaut, den die nationalsozialistischen Führer von Anfang an mit dem «nationalen» wie mit dem «sozialen» Teil ihrer Forderungen betrieben. Vielen wurde nicht bewusst, dass die Gefühlsappelle der neuen Machthaber unecht, ihre Wertmassstäbe unmöglich, ihre Beschwörung des deutschen Freiheitsstrebens unaufrichtig waren und das Dritte Reich tatsächlich mit einer Besetzung des eigenen Landes begann. Von der Haltung des Einzelnen her gesehen, gab es eine Reihe von Berührungspunkten zwischen den jungen, aktivistischen Kräften der einander schroff gegenüberstehenden Lager: denen, die dem braunen «Trommler» folgten und jenen, die auf dem linken politischen Flügel das Heil von einer «sozialen Revolution» erwarteten.

Ein nicht unbedeutender Teil der deutschen Jugend stand jedoch auch im Jahre 1933 noch – das sollte nicht vergessen werden – auf der Seite der Gegner einer Diktatur, die Knechtschaft bedeutete und zum Krieg führen musste. Die jungen Menschen in der Arbeiterbewegung, in den stark zusammengeschmolzenen demokratischen Mittelgruppen, im Reichsbanner, in zahlreichen konfessionellen und anderen Jugendverbänden und in Sportorganisationen hatten einen wesentlichen Anteil an dem ehrlichen, wenn auch unzulänglichen Bemühen, das Verhängnis abzuwenden. Nach der Machtergreifung wurde ihnen ein nicht unbeträchtlicher Teil des Blutzolls abverlangt. Söhne folgten ihren Vätern in die Zuchthäuser, junge Mädchen blieben von den Misshandlungen der SA und den

Foltern der Gestapo nicht verschont. Wo immer die Illegalität dann als eine Verpflichtung zur Aktivität und zur Erneuerung aufgefasst wurde, waren es vorwiegend jüngere Menschen, die ohne Furcht vor persönlichen Folgen in die Bresche sprangen.

Die nationalsozialistischen Machthaber gaben rasch zu erkennen, dass sie von einer eigenständigen Jugendbewegung nichts wissen wollten. Die «kämpferische» Note der Zeit vor 1933 wich bald einer äusserlichen Betriebsamkeit und dem blinden Gehorchen. Ein Ringen der jungen Generation um ihren Standort, ein Suchen nach positiven Werten war den Regierenden verdächtig und zuwider. Ihnen ging es allein darum, die jungen Menschen in einer Staatsjugend auszurichten, um sich ihrer als eines Machtinstruments bedienen zu können. Den wenigen, noch bestehenbleibenden, selbständigen Jugendverbänden wurde ein scharfer Kampf angesagt, bis auch diese gleichgeschaltet waren. Die HJ und ihre Nebenverbände haben es jedoch nicht verhindern können, dass sich auch auf dem völlig veränderten Boden oppositionelle Kräfte entfalteten.

Mancher junge Bursche, manches Mädchel reagierten früher oder später mit ursprünglichem Widerwillen gegen den ihnen zugemuteten ewigen Zwang, gegen ein Leben, das wiederum und nun erst recht ohne berufliche Verankerung und auch sonst leer blieb. Viele flüchteten in die private Sphäre. In engen Zirkeln fielen harte Worte über das Versagen und die Verirrungen der «Zwischengeneration». In zahlreichen Fällen erwies sich die Tradition stärker, als es den Regierenden lieb sein konnte. Es gab eine nicht geringe Zahl von Eltern, die den Kindern eine kritische Grundhaltung oder auch mehr mit auf den Weg zu geben vermochten: einen Halt im Glauben oder in humanistischer Gesinnung. Das freiheitliche Gedankengut der früheren Jugendbewegung – politischer, konfessioneller oder hündischer Richtung – blieb zumindest in kleineren Kreisen bewahrt. Das Streben nach der Befreiung aus hoffnungsloser Vermassung erhielt eine neue Bedeutung. Als «liberalistische» oder «individualistische» Elemente wurden solche Jugendlichen an den Pranger gestellt, die den Wert der Persönlichkeit und der Menschenrechte erkannt hatten. Einzelne gerieten auch mit dem Staat in Konflikt, weil sie sich gegen das auflehnten, was sie als Verrat an einem nationalen Sozialismus auffassten.

Nachdem die Staatsführung den zweiten Weltkrieg entfesselt hatte, opferte sie an den Fronten und unter den Trümmern der Städte die Blüte der deutschen und der europäischen Jugend. Es endete damit, dass kaum schulentlassene Kinder in die Volksgrenadierdivisionen gepresst oder zur Flak beordert wurden. Bedenkenlos wurde die deutsche Jugend in ein System gewollter Unmenschlichkeit verstrickt.

Das Fronterlebnis bedeutete jedoch für viele auch ein ernstes und beständiges Suchen

nach tieferen Lebensgrundlagen. Wo die Welt aus den Fugen geraten war, suchte der beste Teil der Jugend Zuflucht bei den Grundimpulsen der Liebe und Treue, der Kameradschaft und Verlässlichkeit. Die Macht der übermütigen Menschenverächter zerbrach, die einfachen Dinge und die echten Werte blieben trotz allem bestehen.

Wir begegnen diesen echten Werten, wenn wir etwa die «Kriegsbriefe gefallener deutscher Studenten 1939-1945» (Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen und Stuttgart) lesen. Darin klingt manche Stimme eines verzweifelnden Gewissens an, manch leidenschaftlicher Protest. Freiheit sei ein Fremdwort geworden oder ein sagenhafter Begriff, heisst es in einem Brief aus dem Sommer 1942. Die jungen Männer an der Front wüssten nicht mehr, um was sie kämpften: «Aber wir harren auf unserem Posten aus, und wenn es so ist: auf dem verlorenen.» Es gebe für ihn dort draussen kein «für», nur ein «gegen», sagt ein 22jähriger ein paar Monate vor seinem Tod im Herbst 1941: «Aber es ist meine Schuld, dass ich gezwungen falsch orientiert bin? Verflucht die Schuldigen.»

Oder auch dieses echt menschliche und alle Gefühle des Hasses bannende Bekenntnis von der Ostfront im Dezember 1941: «Brutale Gewalt ist das Kennzeichen für unser Jahrhundert, und so werden auch wir mitleiden müssen mit unseren russischen Brüdern und Schwestern, wir alle, denen Recht, Humanität und Menschenliebe eine Verpflichtung ihres Glaubens sind. Mitleiden – vor allem deshalb, weil es uns verwehrt bleibt, zu helfen, weil wir Hunderttausende, ja Millionen von Menschen leiden und hungern sehen, ohne die Möglichkeit zu haben, mit Wort und Werk gegen dieses Elend einzuschreiten. Welch ein unseliger Krieg ist dieses Menschenmorden im Osten Europas! Ein Frevel an der Menschheit!»

Hier stand der Soldat, der mit gutem Gewissen sein Vaterland zu verteidigen glaubte. Dort stand in nur scheinbarem Gegensatz zu ihm sein Kamerad, der mithelfen wollte, der nationalsozialistischen Herrschaft so bald wie möglich ein Ende zu bereiten. Diese jungen Menschen – wie die jungen Offiziere des 20. Juli – waren keine Landesverräter und erst recht keine Feiglinge. Sie folgten der Stimme ihres Gewissens. In den «Kriegsbriefen» ist vom letzten Gang eines «Fahnenflüchtigen» die Rede: «Er war ganz fest, ging aufrecht und zeigte nichts Jammerhaftes . . .»

Die Welt horchte auf, als man über ein Jahr vor dem 20. Juli von der Auflehnung und vom Mut der Geschwister Scholl und ihres Freundeskreises erfuhr. Ohne Aussicht auf einen unmittelbar greifbaren Erfolg boten sich diese jungen Menschen als Opfer an. In ihnen und den anderen jungen Kämpfern der Widerstandsgruppen trat der Kern der deutschen Jugendbewegung noch einmal hervor. Von dem Studenten der Medizin, Willi Graf, der einige Tage nach den Geschwistern Scholl verhaftet wurde und sieben Monate

in der Todeszelle auf die Vollstreckung des Urteils warten musste, berichtet ein Freund: «Als Sechzehnjähriger stiess er auf jene Angehörige der Jugendbewegung, die man die Jungenschaft nannte. Dieser Gruppe – eine, die nach dem Verbot der Bünde allen nationalsozialistischen Verlockungen ein unbeugsames Nein entgegensetzte – gehörte er bis zu seinem Tode an. Die meisten seiner Freunde erlitten ein ähnliches Schicksal wie er. Sie fielen im Krieg oder im Kampf gegen Hitler.»

Die Hoffnung der Jungen, die sich dem Ringen um ein besseres Deutschland verschrieben hatten, war auch zu allerletzt noch nicht geschwunden. Sie spricht in fast überschwenglichem Optimismus aus der Niederschrift eines der Mitarbeiter einer illegalen Gruppe in Berlin vom Januar 1945:

«Wir wollen neu beginnen! Wahrhaftig. Der Boden wird noch ein letztes Mal umgepflügt, um für eine neue gute Saat bereit zu sein. Es wird – oh, es wird.»

ANTON SCHMAUS

geboren am 19. April 1910 in München, war unter fünf Geschwistern der zweite Sohn des Gewerkschaftssekretärs und Reichsbannermitgliedes Johannes Schmaus in Berlin-Köpenick.

Nach Abschluss der Lehre als Zimmermann suchte sich Anton Schmaus neben seiner Berufsarbeit in Abendkursen auf einer Baufachschule weiterzubilden. Frühzeitig gehörte er der Sozialistischen Arbeiterjugend, bald dann der SPD und seit 1931 der Reichsbannerjugend an. Er galt dort als äusserst zuverlässig, konnte jedoch aus Zeitmangel nicht besonders aktiv in Erscheinung treten. Folgende Schilderung gaben Willy Urban und Paul Hasche, Freunde und Nachbarn der Familie Schmaus.

Seit Februar 1933 war der Bezirk Köpenick in höchste Beunruhigung versetzt. Rollkommandos der SA fuhren in Wäschereiautos vor den Häusern bekannter Nazigegner vor, holten diese heraus und brachten sie in SA-Lokale. Niemand war gewiss, ob er nach den Misshandlungen gesund oder lebend wiederkam.

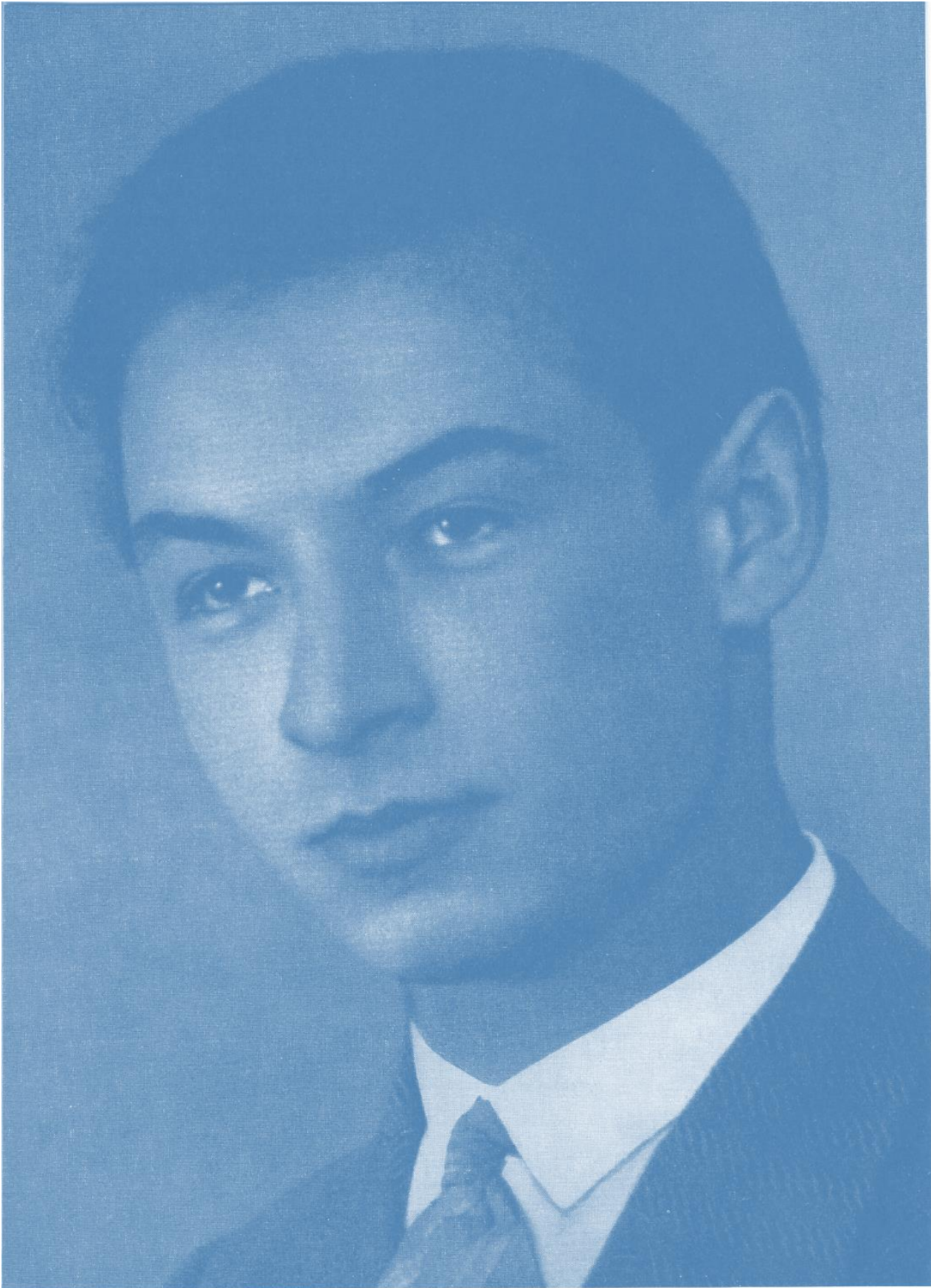
Am Morgen des 21. Juni hatte sich die Terroraktion zum höchsten Ausmass gesteigert. Die Köpenicker SA-Stürme waren eingesetzt und hatten im Laufe des Tages an mindestens 200 Personen ihre Gewaltakte verübt.

Anton Schmaus wurde abends bei seiner Rückkehr am Bahnhof gewarnt. Die SA war schon in den Mittagsstunden vor dem Schmausschen Hause vorgefahren und hatte die Wohnung der wegen ihrer vorbildlich-selbstlosen Haltung allgemein geschätzten Familie nach Vater und Sohn durchsucht. Anton wies den Rat, zu fliehen, entschieden zurück: «Ich habe die Rechtlosigkeit satt, ich will mich nicht ständig verstecken.»

Anton befand sich bereits im oberen Stockwerk im Bett, als die SA zur halben Nachtzeit gewaltsam ins Haus eindrang und die sich in den Weg stellende Mutter mit Tritten zurückstiess und niederschlug. Durch deren Hilferufe aufgeschreckt sah sich Anton auf der obersten Stufe der Treppe bereits den nach oben stürmenden SA-Leuten gegenüber. Er rief ihnen zu, dass sie das Haus verlassen sollten, andernfalls würde er schießen. Da diese nicht achtend auf ihn eindrängten, griff er in Notwehr nach seiner Pistole. Laut Polizeibericht vom 5. Juli 1933, Aktenzeichen I AdVI, brachen drei SA-Leute schwer verletzt zusammen und verstarben später im Krankenhaus. Ein vierter war durch einen Schuss seiner eigenen Leute tödlich getroffen.

Nach einem Sprung aus dem Fenster stellte sich Anton Schmaus freiwillig der Polizei. Die SA suchte nach ihm. Sie verlangte seine Herausgabe bei der Köpenicker Polizei. Diese lehnte das Ansuchen ab, liess jedoch Anton Schmaus aus Sicherheitsgründen durch zwei Schutzpolizeibeamte in das Polizeipräsidium Berlin überführen. Dasselbst sahen sich die Polizisten von etwa 30 bis 40 SA-Leuten umringt, die sich des Gefangenen bemächtigen wollten. Nach dem oben erwähnten Polizeibericht fiel aus ihrer Menge heraus plötzlich ein Schuss auf Anton Schmaus. Durch eine Rückenmarkverletzung gelähmt, verstarb er im Polizeikrankenhaus im Januar 1934. Sein Todestag ist unbekannt.

Der Vater, Johannes Schmaus, wurde von der SA am 22. Juni 1933 in seinem eigenen Hause erhängt; an vielen anderen wurden grausame Racheakte verübt. Das Wasser der Dahme schwemmte nach wenigen Tagen nahe der Grünauer Fähre mehrere Säcke mit Toten an. Unter ihnen wurden der frühere Ministerpräsident von Mecklenburg-Schwerin, Johannes Stelling, der Reichsbannerführer Paul von Essen und der Kommunist Pokern identifiziert.



Im Namen des Deutschen Volkes

In der Strafsache gegen

1. den Verwaltungslehrling bei der Sozialverwaltung in Hamburg *Helmuth Günther Hübener*, geboren am 8. Januar 1925 in Hamburg, zuletzt dort wohnhaft gewesen,
 2. den Schlosserlehrling *Rudolf Gustav Wobbe*, geboren am 11. Februar 1926 in Hamburg, zuletzt dort wohnhaft gewesen,
 3. den Malergesellen Karl Heinz *Schnibbe*, geboren am 5. Januar 1924 in Hamburg, zuletzt dort wohnhaft gewesen,
 4. den Verwaltungslehrling bei der Sozialverwaltung Hamburg, *Gerhard Heinrich Jacob Jonni Düwer*, geboren am 1. November 1924 in Altona, zuletzt in Hamburg-Altona wohnhaft gewesen,
- sämtlich z. Zt. in dieser Sache in gerichtlicher Untersuchungshaft,
wegen Vorbereitung zum Hochverrat
hat der Volksgerichtshof, 2. Senat, auf Grund der Hauptverhandlung vom 11. August 1942,
an welcher teilgenommen haben

als Richter:

Vizepräsident des Volksgerichtshofes Engert, Vorsitz,
Oberlandesgerichtsrat Fikeis,
NSKK-Brigadeführer Heinsius,
Oberbereichsleiter Bodinus,
Oberführer Gaugerichtsvorsitzender Hartmann,
als Vertreter des Oberreichsanwalts:
Erster Staatsanwalt Dr. Drullmann,
als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle:
Justizsekretär Wöhlke,

für Recht erkannt:

Es werden verurteilt:

Hübener wegen Abhörens eines Auslandssenders und Verbreitung der abgehörten Nachrichten in Verbindung mit Vorbereitung zum Hochverrat und landesverräterischer Feindbegünstigung z u m T o d e

und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit,

Wobbe wegen Abhörens eines Auslandssenders und Verbreitung ausländischer Rundfunknachrichten in Verbindung mit Vorbereitung zum Hochverrat zu
10 – zehn – Jahren Gefängnis,

Schnibbe wegen Abhörens eines Auslandssenders und Verbreitung ausländischer Rundfunknachrichten zu – fünf – Jahren Gefängnis
und *Düwer* wegen Verbreitung von ausländischen Rundfunknachrichten zu

4 – vier – Jahren Gefängnis.



HELMUTH HÜBENER

Auszüge aus der Urteilsbegründung:

Der Angeklagte Hübener ist jetzt 17 Jahre alt. Sein Vater ist derzeit im Sicherheitsdienst eingesetzt, die Mutter zu Hause. Er hat die Volksschule besucht und kam im Jahre 1938

in den Oberbau. Das Abschlusszeugnis, das er hier im Jahre 1941 erhielt, war überaus gut. Seit April 1941 ist er Lehrling für den gehobenen Verwaltungsdienst.

Hübener trat im Jahre 1938 dem Deutschen Jungvolk bei, wurde dann zur HJ überstellt und gehörte ihr bis zu seiner Festnahme an. Er gehört seit seiner Kindheit der Glaubensgemeinschaft «Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage» an.

Seit Sommer 1941 verarbeitete Hübener den Inhalt der abgehörten englischen Nachrichten zu Flugzetteln und Flugblättern... Insgesamt sind die Entwürfe oder Vervielfältigungen 20 verschiedener Hetzschriften dieser Art verfasst worden. Diese Flugblätter enthalten ausser den englischen Meldungen über die Kriegslage gemeine Beschimpfungen und Verdächtigungen des Führers und seiner Mitarbeiter, hetzerische Angriffe gegen die Massnahmen und Einrichtungen der nationalsozialistischen Staatsführung sowie die Aufforderung, durch den Sturz des Führers das Kriegsende herbeizuführen...

Sämtliche Angeklagten haben zugegeben, das Verbot des Hörens ausländischer Sender und der Verbreitung ausländischer dem Reich abträglicher Rundfunknachrichten gekannt zu haben. Im Übrigen haben sie sich wie folgt eingelassen:

Hübener: Die englischen Nachrichten hätten im Gegensatz zu den deutschen Meldungen, die er ebenfalls gehört habe, die Ereignisse in einem für England günstigen und dem Reich abträglichen Sinne dargestellt. Da sie aber alles viel eingehender behandelt hätten als die deutschen Berichte, habe er sie in den meisten Punkten für wahr gehalten und sich verpflichtet gefühlt, sie anderen Leuten zur Kenntnis zu bringen, damit auch diese die Wahrheit erfahren und besser unterrichtet seien...

Hübener, der von dem Zeugen Mons als ausgezeichnete und verlässliche Mitarbeiter bezeichnet wurde, hat in der Hauptverwaltung einen weit über dem Durchschnitte von Jungen seines Alters stehende Intelligenz gezeigt... Dass er schon immer Fähigkeiten über dem Durchschnitte aufgewiesen hat, zeigt seine Zuteilung zum Oberbau. Dann hat er für seine Abschlussprüfung einen politischen Aufsatz: «Der Krieg der Plutokraten» vorgelegt, der zwar vorwiegend eine Zusammenstellung enthält, aber in seiner Art nicht vermuten lässt, dass er damals erst im 15. oder 16. Lebensjahr gestanden hat. Die Arbeit ist ihrem inneren Gehalt und der Reife nach die Arbeit einer Person von weit über 18 Jahren. Das gleiche Bild gibt der Inhalt der Flugschriften, die von Hübener in Anlehnung an die Nachrichten verfasst worden sind. Auch hier würde niemand, selbst wenn er wüsste, dass ihr Inhalt nach Aufzeichnungen verfasst worden ist, vermuten, dass sie von einem erst 16- und 17-jährigen Jungen verfasst worden sind. . Damit war der Angeklagte wie ein Erwachsener zu bestrafen.

Das Todesurteil gegen Helmuth Hübener wurde am 27. Oktober 1942 vollstreckt.

HILDA MONTE

31. Juli 1914 – 18. April 1945

Als Hilda Monte 15 Jahre alt war, schrieb sie für das Berliner Blatt des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes «Der Funke». Drei Jahre später, zum Zeitpunkt der nationalsozialistischen Machtübernahme, war sie in England. Obwohl sie als Jüdin Grund genug zur Sorge um die eigene Zukunft gehabt hätte, gab sie die ganzen Kräfte ihres jungen und kurzen Lebens für die Organisation eines internationalen Widerstandes gegen das Naziregime und eine Befreiung des deutschen Volkes von diesem System hin. Über den Internationalen Sozialistischen Kampfbund nahm sie Verbindung zu politischen Freunden in den verschiedensten Ländern und – mit grossem Geschick – auch in Deutschland auf. In Wort und Schrift drängte sie darauf, durch die Beseitigung Hitlers etwas Entscheidendes gegen den Nationalsozialismus zu tun. Unter dem Pseudonym Hilda Monte – ihr eigentlicher Name war Hilde Meisel – brachte sie ihren Gesinnungsfreunden in Deutschland Literatur und Informationen, warnte sie in Gefahr und half ihnen bei der Flucht.

Während des Krieges schrieb sie in englischer Sprache eine Novelle unter dem Titel «Where Freedom Perished», mit der sie die Bedrängnis auch der Deutschen unter der nationalsozialistischen Diktatur im Ausland verständlich machen wollte. Etwa zur gleichen Zeit veröffentlichte sie das Buch «The Unity of Europe» – eine für ihre politischen und ökonomischen Kenntnisse sprechende Arbeit.

Auch in den Kriegsjahren suchte sie Möglichkeiten nach Deutschland zu kommen.

Im Jahr 1939 erreichte sie Lissabon, musste dann aber nach England zurückkehren. Sie fand schliesslich 1944 den Weg in die Schweiz und hoffte von dort nach Österreich und Deutschland zu gelangen. Im Frühjahr 1945 wurde sie von einer SS-Patrouille auf dem Rückweg in die Schweiz beim illegalen Grenzübergang erschossen.

Eine sehr nahe Freundin, Nora Platiel, zeichnet die früh Verstorbene mit folgenden Worten: «Hilda Monte, körperlich zart, geistig beweglich und frühreif, wandte sich in einem Alter, in dem sonst junge Menschen sich noch auf Examen vorbereiten, dem politischen Journalismus zu. Ihr klarer Verstand liess sie die Zusammenhänge der sozialen Struktur unserer Gesellschaft früh erkennen. Obwohl sie kein reguläres Studium durchführte, legen dafür zahlreiche volkswirtschaftliche und politische Arbeiten Zeugnis ab.

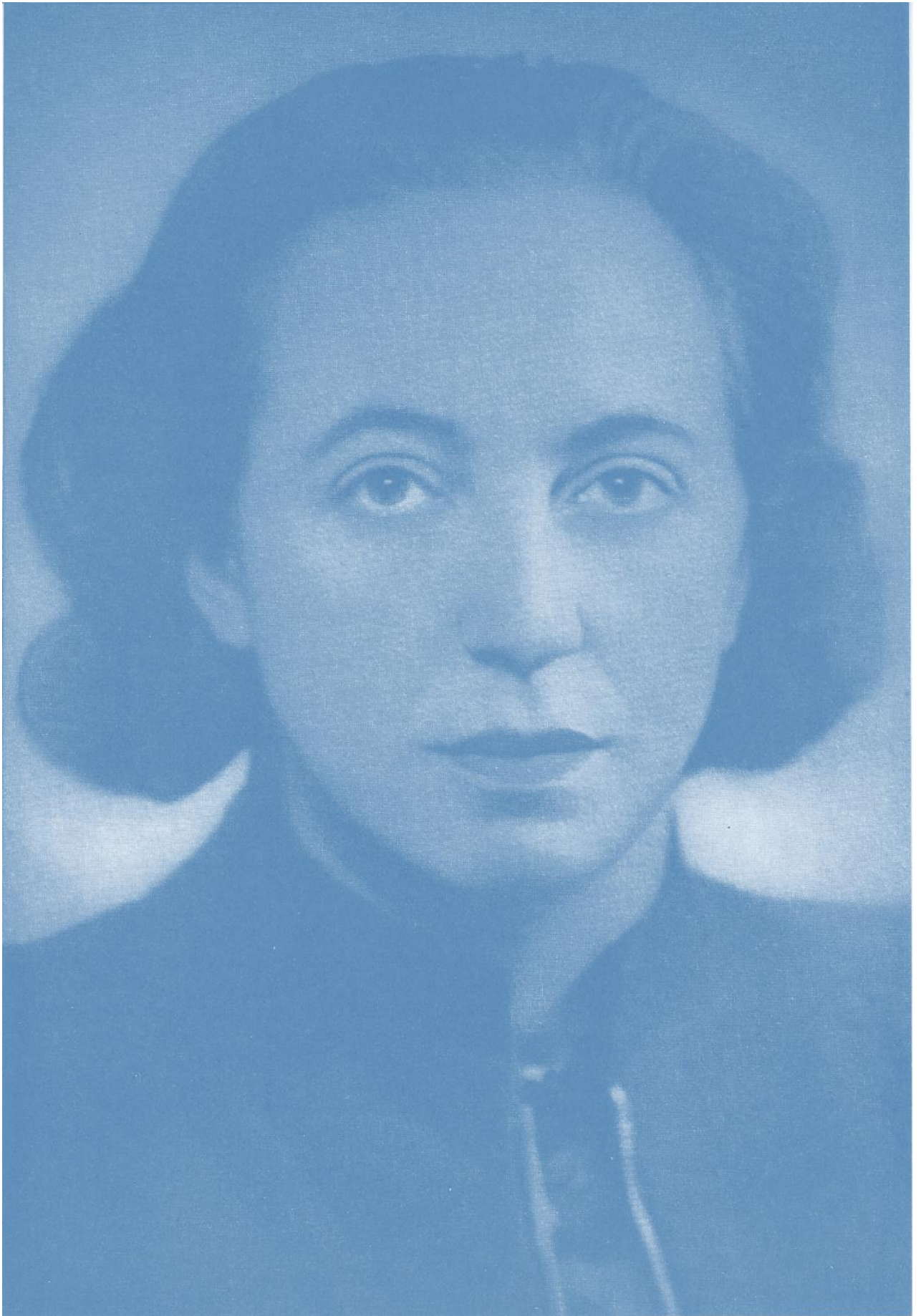
Nun lesen wir in ihren nachgelassenen Gedichten. Sie machen keinen Anspruch auf künstlerischen Wert, aber sie rühren irgendetwas in uns an. Ist es die tiefe Verbundenheit mit der Natur, mit der Kunst, mit der Welt des Schönen schlechthin, die uns aus diesen Gedichten so unmittelbar anspricht? Ist es der tiefe Ernst, der Hunger nach Gerechtigkeit?

Wir kommen dem Wesen Hilda Montes und dem Sinn und Wert dieser Gedichte vielleicht am nächsten, wenn wir sie nehmen als Äusserungen eines leidenschaftlichen, unruhigen Herzens, dem Mutlosigkeit und Trägheit fremd waren.»

Sprecht nicht von Mut ...

*Sprecht nicht von Mut,
o, sprecht mir nicht von Helden
und Heldentum!
Ich weiss, es gibt auch Helden,
und ihnen gebührt der Ruhm;
aber bei mir war es anders,
feiert mich darum nicht so sehr, –
Das Leben ist manchmal so drückend,
so beängstigend schwer,
dass man mehr Mut braucht zu leben,
als für einen grossen Zweck
sich selbst hinzugeben –
und ist dann über alles hinweg.
So lernt man den Tod verachten,
und das zu lernen ist gut;
doch die es dazu brachten,
beweisen erst ihren Mut,
wenn sie dennoch weiterleben,
Jahre – jahrzehntelang –
Feiert den nicht als Helden,
der nicht das Leben bezwang!*

Aus: Gedichte von Hans Lehnert, Hilde Meisel; Europäische Verlagsanstalt, Hamburg.



JONATHAN STARK

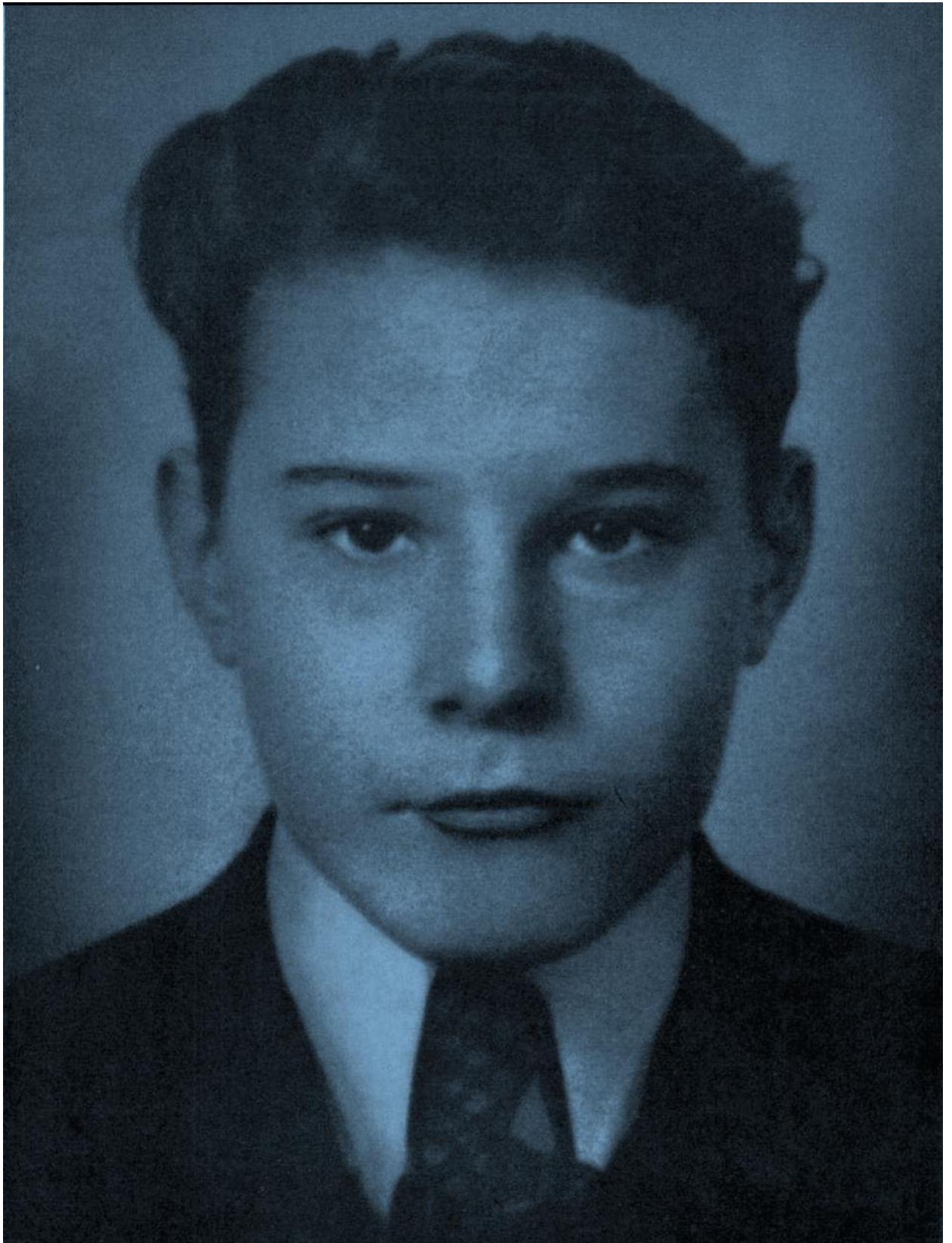
wurde am 8. Juli 1926 in Ulm an der Donau geboren. Seine Eltern, Zeugen Jehovas, erzogen den Sohn in streng biblischem Geist. Nach Abschluss der Volksschule erlernte er Lithographie. Auf der Kunstmalerschule in Ulm, die er während seiner Lehrzeit absolvierte, galt er als einer der besten Schüler. Am 1. Oktober 1943 musste er sich beim NS-Arbeitsdienst melden, was er nur schweren Herzens tat, weil dort zu dieser Zeit die Jungens bereits im Alter von 16 Jahren mit der Waffe ausgebildet wurden. Nach drei Tagen Arbeitsdienstlager holte ihn die Gestapo ab, weil sich der damals Siebzehnjährige getreu seinem Glauben geweigert hatte, den Eid auf Hitler abzulegen. Man nahm auch kurz danach seinen Vater in Haft, der seine Freiheit erst nach Kriegsende wiedererlangte. Jonathan Stark selbst wurde in das Konzentrationslager Sachsenhausen bei Oranienburg gebracht und dort Ende Oktober 1944 erhängt.

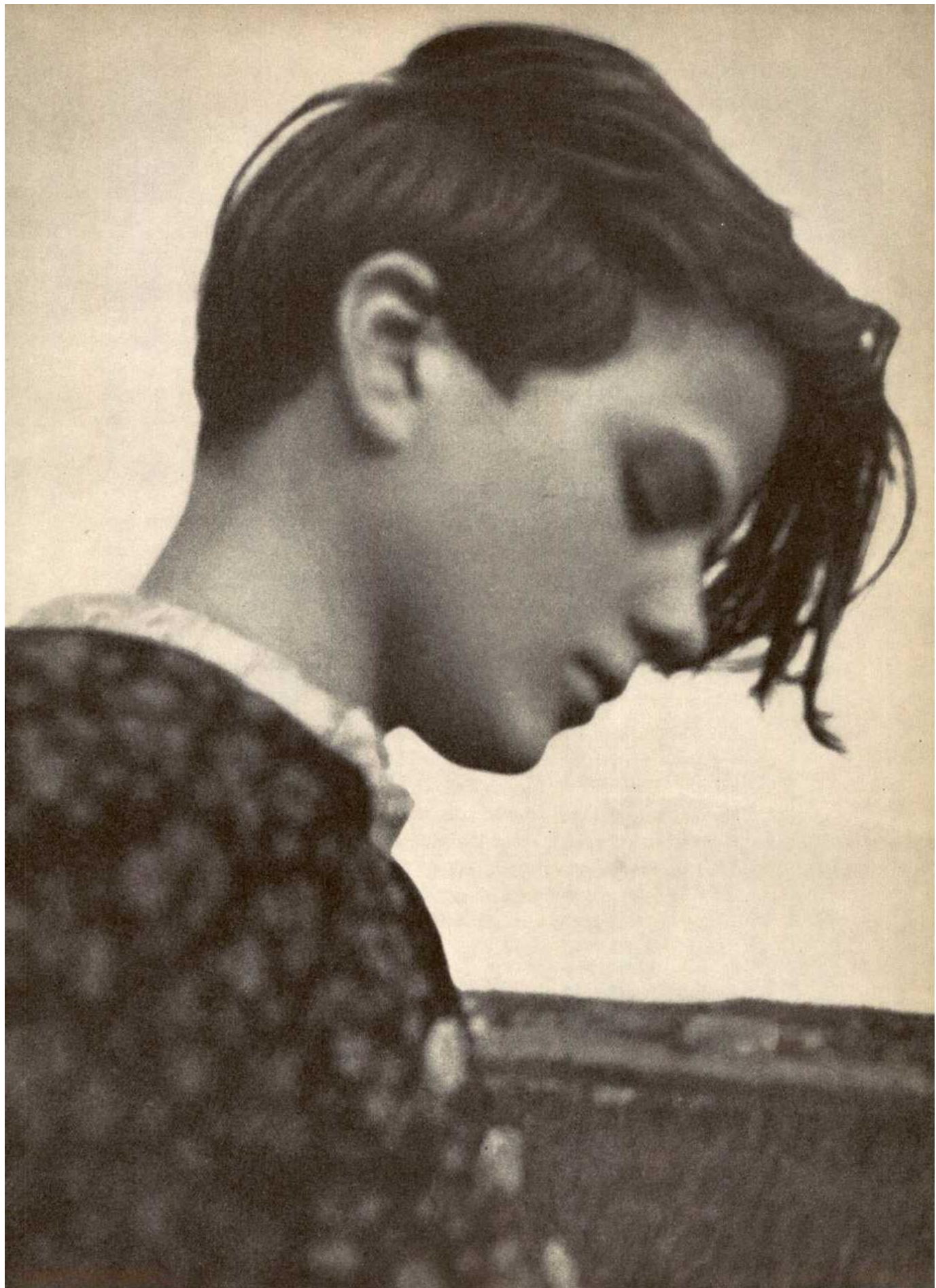
Über die Vorgänge berichtete Hermann Scheffel, der selbst viele Jahre in Sachsenhausen war und jetzt erneut als Zeuge Jehovas in der Sowjetzone zu einer langjährigen Zuchthausstrafe verurteilt ist, Folgendes:

«Es war im Herbst 1944, als ich hörte, dass der junge Bruder Jonathan Stark im Lager Sachsenhausen-Oranienburg eingeliefert wurde. Er kam in die Strafkompagnie nach Block 14, wo er gleich eine besondere Uniform bekam. Wir aber wussten genau, was diese Uniformen bedeuteten; es war die Totenuniform. Als ich davon hörte – es war zwar schwer verboten, ihn aufzusuchen –, machte ich mich auf, um mit ihm in Verbindung zu treten. Ich hatte auch Erfolg und habe mich über eine Stunde mit ihm ausgesprochen. Durch sein entschiedenes Handeln war er schon bei den anderen aufgefallen und machte sich damit in dem Kreise sehr beliebt. An dem ersten Abend, an dem ich mit ihm zusammen war, zeigte er ein ganz ruhiges Wesen, trotzdem er um sein Schicksal wusste. Er blieb freudig und bei jeder Verhandlung entschieden und fest, so dass seine Haltung selbst bei der SS Bewunderung hervorrief. Im ganzen Lager war er damals die grosse Sensation, alles sprach von ihm.

An einem Dienstagnachmittag war seine letzte Stunde. Von weitem konnten wir ihn nochmals vorn am Tor stehen sehen, aber wir konnten nicht mehr zu ihm. Er stand ruhig und fest am Tor. Ein Berufsverbrecher musste ihn aufhängen im Beisein des Lagerführers. Man legte ihm die Schlinge um den Hals. Da aber zögerte der Berufsverbrecher, der Lagerführer vergass auch den Befehl zu geben. Da fragte mit einem Male unser kleiner Junge: ‚Warum zögert ihr? Für Jehova und Gideon steht ein!‘ Das waren seine letzten Worte.»

Jonathan Stark war einer der 6034 «Zeugen Jehovas» zu jener Zeit in Deutschland. Von ihnen sind 5911 in den Jahren 1933-1945 verhaftet worden. Über zweitausend fanden dabei den Tod durch Hinrichtung, sonstige Gewaltakte, Hunger, Krankheit oder Frondienst.





AUS BRIEFEN UND TAGEBUCHAUFZEICHNUNGEN VON SOPHIE SCHOLL

9. 11.39.

... Man sollte überhaupt den Mut haben, nur an das Gute zu glauben. Ich meine damit nicht, an Illusionen zu glauben, sondern ich meine, nur das Wahre und Gute zu tun und bei anderen Menschen vorauszusetzen, wie man es mit dem Verstand nie tun kann. (Das heisst: immer undiplomatisch sein.)

16. 3. 40.

... Ich wünsche Dir sehr, dass Du diesen Krieg und diese Zeit überstehst, ohne ihr Geschöpf zu werden. Wir haben alle unsere Massstäbe in uns selbst, nur werden sie zu wenig gesucht. Vielleicht auch, weil es die härtesten Massstäbe sind.

13.1.41.

... Ich sehnte mich während der Bahnfahrt so sehr nach einem Gesicht, das dem meiner Geschwister oder Kameraden geglichen hätte. Kannst Du Dir das vorstellen? Nicht etwa Heimweh, nur die Erkenntnis eines Unterschiedes. Selbst die Jungen, deren ich viele im Zuge sah, waren nimmer jung, sie benutzten ihre Jugend nur zum Genuss. Aber meine Geschwister und Freunde, wenn auch oft unbeholfen, unwissender, waren doch voll guten Willens oder – voll Willens zum Guten.

Juli 1942.

Rufen möchte ich vor Freude, dass ich so allein bin, dass mein Körper von allen Seiten von dem wilden ungestümen Wind umspült wird; allein auf einem Floss möchte ich stehen, aufrecht stehen, über dem grauen Fluss, dessen eiliges Wasser der Wind nicht erregen kann. Rufen möchte ich da, dass ich so herrlich allein bin.

Der Wind reisst den blauen Himmel auf, da kommt die Sonne heraus und küsst mich zärtlich. Ich möchte sie wiederküssen, doch gleich habe ich meinen Wunsch vergessen, weil der Wind mich jetzt anspringt. Ich spüre, wie herrlich hart ich bin, ich lache laut vor Freude, weil ich dem Winde ein solcher Widerstand bin. Alle Kräfte spüre ich in mir.

10. 2. 43.

Wahrscheinlich werde ich im nächsten Sommer auch zum Arbeitseinsatz herangezogen. Ich bin nicht so unglücklich darüber, weil ich auch noch leiden will (das ist zu viel gesagt, ich meine: dass ich wenigstens noch unmittelbarer betroffen sein will) unter der ganzen Zeit. Verstehst Du, das Mitleiden fällt oft schwer und wird leicht zur Phrase, wenn der eigene Körper nicht weh tut.

HEINZ BELLO

5. September 1920 – 29. Juni 1944

«Wie ohnmächtig sind wir Menschen doch dem Tod gegenüber. Was wäre das Leben ohne Glauben? Es wäre zum Verzweifeln, wenn wir nur in ein Nichts zurücksänken.»

Diese Worte des vierundzwanzigjährigen Sanitätsfeldwebels Heinz Bello unmittelbar vor seiner Erschiessung übermittelte der damalige Wehrmachtppfarrer Kreuzberg der Familie. Und weiter berichtete dieser Pfarrer, der viele junge Soldaten zu der Richtstätte begleitete, über die Vorgänge jenes Tages:

«Es war morgens 6 Uhr, als Heinz im Geschäftszimmer des Wehrmachtsuntersuchungsgefängnisses Berlin die Mitteilung erhielt, dass das Gnadengesuch abgelehnt sei und das Todesurteil ‚heute Morgen um 8 Uhr durch Erschiessen vollstreckt‘ werde. Heinz nahm das Urteil ernst und ruhig entgegen. Ich ging dann mit ihm in seine Zelle zurück. Nachdem wir beide Platz genommen, sagte er: ‚Es ist wohl so Gottes Wille. Ich bin gestern von Spandau nach hier verlegt worden. Diese Nacht habe ich nicht so gut geschlafen wie sonst. Mir kam der Gedanke, wenn ich heute sterben müsste, dann wäre es gerade am Festtage der Märtyrer Peter und Paul. Ich sterbe für ein christliches Deutschland. Ich will sterben für die Wiedervereinigung der Kirchen in Deutschland, dass doch alle wieder in Frieden leben können. Mein letztes Wort soll sein: ‚Omnia ad majorem Dei gloriam! Alles zur grösseren Ehre Gottes‘...

Ich fuhr mit ihm und dem evangelischen Pfarrer und einem evangelischen jungen Soldaten aus Hamburg zusammen in einem geschlossenen Wagen hinaus zu den Schiessständen, wo wir um 7.55 Uhr eintrafen. Nach der Ankunft verliess der andere Soldat mit dem Pfarrer den Wagen. Im Augenblick als der Schuss fiel, sagte Heinz: ‚Herr, gib ihm die ewige Ruhe! Wir beteten ...

Dann war es Zeit. Ich begleitete ihn zum letzten Gang. Das Urteil wurde nochmals verlesen. Auf die Frage, ob er noch eine Bitte habe, erklärte er, er möchte frei sterben, ohne die Augen verbunden und die Hände gefesselt zu haben. Diese Bitte wurde ihm gewährt. Aufrecht stand er zum letzten bereit. Noch einmal gab ich ihm den Segen und die Hand zum Abschied. Dann betete er, leise die Lippen bewegend, aufrecht zum Himmel schauend.»

Heinz Bello wurde am 5. September 1920 in Breslau als Sohn eines Steuerbeamten geboren. Er legte sein Abitur in Wesel im März 1939 ab, erfüllte anschliessend die Arbeitsdienstpflicht und wurde nach Kriegsausbruch eingezogen. Zum medizinischen Studium freigestellt, begann er im Januar 1940 an der Universität Münster i. W. zu studieren. Aber eine erneute Einberufung zum Wehrdienst erfolgte im Oktober des gleichen Jahres.

Im Sanitätsdienstgrad nahm er am Vormarsch auf Moskau teil, erhielt das EK II und die Ostmedaille. Die Versetzung von der Front in eine Studentenkompanie des Heimatgebietes ermöglichte ihm die Fortsetzung seines Studiums. Nach unerschrockenen Bergungsarbeiten während eines Fliegerangriffs auf Münster am 10. Oktober 1943 und einer Kopfverletzung durch einen Bombensplitter wurde ihm das Verwundetenabzeichen verliehen.

Am 18. März 1944 stand Heinz Bello vor dem Militärzentralgericht Berlin-Charlottenburg. Zwei sogenannte Kameraden einer anderen Studenten-Kompanie hatten folgenden Vorgang zur Meldung gebracht: Am 20. Juli 1943 war Heinz Bello, einen Tag vor dem medizinischen Vorexamen, zur Brandwache im Gebäude der Studentenkompanie befohlen worden. Über diesen rücksichtslosen Befehl erregt, hatte er nach dem Betreten des Dienstgebäudes seinem Herzen in scharfen Worten über Militarismus, Nationalsozialismus und die korrupten Parteispitzen Luft gemacht. Dabei hatte er auf das Kreuz, das noch aus früherer Zeit an der Wand des als Unterkunft der Studentenkompanie dienenden Gebäudes hing, hingewiesen und ausgerufen: «Solange der dort oben lebt, werden die Bäume nicht in den Himmel wachsen.»

Von der Einleitung des Verfahrens bis zum Prozess war Heinz Bello auf freiem Fuss. In dieser Zwischenzeit lehnte er das Angebot einiger Freunde, ihn in die Schweiz zu bringen, ab, weil er nicht wollte, dass seine Angehörigen unter den Folgen einer solchen Flucht leiden müssten.

So fuhren Vater und Sohn zu dem anberaumten Termin nach Berlin. Die Verhandlung begann um 13 Uhr, wurde jedoch sehr bald durch Fliegeralarm unterbrochen. Während des zweistündigen Alarms gab der Rechtsanwalt Vater und Sohn zu bedenken, dass die Sache nach der sich bis jetzt abzeichnenden Prozessführung überaus ernst stehe. Trotz dringenden Anratens, die Gelegenheit zur Flucht aus dem unbewachten Luftschutzkeller zu nutzen, lehnte Heinz Bello es wiederum ab, von einer solchen Möglichkeit Gebrauch zu machen.

Um 16 Uhr konnte die Verhandlung fortgesetzt werden und nach einer knappen Stunde lag folgendes Urteil vor:

«Der Sanitätsfeldwebel der Reserve Fahnenjunker Heinrich Bello, Zivilberuf: cand. med., wird durch Urteil des Feldkriegsgerichts des Zentralgerichts des Heeres wegen Zersetzung der Wehrkraft zum Tode, Wehrunwürdigkeit und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit verurteilt.»

Nach der Urteilsverkündung wurde Heinz Bello in Haft genommen und in das Militärgefängnis Berlin, Lehrter Strasse, gebracht. Da gegen das ergangene Urteil kein Rechtsmittel zulässig war, reichte der Rechtsanwalt am 19. April 1944 beim Gericht der Wehrmacht-Kommandantur, Berlin-Charlottenburg, ein Gnadengesuch ein. Am 10. Juni 1944 ist das Urteil jedoch von Generaloberst Fromm bestätigt worden, und zwar auf Grund der Stellungnahmen des Reichsstudentenführers und der Kanzlei des «Führers». Das Todesurteil wurde am 29. Juni 1944 im M.G.-Schiessstand Berlin-Tegel vollstreckt.



FRIEDRICH KARL KLAUSING

am 24. Mai 1920 in München geboren, wurde als Mitglied der christlichen Pfadfinder nach der Machtübernahme 1933 in die HJ eingegliedert. 1938 legte er sein humanistisches Abitur ab und trat nach einem halben Jahr Arbeitsdienst im Herbst 1938 als Fahnenjunker in das Infanterie-Regiment 9 ein. Er nahm am Polen- und Frankreich-Feldzug teil, erhielt das EK I und dann die Ernennung zum Offizier.

Nach einer schweren Verwundung bei den Kämpfen um Stalingrad wurde er zum Oberleutnant befördert und nach einer zweiten schweren Verwundung 1943 in Russland zum Innendienst beim Oberkommando der Wehrmacht versetzt.

Die Gestalt dieses jungen Offiziers steht für eine ganze Generation, die unter dem Eindruck, ja, im Geist des Nationalsozialismus aufgewachsen ist, dann aber durch Gedanke und persönliche Erlebnisse getrieben wurde, den Ruf des Gewissens aufzunehmen und aus eigener Kraft zu erfüllen. Die innere Auseinandersetzung beginnt an der Front mit der Frage nach dem Sinn des Krieges; sie vertieft sich, als Klausning nach einer Verwundung in der Heimat Dienst tut. Er begegnet einem älteren Freund aus seinem Frontregiment, Fritz v. d. Schulenburg, der ihm – erfahrener und wissender – die Augen öffnet und ihn für seinen Widerstandskreis gewinnt. Die zertretenen Ideale der Jugend fallen, verraten von einer verbrecherischen Führung. Klausning wird Adjutant Stauffenbergs, den er mit der Bereitschaft des jungen, doch politisch gereiften Herzens verehrt.

Ein Leben der Selbstverleugnung, der Konspiration beginnt, bis nach vielen Fehlschlägen und langem Warten der 20. Juli da ist. Trotz einer Erkrankung ist Klausning mittags in der Bendlerstrasse und mobilisiert die in Potsdam wartenden Freunde. Er erlebt die Verhaftung und Erschiessung der Offiziere um Stauffenberg, entkommt jedoch in später Nacht. In dem Zehlendorfer Haus der Ärztin Vera Gaupp sucht er, wie häufig die Wochen zuvor, illegale Zuflucht. Bei Wolfgang Gaupp, dem Eingeweihten und Mitverschworenen, verbringt er die folgenden Stunden in schwerem Kampf um die rechte Entscheidung. Er wählt nicht Selbstmord oder Flucht, sondern stellt sich am Morgen. Unter dem Verdikt des Volksgerichtshofs stirbt er am 8. August 1944 mit seinen Kameraden.

Über die letzten Stunden vor der Verhaftung schreibt Vera Gaupp nach der Darstellung ihres Bruders Wolfgang:

«Bleich, verstört, in grösster seelischer Erregung und Verzweiflung kam er nachts um 12 Uhr zu Hause an, legte in Anwesenheit meines Bruders die Pistole auf den Tisch und sagte, dass er sich nunmehr erschiessen müsse, da alles verloren sei und er das Schicksal seiner Kameraden teilen müsse. Die Diskussion dauerte die halbe Nacht; sie ging um Flucht, Selbstmord oder gemeinsamen Tod mit den Kameraden. Den Gedanken an Selbstmord gab er zuerst auf, da er uns nicht gefährden wollte. Auch schien ihm dieser Weg keine Lösung und Besiegelung seines Willens. Flucht hielt er für feige, sie mochte auch die gefährden, die ihm dabei helfen wollten. So schien ihm nur mehr der eine Weg möglich, sich zu Stauffenberg und seinem Einsatz zu bekennen und in den Bendlerblock zurückzukehren. Es gelang Wolfgang nicht, ihn von der Sinnlosigkeit dieses Opfers, mit der der Sache nicht mehr zu dienen sei, zu überzeugen. Klausning bestimmte die Pflicht der Kameradschaft, für die ihm sein Leben ein angemessener Preis schien. Als er am anderen Morgen um 8 Uhr aufbrach, um sich zu stellen, war er ruhig, gefasst und ohne Furcht. Er wusste seinen Weg.»



MICHAEL KITZELMANN

als Bauernsohn am 29. Januar 1916 in Horben bei Brugg im Allgäu geboren, besuchte anschliessend an die Volksschule das Knabenseminar in Dillingen. Nach Abschlussprüfung und Arbeitsdienst studierte er drei Semester Theologie in St. Stephan, Augsburg, und meldete sich dann 1937 freiwillig beim 20. Inf.-Reg. in Lindau, um seine Militärdienstpflicht zu erfüllen. Doch am 9. Januar 1938 schreibt er bereits an einen Studienfreund: «So muss ich mich halt beugen 2 Jahre lang unter das grauenvolle Joch dieses so geistlosen, abstumpfenden Militärdrills, der jetzt schon in den ersten Wochen einen so unerträglichen Druck auf meine Seele ausübt.»

Am Polenfeldzug nahm er als einfacher Soldat teil. Aus dieser Zeit Hegt eine Nachricht von ihm an Freunde im Nachbardorf vor: «Nie werde ich erzählen, was ich erlebt und gesehen habe.»

Nach einem Unteroffizierslehrgang in Döberitz wurde er 1940 im Frankreichfeldzug zum Leutnant befördert und erhielt das EK II.

Während des Russlandfeldzuges war Michael Kitzelmann Kompanieführer im Inf.-Reg. 199. Das Kriegsgericht verurteilte ihn am 3. April 1942 wegen sogenannter Zersetzung der Wehrkraft zum Tode. Das Urteil wurde am 11. Juni 1942 in Orel durch Erschiessen vollstreckt. Einzelheiten über die Verhandlung sind nicht bekannt. Die immer stärkere Kritik Michael Kitzelmans an der Staatsgewalt war jedoch nicht verborgen geblieben. Sie fand in Worten wie den folgenden ihren Ausdruck: «Wenn diese Verbrecher siegen, mag ich nicht mehr leben.»

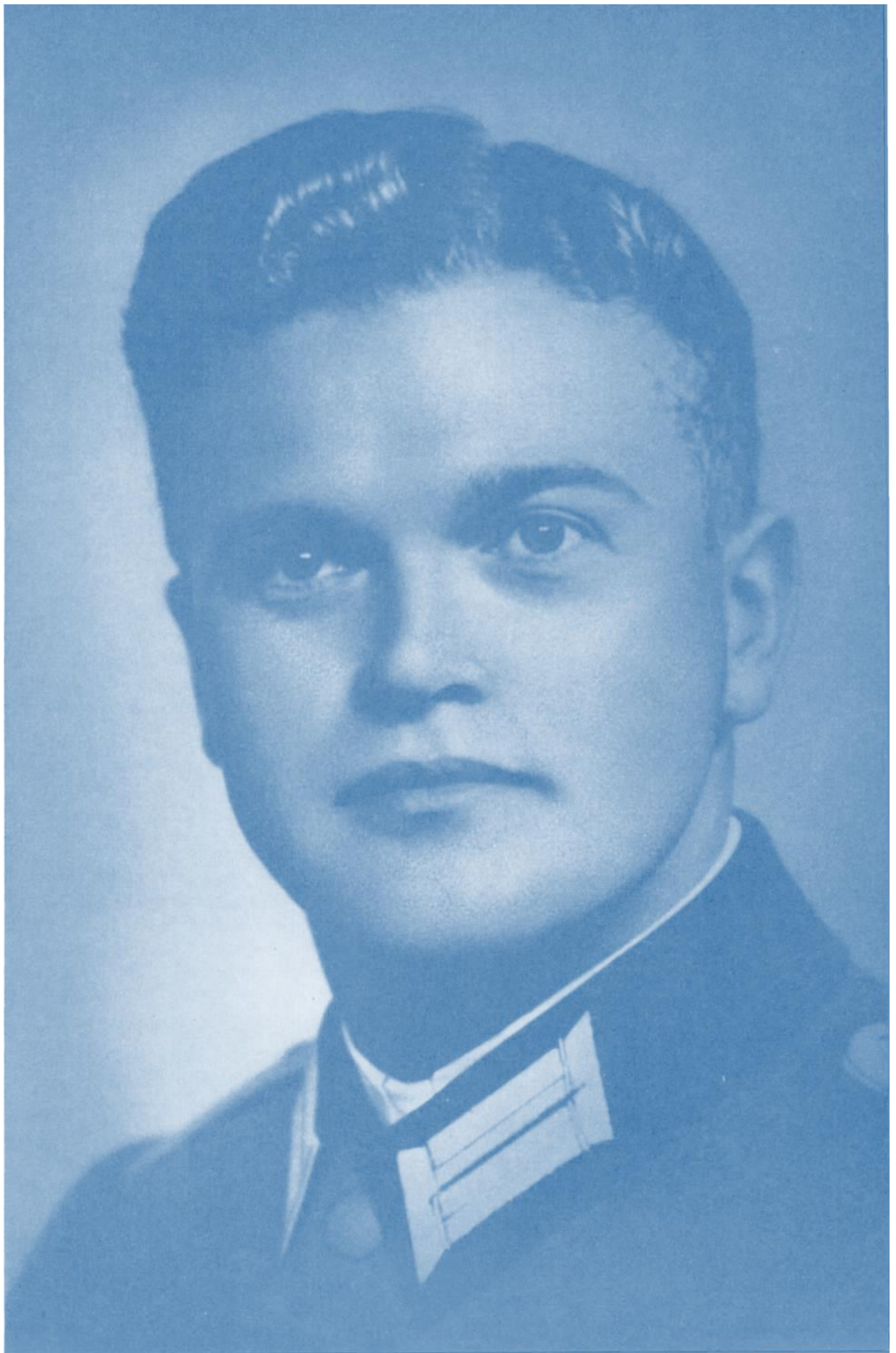
In der Haftzeit schrieb Leutnant Michael Kitzelmann in sein Tagebuch:

Am 11. April 1942 betrat ich das Militärgefängnis in der Festung von Orel. Die Festung, ein massiver, breiter, rosa getünchter, an den vier Ecken mit wuchtigen Rundtürmen bewehrter Bau, liegt im Norden der Stadt am Steilufer der Oka. Dumpfe, kalte Mauerluft schlägt mir im dunklen Gang des Obergeschosses entgegen. Ich werde der Gefängniswache übergeben...

Die Zelle, im Nordwestturm gelegen, hat etwa 4,5 m im Durchmesser und ist ebenso hoch. Sie hat einen hölzernen Fussboden und eine gemauerte Gewölbedecke. Ein Rundbogenfenster durchbricht nach Westen hin die fast meterdicke Mauerwand. Vor dem Fenster ist ein starkes Eisengitter in die Mauer eingelassen. Erst am Abend, und da nur spärlich, fliessen die goldenen Sonnenstrahlen in die öde Einsamkeit herein. Eine mächtige Tür aus Eichenbohlen mit reichlichen Eisenbeschlägen schliesst den Raum ab...

Finsternis und Grauen umnachten meine Seele. Stille, unerträglich still ist es um mich. Hilflos, verlassen, bin ich mir selbst überlassen. Zum Tode verurteilt! –

Die ganze Härte des furchtbaren Militärgesetzes hat mich getroffen. Über Nacht bin ich zum Verbrecher gestempelt worden und das wegen etlicher Äusserungen und Schmähungen gegen die Staatsgewalt. Und dafür habe ich nun das Leben verwirkt, auch aller meiner Ehre sehe ich mich entblösst, ausgestossen bin ich aus dem Kameradenkreis und der menschlichen Gesellschaft. Wie kann das alles möglich sein? Habe ich nicht bis jetzt in



meinem Leben einen untadeligen Leumund besessen? Haben mich nicht alle, die mich kennenlernten, als pflichterfüllten anständigen Menschen betrachtet? Was ist denn eigentlich noch Recht und Gerechtigkeit in dieser Welt? Und habe ich nicht vier lange Jahre dem Vaterland gedient in Ehren? Zwei Jahre bin ich doch im Felde gestanden, habe an drei Feldzügen teilgenommen, oft genug meinen Opfermut gezeigt und bewiesen. O Vaterland, ist das dein Dank?

Zu all dem wächst in meinem Herzen eine schreckliche Angst um die Heimat. Sind doch aus meinem Koffer und aus der einlaufenden Post etliche Briefe von Vater, Mutter und Freunden durch das Gericht beschlagnahmt worden. Wie wird es ihnen ergehen? Werden auch sie noch gerichtlich verfolgt werden? Dann wäre das Unglück unabsehbar. Und kein Mensch kann mir helfen. Man muss es geschehen lassen, wie es kommt.

Wer vermöchte meine Seelenqualen zu ermessen? Wie furchtbare Gespenster verfolgen sie mich Tag und Nacht. Und dabei diese entsetzliche Verlassenheit, dieses Eingesperrtsein, diese erdrückende Stille. Stundenlang schreite ich in der Zelle umher, um meine Schritte zu hören; ich heize den Ofen, nur um das Knistern des Feuers zu hören, ich fange an laut zu beten, um meine eigene Stimme zu vernehmen. Und ich schreie empor zum Himmel, zu Gott um Hilfe in meiner gewaltigen Seelennot. ..

Von unbeschreiblichem Heimweh ist mein Herz zerwühlt, dieses Weh übersteigt alle anderen Kümernisse. Die ferne, liebe, schöne Heimat; nie mehr wirst Du sie wiedersehen, das liebe Elternhaus, den Garten davor, die vielen Obstbäume, die grünen Wiesen und die rauschenden Wälder rundum, das Tobel, das stille Pfarrkirchlein im Argental, den Kranz der nahen Berge. Ein Gottesgarten, ein halber Himmel bist du auf dieser leidvollen Welt...

Welch namenloses Leid habe ich durch mein Ungeschick über Euch alle, Ihr Lieben, bringen müssen, meiner vielliebten Mutter, dem guten Vater, den treuen Geschwistern, allen Verwandten und Freunden. Der grösste Schmerz für ein Menschenherz ist es, der Liebe weh tun zu müssen...

Wer auch wollte mir diese Erdgebundenheit und diese Seelennot, dieses brennende Heimweh verübeln! Haben doch selbst Christus, den Sohn Gottes, an jenem Berg der Ölberge namenloses Leid und Grauen zu Boden geworfen angesichts des bevorstehenden Opfertodes. Und wie schmerzlich hat er die Trennung von seinen Lieben empfunden. Am Gartentor liess er sie warten; seine besten Freunde nimmt er noch mit hinein und fordert sie auf, mit ihm, für ihn zu beten. Und während seines Gebetes kehrt er dreimal zu ihnen zurück, er will nicht allein sein. Er sucht die Teilnahme seiner Freunde.

In flehentlichem Gebet wende ich mich an Jesus den Gekreuzigten, der uns den Weg durch bitterstes Leid gebahnt und vorangegangen ist. Er aber spricht zu mir: «Wenn du mein Jünger sein willst, so nimm dein Kreuz und folge mir!»

Und wieder rufe ich ihn an: «Herr, ich bin ja noch so jung, zu jung für ein solch schweres Kreuz; mein Leben ist noch ungelebt, all meine Hoffnungen, Ziele, Pläne unerfüllt.»

Und er sagt zu mir: «Sieh' an, auch ich war jung, hatte das Leben noch vor mir und jung habe ich mein Kreuz getragen und mein junges Leben hingegeben.»

Abermals klagt meine Seele: «Sieh' an mein bitteres Heimweh, das Leid der Meinen. Lass mich zum Leben zurückkehren und lass mich ihrer Liebe nicht weh tun.»

Jesus aber entgegnet mir: «Wenn du nicht aller Habe, aller irdischen Liebe entsagst, kannst du nicht mein Jünger sein. Folge mir!»

Und wieder beginnt meine Seele zu klagen: «Ach, Herr, zu schwer lastet die Drangsal auf meiner Schulter; nimm weg von mir das schreckliche Joch; kürze ab mein Leid und trockne mein Tränen!»

Voll Liebe spricht sein Mund: «Mein Sohn, nur Mut, verzage nicht! So schwer habe ich gelitten für euch Menschen, auch für dich, hab euch den Himmel aufgeschlossen. Und ich bleibe bei euch bis an das Ende.»

Ich antworte dem göttlichen Heiland: «Hab tausend Dank für deine allerbarmende Liebe, mein Erlöser! Ich will dein Jünger sein und dein Kreuz dir nachtragen. So nimm du meine Hände und führe mich bis an mein selig Ende und ewiglich» ...

Die schwersten Stunden, das sind die frühen Morgenstunden. Bei jedem Erwachen fällt von Neuem die ganze Furchtbarkeit meines Schicksals wie ein zermalmender Felsblock auf meine Seele. Todesbängen erfüllt mein Herz; wie oft noch wirst du dich hier hinlegen zur Ruhe? Wirst du den morgigen Tag noch erleben? Es ist mir zumute wie einem Ertrinkenden. Verzweifelt suche ich nach einem Halt. Ich klettere förmlich am Kreuz des göttlichen Heilandes empor, um wieder Trost und Kraft zu erleben in diesem furchtbaren Geisterkampf. Ich beginne meine Morgenandacht und verharre solange darin, bis sich mein Herz wieder beruhigt hat.

24. Mai, Pfingstsonntag! Pfingsten im Gefängnis im Schatten des Todes! Die leidvollen und schrecklichen Stürme in meiner Seele haben sich etwas beruhigt. Die Pfingstsonne, der göttliche Geist, der Tröster und Seligmacher, leuchtet auch in meine hoffnungslose Verlassenheit. Und indem ich in und mit der Heimat die Wiederkunft des Heiligen Geistes feiere, fällt auch in meine einsame Klausur ein Schimmer des heimatlichen Pfingstglanzes. Und als stünde ich zu Hause in der Schar der Kirchenchorsänger, singe ich immer wieder das vielgesungene, unsterbliche Pfingstlied «Veni creator Spiritus». Ich weiss mich in Gottes Nähe; da verebben alle menschlichen Nöte und Leiden; da verliert selbst die schreckliche Maske des Todes ihre Schrecken...

Mein Leben ist ganz und gar ein Einsiedlerleben geworden. Mein Tagewerk ist Gebet, Lesen der Heiligen Schrift und ab und zu Tagebuch oder Brief schreiben. Unerhört schmerzlich ist dieses Sichlostrennen vom Leben, von der Vergangenheit, von allen guten Hoffnungen und Plänen und besonders von der liebenden und geliebten Heimat. So schwer ist es, in solcher Trübsal sich ganz in Gottes Willen zu versenken; aber es ist der einzige bleibende Trost und Halt, in solchem Unglück und Leid mannhaft und aufrecht auszuharren bis ans Ende...

Am 11. Juni 1942, nachmittags 17 Uhr, wird mir mitgeteilt, dass mein Gnadengesuch verworfen wurde und dass die Vollstreckung des Urteils am 12. Juni 1942, morgens 8 Uhr, stattfindet.

Herr, Dein Wille geschehe.

Abends wird mir noch eine grosse Freude zuteil: Der liebe, gute Pfarrer Schmitter ist zurückgekehrt und will die letzten Stunden meines Lebens mit mir gehen. Bis nach Mitternacht verbleibt er bei mir. Ich lege ihm meine letzten Wünsche und Grüsse an die Heimat ans Herz und bespreche mit ihm den Verlauf der letzten Stunde. Er verspricht mir, um 6 Uhr pünktlich wiederzukommen. Ich werde dann nochmals eine Lebensbeichte ablegen. Dann feiern wir zusammen eine heilige Messe mit Kommunionfeier ...

Gott hat mir das grosse Glück einer gnadenvollen Todesstunde bereitet.

GELEBTE LEHRE

Die Geschichte der Kultur, in der menschliches Denken sich entfaltet und zur Wirkung drängt, ist mit der Geschichte der Freiheit eng verbunden. Aus dem fruchtbaren Widerstreit der Denker, Erzieher, Wissenschaftler, Schriftsteller erwuchs erst jener Reichtum an Fragen und Antworten, der einer vielfältigen Wirklichkeit im Leben der Einzelnen wie der Völker entspricht. Denn nur in der freien Auseinandersetzung der Geister, nur im freien Austausch der Meinungen gewinnt das menschliche Zusammenleben den Raum und die Atmosphäre, die echtes Streben nach Erkenntnis und Wahrheit gedeihen lassen.

Das System der unbedingten Unterwerfung, mit dem der nationalsozialistische Führerstaat alle Daseinsbereiche seiner Bürger zu ergreifen und zu reglementieren suchte, konnte sich darum nicht mit der Eroberung der politischen Herrschaft begnügen. Es trat zugleich mit dem totalitären Anspruch auf, seine Vorstellungen, die auf Unterdrückung und Vernichtung gestellt waren, auch als Weltanschauung rücksichtslos durchzusetzen. Das «Dritte Reich» traf hier auf eine Fülle von Gedanken und Überzeugungen, es traf auf persönliche Meinungen wie auf wissenschaftlich begründete Auffassungen, aus denen sich bislang Kultur, Welterkenntnis und Haltung zum Leben in immer neuen schöpferischen Akten geformt hatten. Da sind die Prinzipien und das Ethos einer objektiven Wissenschaft, die sich nur unter Verleugnung ihres eigentlichen Wesens in den Dienst einer einseitigen Herrschaftsdoktrin stellen lässt. Da ist die Meinungsfreiheit der Presse; ihre Unterdrückung durch ein despotisches Propagandazentrum, das zugleich Funk und Film kontrolliert, beseitigt die Möglichkeit zu selbständiger Wahl der Nachrichten, zu freier Unterrichtung über das zeitgenössische Geschehen. Da ist nicht zuletzt das weite Feld der Erziehung: an die Stelle vielseitiger Förderung und Entfaltung tritt die rücksichtslose Abrichtung der heranwachsenden Menschen auf die Formeln der Diktatur. So suchte die neue Herrschaft von Anbeginn nicht allein mit den Überwachungsmethoden des Polizeistaates, sondern mit unbedingter Forderung nach Anerkennung der national-

sozialistischen Lehren die Menschen in den Dienst eines eng umgrenzten Dogmas zu zwingen.

Mit der Schaffung des Goebbelschen Propagandaministeriums und eines zentralen Erziehungsministeriums erhielten die Bestrebungen nach aussen hin ihren unmissverständlichen Ausdruck. Schon die ersten Massnahmen der neuen Machthaber galten der «Säuberung» der Universitäten und Schulen, dem Verbot unbequemer Zeitungen und Zeitschriften, der Ausschaltung andersdenkender Schriftsteller, der barbarischen, öffentlichen Verbrennung einer ganzen Literatur. Als am 10. Mai 1933, zehn Wochen nach dem Reichstagsbrand und im Zeichen des allgemeinen politischen Terrors, auf dem Gendarmenmarkt zu Berlin und auf vielen anderen öffentlichen Plätzen des Reiches die Scheiterhaufen aufflammten, erreichte die staatlich organisierte Inquisition des Geistes ihren Höhepunkt. Zu der «Schmutz- und Schundliteratur», die von Beauftragten des verhinderten «Dichters», Joseph Goebbels, verbrannt wurde, gehörten Meisterwerke lebender Autoren, die Deutschlands literarische und wissenschaftliche Weltgeltung erweitert hatten, und vom europäischen Erbe seit Voltaire fast alles, was den deutschen Leser zum Nachdenken über den Geist des neuen Regimes anregen konnte.

Hunderte von Schriftstellern und Wissenschaftlern mussten das Land ihrer Muttersprache verlassen; viele gingen dabei zugrunde. Andere waren in Deutschland durch Rede- und Publikationsverbot auf ein Wirken im engsten Kreise beschränkt, in berufsfremde Tätigkeit getrieben, soweit nicht Gefängnis, Konzentrationslager und Tod auf sie warteten. Äussere und innere Emigration waren bald die einzige Alternative zu dem geistigen Kniefall vor einem System, dessen Macht auf der Verneinung aller geistigen Freiheit beruhte.

Die nationalsozialistische Gewaltlehre hatte nun alle Machtmittel des gewalttätigen Staates zur Verfügung. Zu ihren Kernstücken zählte der Antisemitismus, in dem sich wirtschaftliche, soziale und rassengläubige Vorurteile zu einer Philosophie des Neides und Hasses zusammenfanden. Die dilettantischen Rassentheorien eines Hans F. K. Günther und eines Alfred Rosenberg liehen dem Despotismus den pseudo-wissenschaftlichen Unterbau, suchten eine geistige Rechtfertigung der politischen Praxis durch den primitiven Kult der «Herrenrasse» zu begründen.

Ihre verderbliche Popularisierung durch die perversen Skandalgeschichten des «Stürmer» wurden unter dem Schaukastenmotto: «Die Juden sind unser Unglück», bis in die kleinsten Dörfer getragen. Es war die propagandistische Vorbereitung einer Politik, deren praktische Konsequenz die Gaskammern von Auschwitz wurden, deren geistesverwirrende Auswirkungen aber noch darüber hinausreichten.

Eine unmenschliche Gesetzgebung intensivierte von Jahr zu Jahr die «legalen» Mittel dieser Vernichtungskampagne: Zunächst Entlassung aller jüdischen Beamten, dann Ausschaltung aus allen Berufen, Ausbürgerung, Auferlegung höchster Kontributionen, Zwangsarbeit, Diskriminierung auch im täglichen und privaten Leben. Überall ist «Juden der Zutritt verboten»; von Schulen, Universitäten, Büchereien, öffentlichen Veranstal-

tungen werden sie ausgeschlossen; sie sind mit Stern und Zusatznamen gebrandmarkt, sie dürfen keine Haustiere, Kraftfahrzeuge, Telefone, Rundfunkapparate halten, keine Bücher und Zeitungen kaufen, ja, keine Fahrkartenautomaten und öffentlichen Fernsprecher benutzen. Da ihnen der ordentliche Rechtsweg verschlossen ist, werden sie schliesslich zum Freiwild der Gestapo.

Damit war die völlige Entrechtung auf der Grundlage der Irrlehre vom Rassengefühl legalisiert, die nationalsozialistische Doktrin in ihren äussersten Konsequenzen verwirklicht. Der «philosophische» Kern der Rassentheorie, die Bedrohung des «nordischen Menschen» durch Rassenschande, fand in den Nürnberger Gesetzen «zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» seinen Ausdruck. Daneben zog sich das Netz aussergesetzlicher Boykott- und Willkürmassnahmen, bis zur systematischen Massendéportation in die Vernichtungslager, um die zurückgebliebenen Juden immer enger zusammen, nachdem in der «Kristallnacht» vom November 1938 ein auf höhere Anweisung organisierter Pöbel unter Duldung der Polizei ihre Geschäfte demoliert und Synagogen in allen deutschen Städten niedergebrannt hatte.

Die Menschen, die sich aus Überzeugung und sachlichem Verantwortungsgefühl ihre Unabhängigkeit gegenüber solchen Doktrinen bewahrten, standen dem totalitären Machtapparat gegenüber, fanden sich ebenfalls der Verfemung, dann der Verfolgung und schliesslich der Vernichtung ausgesetzt. Es sind Vertreter verschiedener Denkrichtungen, verschiedener Kulturzweige: Publizisten, Wissenschaftler, Pädagogen. Sie alle aber verbindet der Kampf – lange versteckt geführt, und doch immer wieder aufflammend – gegen die Erniedrigung des Gedankens zu einem politischen Handlangertum und gegen die Verstellung der Wahrheit durch Intoleranz. Immer wieder erhebt sich ihre Stimme aus der ungeheuren Leere des Schweigens, das hinter den unterwürfigen Akklamationen der nationalsozialistischen Kultur- und Rasseapostel steht. Neben den Protest gegen pseudo-wissenschaftliche Rassenlehren, gegen den Missbrauch der Medizin zu Euthanasie, Zwangssterilisation und Versuchsmorden, gegen die Rechtswillkür in allen Lebensbereichen tritt der kompromisslose Kampf gegen die nationalistische Kriegspolitik. Die Freiheit wissenschaftlicher Forschung und Lehre bleibt im Wirken verantwortungsbewusster Menschen, die sich fern den Versuchungen der zwölf Jahre halten, hier und da noch immer bewahrt, während die Sorge um die verführte Jugend zugleich manchen Erzieher, der Protest gegen die Gleichschaltung der «Volksaufklärung» manchen Journalisten zum Widerstand mahnen.

Die ihr Leben für die Freiheit des Geistes liessen, zeugten dafür, dass die Achtung vor der Vielfalt der Erkenntnisse und Überzeugungen nicht eine Sache des kritischen Intellekts allein, sondern ein Anliegen des menschlichen Zusammenlebens selbst ist. Indem sie sich selbst zum Opfer gaben, widerlegten sie den überheblichen Glauben der Machthaber, dass Geist käuflich sei und zum willfähigen Sklaven einer despotischen Herrenphilosophie erniedrigt werden könne.

CARL VON OSSIETZKY

am 3. Oktober 1889 in Hamburg geboren, kam aus katholischem Kleinbürgertum, erlangte als Publizist internationalen Ruf, starb am 3. Mai 1938 als Gefangener der Gestapo in Berlin.

Carl von Ossietzky gehörte zu den ersten Opfern, die am Morgen nach dem Reichstagsbrand verhaftet wurden. Über drei Jahre währte sein Martyrium in den Konzentrationslagern. Als das Berliner Propaganda-Ministerium erfuhr, dass man in Oslo die Verleihung des Friedens-Nobel-Preises an Ossietzky ernsthaft erwog, befahl die Gestapo Überführung des unbequemen Gefangenen in ein Berliner Gefängnis-Lazarett.

Vier Monate später – wenige Tage vor der Entscheidung des Norwegischen Nobel-Komitees – liess Hermann Göring den wehrlosen Todfeind in sein Amtszimmer bringen, um mit ihm zu verhandeln. Mit Drohen und Schmeicheln versuchte Göring von Ossietzky die Zusage zu erpressen, dass er den Preis – falls die Verkündung zu seinen Gunsten erfolgte – mit einer persönlichen Erklärung zurückweisen würde; dann sollte er umgehend befreit, materiell sichergestellt und in Zukunft niemals mehr belästigt werden. Ossietzky sagte NEIN und ging in sein Gefängnis zurück.

Während deutsche Zeitungen und Radiostationen eine Woche nach diesem Gespräch die erregende Nachricht aus Oslo verbreiten und zugleich als «freche Herausforderung des Dritten Reichs» erklären mussten, lag der gefangene Preisträger auf Görings Befehl unter strengster Sonderbewachung in einem Städtischen Krankenhaus. In Oslo empfing der Präsident des Preiskomitees ein Telegramm: «Dankbar für die unerwartete Ehrung – Carl von Ossietzky.» Der Absender musste die Antwort mit lebenslänglicher Haft bezahlen, aber niemand hatte gewagt, Ossietzkys Botschaft aufzuhalten.

Dieser tapfere Entschluss in schwerster Bedrängnis kennzeichnet Ossietzkys Charakter, denn solche Entscheidungen bestimmten seine Rolle in der deutschen Öffentlichkeit.

In den Hamburger Jugendjahren richtete sich Ossietzkys publizistischer Kampf gegen den Einfluss des Militärs auf die Innen- und Aussenpolitik des Kaiserreichs. Als Dreissigjähriger kam er, durchtrübelt und erbittert vom Kriegserlebnis seiner Generation, von der Westfront – wo er als «gemeiner Soldat» gekämpft hatte – mit dem festen Vorsatz zurück, von nun an seine ganze Persönlichkeit und Begabung gegen alle Kräfte einzusetzen, die jemals wieder einen Krieg möglich machen könnten, und ebenso leidenschaftlich für den Aufbau und die Sicherung einer freien, demokratischen, von verantwortungsfreudigen Bürgern regierten Republik zu arbeiten.

Er ging zunächst als Sekretär der Deutschen Friedensgesellschaft nach Berlin, wurde dann Redakteur liberaler Zeitungen und Zeitschriften und fand 1927 als Herausgeber der «Weltbühne» eine Plattform, die seinen Anspruch auf vollkommen unabhängige Äusserung erfüllte und den Impulsen eines geistigen Guerillakämpfers, dem die Ellbogen des politischen Erfolgsmannes fehlten, entsprach.

Ossietzky schrieb einen glänzenden, geschmeidigen, aggressiven, oft beissend witzigen Stil. Je mehr die deutsche Politik zum latenten Bürgerkrieg zwischen der linksradikalen,



DAS NOBELKOMITEE DES NORWEGISCHEN STORTING

hat entsprechend den Bestimmungen des von

ALFRED NOBEL

am 27. November 1895 errichteten Testaments

CARL VON OSSIETZKY

den Nobel-Friedenspreis für 1935 erteilt

Oslo, den 10. Dezember 1936

*Carl von Ossietzky
im Konzentrationslager
Papenburg-Esterwegen*

der rechtsradikalen und der staaterhaltenden Gruppe ausartete, um so mehr entwickelte sich Ossietzky zum grossen Polemiker gegen die nationalsozialistische Gefahr – vor allem zum Kritiker hitlerfreundlicher Rechtsparteien und jener Kräfte in der Reichswehr und der Justiz, die den Nazismus begünstigten.

Obwohl Ossietzky in seiner Zeitschrift viele sowjet-begeisterte Literaten zu Wort kommen liess, beklagte er selbst, «dass in Rot-Russlands Vokabularium das Wort Freiheit nicht geduldet wird», und dass Moskau sich in den europäischen Bruderparteien «willenlose Trabanten und stumme Diener» ziehen wollte. Auch die berufenen Hüter der Republik und der Freiheit in Deutschland hörten von ihm, was sie unterlassen oder falsch gemacht hatten. Für all das musste Ossietzky – wie er selbst einmal schrieb – «von rechts den Vorwurf der Verrätere nationaler Interessen und von links den des verantwortungslos krittelnden Ästhetentums einstecken».

Die stärkste Belastungsprobe wurde der berühmte Prozess vor dem Reichsgericht in Leipzig, der 1931 hinter verschlossenen Türen stattfand und in dem der Vierte Straf-Senat Ossietzky wegen «Landesverrat und Verrat militärischer Geheimnisse» zu 18 Monaten Gefängnis verurteilte. Es ging um die scharfe Kritik der Weltbühne an getarnten und der parlamentarischen Kontrolle entzogenen Ausgaben bestimmter Reichswehrstellen, die auf sowjetrussischem Territorium in Kooperation mit der sowjetrussischen Regierung tatkräftig geheime deutsche Luftrüstungen vorbereiteten. Ossietzky hätte sich dem Strafvollzug bequem, unter stiller Duldung schuldbeerusster Behörden, durch eine Auslandsreise entziehen können. Aber er erklärte, die Stimme der Weltbühne könne nur ihren Klang behalten, «wenn ihr Herausgeber seine ganze Person einsetzt und dann, wenn es ungemütlich wird, nicht die bequemere Lösung wählt, sondern die notwendige.» Ossietzky blieb und ging ins Gefängnis.

Nachdem er sieben Monate später durch die Weihnachtsamnestie des Reichskanzlers v. Schleicher befreit wurde, weigerte er sich im Februar 1933 von Neuem, eine «bequeme» Lösung zu wählen.

Seit Hitler Reichskanzler war, wurde Ossietzky von seinen Freunden bestürmt, sich rechtzeitig ins Ausland zu retten. «Nach dem letzten Wahlartikel», war seine Antwort; er wollte erst gehen, wenn er den letzten Versuch, das Übel einzudämmen, gewagt hatte. In der Nacht, in der Ossietzkys letzter Mahnruf vor den Märzahlen gedruckt wurde, brannte der Reichstag, und um fünf Uhr früh haben sie ihn geholt.

Wenn Ossietzky im Konzentrationslager unter den Schlägen seiner Peiniger blutete oder bei der Fronarbeit an Herzkämpfen zusammenbrach, erlaubten sie ihm ein paar Tage Ruhe auf der Pritsche. Dann erschien ein höherer Nazi an seinem Krankenlager und schlug vor, Ossietzky möge ein Entlassungsgesuch mit der Erklärung, dass er seine Anschauungen «revidiert» habe, unterschreiben.

Auch zu diesem Kompromiss mit der Diktatur sagte Ossietzky NEIN, und für dieses NEIN wurde er mit langsam wirkender, mörderischer Sonderbehandlung zum Schweigen gebracht; bis das Leben des Todkranken im Dunkel der Isolierung unauffällig erlosch.

FRITZ SOLMITZ

am 22. Oktober 1893 in Berlin geboren, kam aus wohlhabendem Elternhaus. Nach dem humanistischen Abitur studierte er ein Semester Nationalökonomie an der Universität Freiburg, meldete sich im August 1914 zum Kriegsdienst und wurde – durch einen Unfall verzögert – im März 1915 einberufen. Die Kriegserlebnisse an der Westfront machten Fritz Solmitz zum Pazifisten. Der Heimkehr im November 1918 folgte eine kurze Zeit des Kampfes in Berlin gegen die Spartakusbewegung. Nach der Promotion zum Dr. rer. pol. arbeitete Fritz Solmitz als Dezernent in der öffentlichen Wohlfahrtspflege in Berlin. Von dort führte sein Weg 1924 in die politisch-journalistische Tätigkeit. Die letzten neun Jahre seines Lebens verbrachte er als politischer Redakteur am «Lübecker Volksboten», an der Seite seines Kollegen Julius Leber. Bis 1933 war er auch Mitglied der Lübecker Bürgerschaft.

Früh formte sich in Fritz Solmitz der Wille, sein Leben in den Dienst der Gerechtigkeit zu stellen. In der allmählichen Gestaltung seiner Persönlichkeit vereinten sich als treibende Kräfte sein jüdischer Glaube und die Einsicht in die Ungerechtigkeit der sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen seiner Zeit.

«Politik ist für mich nie etwas anderes gewesen als der Weg der Verwirklichung der Gerechtigkeit», heisst es an einer Stelle in seinem Nachlass. Er lebte nach diesem Wort – anspruchslos für sich selbst, hilfsbereit jedem gegenüber, der in Not war.

Sein Bekenntnis zur Sozialdemokratischen Partei, seine Mitarbeit in Vereinigungen, die sich soziale, erzieherische und friedensbewahrende Ziele gesteckt hatten, waren für ihn Dienst an der Gerechtigkeit. Er ging seinen Weg mit Leidenschaft und unbedingter Wahrhaftigkeit.

Als er in Lübeck im Gefängnis sass, schrieb er diese Worte nieder: «Ich glaube, dass die unbedingte Wahrhaftigkeit im Bekennen höchstes Gebot der Religion ist. Die Lüge ist der Anfang alles Widergöttlichen.»

Sein Geist und seine Rede waren scharf und mahnend. Ein klares, fast prophetisches Voraussehen der politischen Entwicklung in Deutschland liessen ihn die Folgen einer Nazierrschaft in ihrer vollen Grausamkeit erkennen. In vielen schmerzlichen und schweren Gesprächen war das Bewusstsein der Möglichkeit des eigenen Todes oft mit eingeschlossen.

Seine politische und journalistische Tätigkeit, seine Arbeit mit den jungen Menschen, zielten darauf ab, die Menschen aufzurütteln und sie ihrer Verantwortung als Bürger einer demokratischen Republik bewusst zu machen. Am 24. Mai 1925 schrieb er anlässlich einer Reichsbannertagung:

«Wir aber wollen ein Vaterland schaffen, das jedem von uns Heimat und wirkliches Heim ist. Wir wollen ein Deutschland, das wir lieben können, frei und ohne Scham, nicht

nur als Heimat, nicht nur als Volk, sondern auch als das, was beides vereint, als Staat, als Reich. Lieben aber können wir nur einen Staat, der seine Grösse nicht auf Blut und Eisen, auf Reichtum und schimmernde Wehr stützt. Lieben können wir nur einen Staat, der auf Arbeit und Gerechtigkeit gegründet ist, einen Staat, den wir als frei schaffende Männer und Frauen gestalten können nach dem Bilde, das wir in uns tragen.»

Am 19. Februar 1933, drei Wochen nach Hitlers Machtübernahme, erlebte Lübeck einen Massenaufmarsch der Arbeiterschaft und der Republikaner, wie man ihn seit 1918 nicht gesehen hatte. Auf der sich anschliessenden Kundgebung sprach Fritz Solmitz. Er fragte: «Seid ihr ein zusammengelaufener Haufen, der auseinanderströmt, wenn der erste Schuss fällt? Das Gegenteil ist wahr, davon bin ich überzeugt. Alle Drohungen und Terrorakte schliessen uns immer fester und einiger zusammen.»

Am Tage darauf schrieb er im «Volksboten»: «Nicht ohne Opfer werden wir unser Ziel erreichen. Die Soldaten der Republik wissen, wofür diese Opfer gebracht werden müssen.»

Am 11. März 1933 wurde Fritz Solmitz in Lübeck verhaftet. Freunde hatten ihm die Flucht nahegelegt, aber er wollte dem Schicksal, der Leidensgemeinschaft mit der Lübecker Arbeiterschaft, nicht entgehen. Einer kurzen Periode im Burgtorgefängnis folgte im Mai 1933 die Überführung in das Konzentrationslager Fuhlsbüttel, Hamburg.

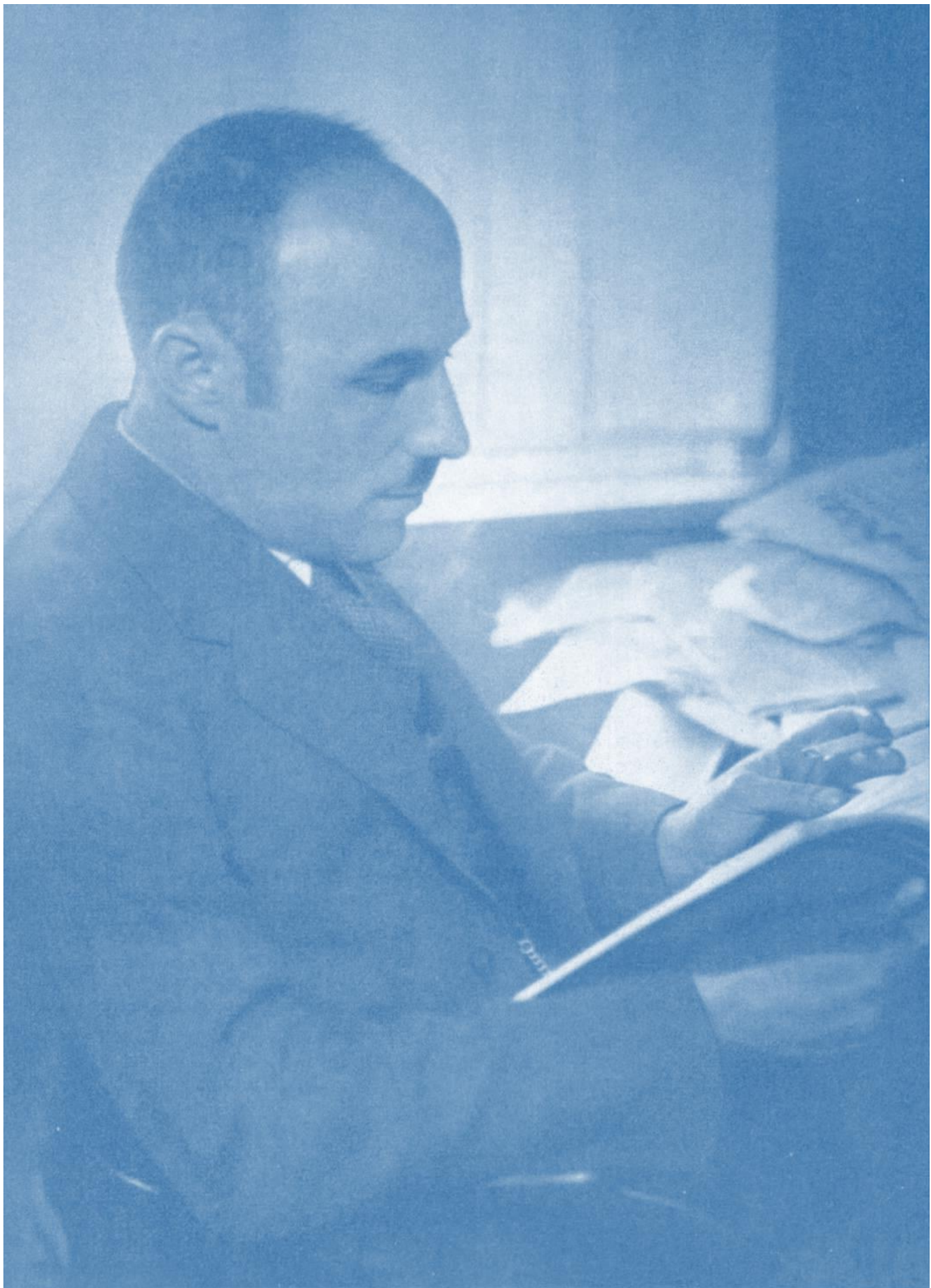
Anfang September war es Karoline Solmitz gelungen, die Freilassung ihres Mannes durch den damaligen nationalsozialistischen Senat in Lübeck zu erwirken. Es ist jedoch nicht zu dieser Freilassung gekommen.

Nach einem Besuch des Chefs der Lübecker Gestapo im Lager Fuhlsbüttel wurde Fritz Solmitz am 13. September in eine Einzelzelle überführt und so grausam misshandelt, dass der Tod in der Nacht vom 18. zum 19. September als Erlösung kam. Unter Todesqualen schrieb er geheim auf Zigarettenpapier Abschiedsworte an seine Frau, die diese später in dem Gehäuse seiner Taschenuhr fand. Sie klangen aus mit dem letzten Vers von Hebbels Gedicht «Dem Schmerz sein Recht».

Viele sind stumm, mannhaft, in schlichtem Nichtanderskönnen den gleichen Weg wie Fritz Solmitz gegangen, andere in heroischem Protest. Eines hatten sie den meisten voraus: Sie hatten das Böse erkannt und konnten und wollten es nicht auf sich nehmen, in Gemeinschaft mit ihm zu leben.

In den Tagen der Gefangenschaft fühlte Fritz Solmitz die Begrenztheit des Einzelschicksals und dessen Einbezogenheit in das Zukünftige. Er schrieb an seine Kinder:

«Ich fühle allzusehr, wie roh und ärmlich das ist, was ich hier geben konnte. Aber ich habe immer geglaubt, dass es in diesen verworrenen Tagen das Beste ist, sein Leben als Dienst Gottes zu gestalten und sonst zu schweigen. Denn ich bin nicht berufen, das zu verkünden, was sich in vielen Geistern vorbereitet. Ich spreche heute nur zu Euch und spreche leise: Gott schenke Euch die wahre Frömmigkeit, die die Herzen fröhlich macht.



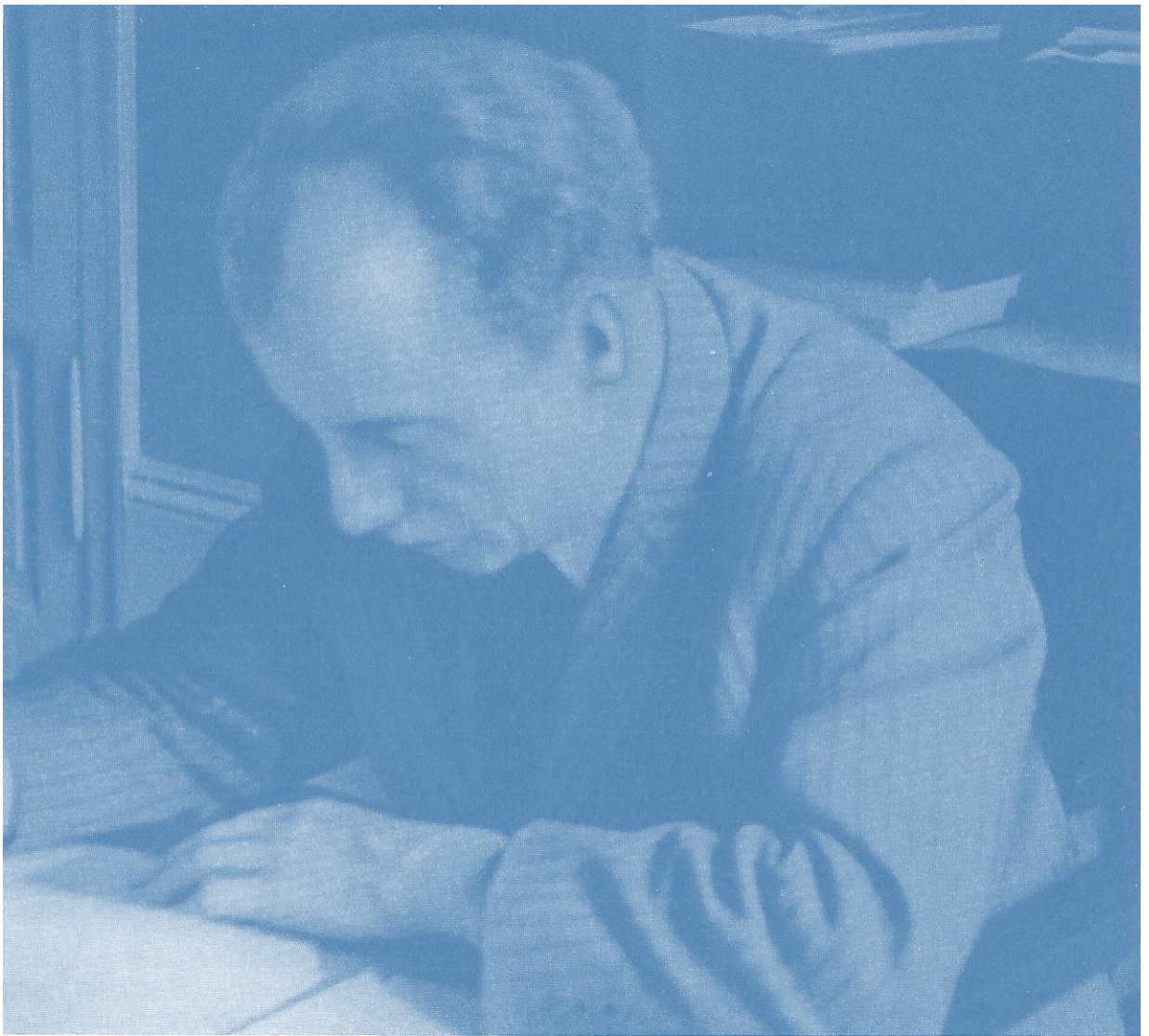
KURT HUBER

Sein Leben begann am 24. Oktober 1893 in Chur (Schweiz), wo der Vater an der Kantonschule wirkte. Seit 1897 wohnte die Familie in Stuttgart; dort absolvierte Kurt Huber das Gymnasium, studierte dann in München Musikwissenschaft und Philosophie und promovierte 1917. Der Habilitation 1920 in Philosophie und Psychologie schloss sich 1923 die aktive Lehrtätigkeit, 1926 die ausserordentliche Professur an. Einer Berufung durch das Preussische Kulturministerium folgend, baute Huber 1937 in Berlin die Abteilung Volkslied im Archiv für deutsche Musikforschung auf. Bald führten Konflikte mit der Studenten- und HJ-Führung zum Abbruch dieser Tätigkeit. 1938 kehrte er in seine alte Münchener Stellung zurück. Seine unbeugsame wissenschaftliche, menschliche und religiöse Haltung brachte ihn aber in wachsenden Gegensatz zu Vorgesetzten und staatlichem Zwang, zugleich in enge Fühlung mit oppositionellen Studentengruppen, besonders mit dem Kreis um die Geschwister Scholl. Um die Jahreswende 1942/43 führten die Gespräche über den Widerstand gegen wachsenden Terror und sinnlose Verlängerung des Krieges, über die geistige und sittliche Erneuerung Deutschlands zu Aufrufen an die aufgewühlte Münchener Studentenschaft.

Am 8./9. Februar 1943 verfasste Kurt Huber selbst jenes Flugblatt, das zehn Tage später die Geschwister Scholl im Lichthof der Universität abwarfen:

«... Im Namen der deutschen Jugend fordern wir von Adolf Hitler die persönliche Freiheit, das kostbarste Gut der Deutschen, zurück, um das er uns in allererbärmlichster Form betrogen hat. In einem Staat rücksichtslosester Knebelung freier Meinungsäusserung sind wir aufgewachsen. HJ, SS und SA haben uns in den fruchtbarsten Bildungsjahren unseres Lebens zu uniformieren, zu revolutionieren, zu narkotisieren versucht. ‚Weltanschauliche Schulung‘ hiess die verächtliche Methode, das aufkeimende Selbstdenken und Selbstwerten in einem Nebel leerer Phrasen zu ersticken ... Es geht uns um wahre Wissenschaft und echte Geistesfreiheit. Kein Drohmittel kann uns erschrecken, auch nicht die Schliessung unserer Hochschulen . . . Der deutsche Name bleibt für immer geschändet, wenn nicht die deutsche Jugend endlich aufsteht, ihre Peiniger zerschmettert und ein neues geistiges Europa aufrichtet. Es gilt den Kampf jedes Einzelnen um unsere Zukunft, unsere Freiheit und Ehre in einem seiner sittlichen Einheit bewussten Staatswesen ...»

Am 27. Februar 1943 holte die Gestapo Kurt Huber aus seiner Wohnung. Am 19. April wurde er mit seinen Studenten Willi Graf und Alexander Schmorell zum Tode verurteilt. Am 13. Juli starb er durch das Beil. Dies waren Notizen für sein Schlusswort: «Als deutscher Staatsbürger, als deutscher Hochschullehrer und als politischer Mensch erachte ich es als Recht nicht nur, sondern als sittliche Pflicht, an der Gestaltung der deutschen Geschichte mitzuarbeiten, offenkundige Schäden aufzudecken und zu bekämpfen ... Was ich bezweckte, war die Weckung der studentischen Kreise nicht durch eine Organi-



sation, sondern durch das schlichte Wort, nicht zu irgendeinem Akt der Gewalt, sondern zur sittlichen Einsicht in bestehende schwere Schäden des politischen Lebens. Rückkehr zu klaren sittlichen Grundsätzen, zum Rechtsstaat, zu gegenseitigem Vertrauen von Mensch zu Mensch, das ist nicht illegal, sondern umgekehrt die Wiederherstellung der Legalität. Ich habe mich im Sinne von Kants kategorischem Imperativ gefragt, was geschähe, wenn diese subjektive Maxime meines Handelns ein allgemeines Gesetz würde. Darauf kann es nur eine Antwort geben: Dann würde Ordnung, Sicherheit, Vertrauen in unser Staatswesen, in unser politisches Leben zurückkehren. Jeder sittlich Verantwortliche würde mit uns seine Stimme erheben gegen die drohende Herrschaft der blossen Macht über das Recht, der blossen Willkür über den Willen des sittlich Guten. Die Forderung der freien Selbstbestimmung auch des kleinsten Volksteils ist in ganz Europa vergewaltigt, nicht minder die Forderung der Wahrung der rassischen und völkischen Eigenart. Die grundlegende Forderung wahrer Volksgemeinschaft ist durch die systematische Untergrabung des Vertrauens von Mensch zu Mensch zunichte gemacht. Es gibt

kein furchtbareres Urteil über eine Volksgemeinschaft als das Eingeständnis, das wir uns alle machen müssen, dass keiner sich vor seinem Nachbar, der Vater nicht mehr vor seinen Söhnen, sicher fühlt.

Es gibt für alle äussere Legalität eine letzte Grenze, wo sie unwahrhaftig und unsittlich wird. Dann nämlich, wenn sie zum Deckmantel einer Feigheit wird, die sich nicht getraut, gegen offenkundige Rechtsverletzung aufzutreten. Ein Staat, der jegliche freie Meinungsäusserung unterbindet und jede, aber auch jede sittlich berechnete Kritik, jeden Verbesserungsvorschlag als /Vorbereitung zum Hochverrat' unter die furchtbarsten Strafen stellt, bricht ein ungeschriebenes Recht...

Ich bitte und beschwöre Sie in dieser Stunde, diesen jungen Angeklagten gegenüber im wahren Wortsinn schöpferisch Recht zu sprechen, nicht ein Diktat der Macht, sondern die klare Stimme des Gewissens sprechen zu lassen, die auf die Gesinnung schaut, aus der die Tat hervorging. Und diese Gesinnung war wohl die uneigennützigste, idealste, die man sich denken kann! Das Streben nach absoluter Rechtlichkeit, Sauberkeit, Wahrhaftigkeit im Leben des Staates.

Für mich selbst aber nehme ich in Anspruch, dass meine Mahnung zur Besinnung auf die allein dauerhaften Fundamente eines Rechtsstaates das oberste Gebot der Stunde ist, dessen Überhören nur den Untergang des deutschen Geistes und zuletzt des deutschen Volkes nach sich zieht. Ich habe das eine Ziel erreicht, diese Warnung und Mahnung nicht in einem privaten kleinen Diskutierklub, sondern an verantwortlicher, an höchster richterlicher Stelle vorzubringen. Ich setze für diese Mahnung, für diese beschwörende Bitte zur Rückkehr mein Leben ein ...

Mein Handeln und Wollen wird der ehernen Gang der Geschichte rechtfertigen; darauf vertraue ich felsenfest. Ich hoffe zu Gott, dass die geistigen Kräfte, die es rechtfertigen, rechtzeitig aus meinem eigenen Volke sich entbinden mögen. Ich habe gehandelt, wie ich aus einer inneren Stimme heraus handeln musste. Ich nehme die Folgen auf mich ...»

Entnommen dem Buch: «Kurt Huber zum Gedächtnis». Verlag Josef Habel, Regensburg,

ELISABETH VON THADDEN

*Im Nachlass von Ricarda Huch wurde
eine Skizze über ihre Begegnung mit
Elisabeth von Thadden gefunden:*

«Ich lernte Elisabeth von Thadden in Heidelberg bei einer gemeinsamen Freundin kennen und sah der Begegnung etwas zweifelnd entgegen. Die aus Pommern stammende Leiterin eines Erziehungsheims für junge Mädchen, die überwiegend aus Offizierskreisen waren, einer Anstalt von ausdrücklich evangelischem Charakter hatte für mich, wie ich sie mir vorzustellen versuchte, etwas Ostelbisch-Junkerliches und zugleich Bebrilltes, Betschwesterliches, das mir nicht unangenehm, aber doch fremd war. Kaum war ich eine Viertelstunde mit ihr zusammen gewesen, als sie mir lieb und vertraut war. Man vergass im Umgang mit ihr zunächst Herkunft, Stand, Beruf und empfand sie menschlich und persönlich, obwohl sie den Charakter ihrer Heimat und ihrer Arbeit deutlich darstellte. Mit ihrer grossen, kräftigen, stattlichen Erscheinung, in der unbefangenen Sicherheit ihres Auftretens glich sie einer Herrscherin, die etwa ein grosses Gut verwaltet, eine zahlreiche Familie und viele Untergebene gerecht und liebevoll versorgte.

Von Schulwissen, Pedanterie, Fadengradheit merkte man nichts, Humor und Frohsinn machten sich bald geltend. Dass sie aufrichtig fromm war, wussten ihre Freunde; ihre evangelische Überzeugung war ihr zu selbstverständlich, als dass sie sie hätte betonen wollen. Ich glaube nicht, dass man in erspriesslicher Weise mit ihr hätte theologisieren oder philosophieren können; sie hatte wohl nie eine Periode des Zweifels durchgemacht und sich das überlieferte Glaubensgut unter Kämpfen angeeignet. Gläubigkeit war für sie so selbstverständlich wie die Liebe zum Vaterlande und zum eigenen Volke, etwas, das einem nicht genommen werden kann, womit man lebt und stirbt. Überhaupt hatte sie etwas ausgesprochen Kindliches, das im Verein mit ihrer dazu kontrastierenden pompösen Erscheinung besonders anziehend war. Es mochte sich um was immer handeln, sie ging an alles mit der Zutraulichkeit, Neugier und Unbefangenheit eines Kindes heran.»

Elisabeth von Thadden wurde am 29. Juli 1890 in Mohrungen in Ostpreussen geboren, wo ihr Vater Landrat war. 1905 zog die Familie auf das Gut Trieglaff in Pommern. Nach dem Tode der Mutter übernahm die Zwanzigjährige den Gutshaushalt und zugleich die Betreuung der jüngsten Geschwister. Im Jahre 1920 heiratete der Vater zum zweitenmal. Elisabeth wandte sich darauf dem Erzieherberuf zu und machte bei Anna v. Gierke in Berlin das Jugendleiterinnenexamen. Nach praktischer Tätigkeit im Jugendlager Heuberg auf der Schwäbischen Alb und in der Schlossschule-Salem gründete sie

Ostern 1927 in Schloss Wieblingen bei Heidelberg ein evangelisches Landerziehungsheim. Im Sommer 1941 durch staatlichen Zwang aus der Leitung ihrer aufblühenden Anstalt vertrieben, arbeitete sie im Roten Kreuz und erlebte dort – nach dem Bericht ihrer Schwester Ehrengard –, dass Briefe vernichtet werden mussten, die von deutschen Kriegsgefangenen aus Russland durchkamen, weil Hitler meinte, dass solche Briefe die Moral der Front schwächen würden.

Ab 1943 war Elisabeth von Thadden als Helferin in Soldatenheimen in Frankreich tätig. Während eines Urlaubs, am 10. September 1943, wurde sie das Opfer eines Spitzels, den sie zu einer Teegesellschaft eingeladen hatte. Anlass zu der Einladung war das Empfehlungsschreiben einer alten Schweizer Freundin, die bat, den jungen Mann, der schreckliche Erfahrungen mit den Nationalsozialisten gemacht habe, in die christlich-konservativen Kreise Berlins einzuführen. Dieser teilte die bei der Gesellschaft geführten Gespräche der Gestapo mit, worauf in den nächsten Monaten die Verhaftung aller Gäste erfolgte. Am 1. Juli 1944 wurde Elisabeth von Thadden vom Volksgericht zum Tode verurteilt – gemeinsam mit dem Gesandten Otto Kiep –, da man in den verratenen Gesprächen Wehrkraftzersetzung und versuchten Hochverrat sah.

Während der Wochen nach der Verurteilung an beiden Händen gefesselt, konnte sie dem Gefängnisgeistlichen Pfarrer Ohm einige Mitteilungen an ihre Familie diktieren:

«Ich wurde im Januar 1944 in Meaux in Frankreich um 8 Uhr morgens festgenommen. Im Auto wurde ich von M. nach Paris gebracht, dort verhört von morgens um 9 Uhr bis abends um 6 Uhr; nach einer Stunde Abendbrotzeit Fortsetzung des Verhörs während der ganzen Nacht. Im Laufe des nächsten Tages wurde die Verhaftung ausgesprochen. Es bestand mehrfache Fluchtmöglichkeit. Von dieser habe ich bewusst keinen Gebrauch gemacht, um meinen Bruder nicht zu gefährden. Dann wurde ich nach Berlin gebracht und erneut die ganze Nacht verhört. Die Schwere der Inquisition war ganz ungeheuerlich. Ich wurde gefragt nach der bekennenden Kirche und nach der Una Sancta. Mir ist kein Wort entschlüpft, was andere belastet hätte. Das KZ Ravensbrück war schlimm. Mit der Aktion vom 20. 7. habe ich nichts zu tun gehabt, ich kenne keinen dieser Leute. Wir wollten soziale Hilfe leisten, in dem Augenblick, wo diese Hilfe not tat. Dass dieser Augenblick kommen musste, war klar. Wir wollten barmherzige Samariter sein.»

Pfarrer Ohm, der Elisabeth von Thadden am 8. September 1944 bis zur Tür des Hinrichtungsraumes begleitete, berichtet, dass sie den Weg sicheren Schrittes und ohne Zittern ging. Ihre letzten Worte waren der Vers des Paul-Gerhard-Liedes: «Mach End', o Herr, mach' Ende mit aller unsrer Not.»



NIKOLAUS GROSS

wurde am 30. September 1898 in Niederwenigern, einem kleinen Dorf an der Ruhr, als Arbeitersohn geboren. Nach Abschluss der Volksschule nahm er den Bergmannsberuf auf. Als 17jähriger besuchte er Abendkurse und Rednerschulen und begründete mit 20 Jahren die ersten Jugendgruppen in der christlichen Bergarbeiterbewegung. Zunächst Jugend- und später in Niederschlesien, Zwickau und im Ruhrgebiet Gewerkschaftssekretär, wurde er dann 1930 Redakteur an der «Westdeutschen Arbeiterzeitung». In Wort und Schrift hat er sich fortlaufend klar und unmissverständlich gegen den Nationalsozialismus ausgesprochen und immer wieder sein Hauptanliegen vorgetragen: Rückhalt durch die christlich begründete Familie.

Als schliesslich das Nachfolgeorgan der WAZ, die «Ketteier Wacht», verboten wurde, brachte er seine Überzeugung, wo nur möglich, noch in Vorträgen im kleineren Kreis und in persönlichen Gesprächen zu Gehör. Im Zusammenhang mit der Aktion vom 20. Juli 1944, an deren Vorbereitung er sich in enger Zusammenarbeit mit Bernhard Letterhaus beteiligt hatte, wurde er am 12. August verhaftet, am 15. Januar zum Tode verurteilt und am 23. Januar 1945 hingerichtet.

Seine Worte aus einer früheren Schrift «Sieben um einen Tisch» (Bastion Verlag, Düsseldorf) zeichnen sein Denken:

«Die kindlichen Wunschbilder verblassen, ihren Platz gewinnt das beherrschende Leitbild des Lebens. Es in den Kindern zu wecken, ist unsere Aufgabe.

Was ist das für ein Bild? Es ist das Bild eines lebensstüchtigen charaktvollen Menschen. Eines Menschen, der in Freiheit seine Eigenart entfaltet, ohne sich an sie zu verlieren. Eines selbständigen Menschen, dem seine Tüchtigkeit hohes Ziel und ernste Verpflichtung ist. Eines Menschen, der die Masslosigkeit der Wünsche und Träume durch die Kraft seines Geistes und die Disziplin des Willens meistert. Eines Menschen, dessen Reichtum seine Innerlichkeit ist. Eines Menschen, der die Einfachheit und Ganzheit sucht. Und eines Menschen, der sich und seinem Wesen treu bleibt.

Manchmal will mir das Herz schwer werden und die Aufgabe unlösbar erscheinen, wenn ich die eigene menschliche Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit an der Grösse der Verpflichtung und dem Gewicht der Verantwortung messe. Wenn ich dann aber vor meinen Kindern stehe und sie anschau, wenn ich mit ihnen zu Tisch sitze und ihren munteren Reden lausche, wenn ich in der Erinnerung den vielen sich kreuzenden, zusammenlaufenden und auseinanderstrebenden Wegen nachgehe, die sich durch ihr Leben ziehen, wenn ich in diesem Leben lese und nach Antwort suche, dann finde ich: Jeder Mensch trägt seine Bestimmung in sich. Niemand kann ihr ausweichen oder sich entziehen, ohne sich selbst untreu zu werden.»

Zum Abschied schrieb Nikolaus Gross an seine Frau und seine sieben noch unmündigen Kinder:

«... Fürchtet nicht, dass angesichts des Todes grosser Sturm und Unruhe in mir sei. Ich habe täglich gebeten, dass der Herr mich und Euch stark mache, alles geduldig und ergeben auf

uns zu nehmen, was er für uns bestimmt oder zugelassen. Und ich spüre, wie es durch das Gebet still und ruhig geworden ist.

Mit inniger Liebe und tiefer Dankbarkeit denke ich an Euch zurück. Wie gut ist doch Gott und wie reich hat er mein Leben gemacht. Er gab mir seine Liebe und Gnade und er gab mir eine herzensliebe Frau und gute Kinder. Bin ich ihm und Euch dafür nicht lebenslänglichen Dank schuldig? Habt Dank, Ihr Lieben, für alles, was Ihr mir erwiesen. Und verzeiht mir, wenn ich Euch weh tat, oder meine Pflicht und Aufgaben an Euch schlecht erfüllte. ..

Manchmal hatte ich mir in den langen Monaten meiner Haft Gedanken darüber gemacht, was wohl einmal aus Euch werden möge, wenn ich nicht mehr bei Euch sein könnte. Längst habe ich eingesehen, dass Euer Schicksal gar nicht von mir abhängt. Wenn Gott es so will, dass ich nicht mehr bei Euch sein soll, dann hat er auch für Euch eine Hilfe bereit, die ohne mich wirkt ..

ERICH KNAUF

wurde am 21. Februar 1895 in Meerane in Sachsen als Arbeitersohn geboren. Mit 14 Jahren trat er in die Schriftsetzerlehre ein und begab sich im Frühjahr 1914 als junger Geselle auf Wanderschaft durch Italien, die Türkei und Griechenland. Der Kriegsteilnehmer (1915-1918) wirkte dann 1920 an der Niederwerfung des Kapp-Putsches in Gera mit. Nach einer einjährigen Mitarbeit an der Volkshochschule Tinz wandte sich Knauf dem politisch-feuilletonistischen Journalismus zu. Von 1922 bis 1928 war er Redakteur an der Plauener «Volkszeitung». Seine Kunstseiten und Theaterkritiken fanden weite Beachtung, trugen ihm aber auch eine Reihe von Prozessen und Strafen ein. Es folgten mehrere Jahre der Tätigkeit als Lektor der Büchergilde Gutenberg. Während dieser Zeit schrieb er einen Kapp-Putsch-Roman, eine Daumier-Biographie und ein Buch, das 22 Künstlerprofile von Daumier bis Kollwitz umfasst. Mit der Übernahme der Büchergilde durch die Nationalsozialisten gab Knauf 1933 diese Tätigkeit auf, wurde ein Jahr später auf Grund einer Opernkritik im 8-Uhr-Abendblatt aus dem Reichsverband der deutschen Presse ausgeschlossen und musste dann zehn Wochen im KZ Oranienburg und Lichtenburg verbringen. Nach seiner Entlassung wandte er sich der Industrie- und Filmwerbung zu. Gemeinsam mit E. O. Plauen, der sich durch seine menschlich-liebenswürdigen Zeichnungen «Vater und Sohn» berühmt gemacht hat, wurde er am 28. März 1944 endgültig verhaftet. Über die Gründe geben die folgenden Auszüge aus den Akten in der Strafsache gegen Erich Knauf und Erich Ohser (genannt E. O. Plauen) Aufschluss:

Hauptmann Schultz

WPr F/H

An den

Berlin, den 22. Februar 1944

Herrn Abteilungschef
über Leiter F.

Mit der Zerstörung meiner Wohnung, Trabenerstr. 49, wohne ich mit meiner Frau in Berlin-Kaulsdorf, Am Feldberg 3. In diesem Hause wohnen auch der Pressechef der Terra-Filmkunst GmbH. Erich Knauf und der Pressezeichner Erich Ohser ...

Nachstehende Äusserungen der beiden bei verschiedenen Gelegenheiten sind zum Teil wörtlich wiedergegeben.

U.a. *Knauf* (über die Artikel von Dr. Goebbels, im «Reich»): «Dieser Lausejunge bekommt für jeden Artikel RM 1500.–, obwohl er das als Propagandaminister doch umsonst machen müsste ...»

Ohser stimmte dem zu, denn er als ständiger Mitarbeiter am «Reich» wäre genau im Bilde. Dr. Goebbels als sogenannter Minister habe alle deutschen Künstler durch idiotische Verfügungen so gedrosselt und vergrämt, dass die deutsche Kunst, wie ja vom Blinden zu sehen sei, vor die Hunde gegangen ist

Ohser: «Himmler hält sich nur durch täglich 80 bis 100 Hinrichtungen. Ich merke es ja am Dünnerwerden meines Bekanntenkreises».

Knauf: «Die SS enthalte die grössten Strolche . . .»

Knauf und Ohser: «Ein deutscher Sieg wäre unser grösstes Unglück, weil Hitler nach eigenem Ausspruch dann erst ein richtiger Nationalsozialist werden solle» . . .

Ich habe mit meiner Meldung bis heute gewartet, um in meiner Auffassung über die Einstellung der Knauf und Ohser ganz sicher zu gehen.

gez. Schultz

Der Staatssekretär

Dem

Berlin, den 29. März 1944

Herrn Minister.

In der Angelegenheit Terra und Reich sind nunmehr die ersten Ergebnisse über die Vernehmung der Angeschuldigten eingegangen . . .

Der zuständige Sachbearbeiter der Geheimen Staatspolizei, RR Lietzenburg, hofft im Wege der weiteren Vernehmung doch noch zu einem Geständnis der Angeschuldigten zu kommen. Bleibt aber ein Ergebnis aus, dann wird die Gegenüberstellung mit Hauptmann Schultz vorgenommen.

Ich berichte weiter.

Heil Hitler!

gez. Gutterer

Büro Staatssekretär

Berlin, den 1. April 1944

Notiz für Herrn Leiter über die Besprechung beim Herrn Staatssekretär.

Betr.: Ohser und Knauf.

... Der Herr Minister wünscht nun, dass Freisler nach Möglichkeit noch vor Ostern den Haupttermin durchführt und auch selbst die Verhandlungen führt. Der Herr Minister möchte ferner, da es um seine Person geht, bevor das Urteil gesprochen wird, von Freisler angerufen werden, um das Urteil eventuell abzumildern. Leiter R. hat hiergegen Bedenken und schlägt vor, dass Freisler den Herrn Minister anruft, wenn er sich mit der Sache befasst hat.

Der Staatssekretär telefoniert daraufhin mit Freisler und vereinbart, dass Verhandlung kommenden Dienstag oder Mittwoch vor dem Volksgerichtshof stattfindet. Da ehrenamtliche Richter von auswärts so kurzfristig nicht mehr heranbesorgt werden können, wird Freisler diese Richter aus den Reihen der Berliner Kreisleiter und SA-Führer wählen, soweit diese vom Führer als Richter beim Volksgerichtshof ernannt sind. Freisler ist angehalten, vor Beginn der Verhandlung sich mit dem Minister noch in Verbindung zu setzen.

Vorschlag: Horchposten Oberstaatsanwalt Metten, Abt. R.

gez. Dr. Prause

Der Staatssekretär

An den

Berlin, den 1. April 1944

Herrn Minister

. . . Das Ehepaar Schultz hat sich auf Befragen eindeutig bereit erklärt, die Behauptungen gegen die Angeschuldigten auch unter Eid auszusagen. Sie machen dabei einen zuverlässigen und überzeugenden Eindruck. Der Vorgang wird daher nunmehr an den Oberreichsanwalt des Volksgerichtshofs abgegeben. Es wird dabei darauf geachtet, dass die Sache beschleunigt bearbeitet wird. Ich berichte weiter.

Heil Hitler

gez. Gutterer

R.M.f.V.u.P.

R. 1403/3. 4. 44/372-1,4.

Min.Dirigent Dr. Schmidt-Leonhardt

Berlin, den 3. April 1944

An den

Herrn Reichsminister

Betr.: Strafsache Ohser-Knauf.

Auftragsgemäss habe ich heute Präsident Freisler aufgesucht und mit ihm sowie auf seinen Wunsch im Anschluss daran auch mit Oberreichsanwalt Lautz eingehend gesprochen. Ohser hat sein Teilgeständnis widerrufen, so dass zu seiner Überführung neue Zeugenvernehmungen notwendig sind. Diese sind in gutem Gange. Gleichwohl konnten aus diesem Grunde die Akten noch nicht einmal an den Oberreichsanwalt, geschweige denn an das Gericht geschickt werden. Die Übersendung wird auch vor morgen früh nicht stattfinden können. Die Angelegenheit wird trotz dieser Schwierigkeiten so beschleunigt, dass am Mittwoch früh 9 Uhr die Hauptverhandlung stattfindet. Präsident Freisler, der auch geschäftsordnungsmässig zuständig ist, leitet sie persönlich ... Präsident Freisler erklärte, zwar grundsätzlich nie eine Prognose für ein Urteil zu stellen, liess aber durchblicken, dass, wie es meiner Überzeugung nach bei der Härte des Falles auch gar nicht anders sein kann, zwei Todesurteile mindestens wahrscheinlich sind ...

Heil Hitler!

i. A. S.

R.M.f.V.u.P.

R. 1403/3. 4. 44/372-1,4

Ref.: OSt. Dr. Metten

Berlin, den 4. April 1944

Als persönliches Schreiben des Abteilungsleiters:

An den

Präsidenten des Volksgerichtshofs,

Herrn Dr. Freisler, Berlin W 9, Bellevuestrasse.

Sofort!

Durch Sonderboten!

Sehr verehrter Herr Präsident!

In der Strafsache Ohser-Knauf übersende ich Ihnen Ihren Wünschen entsprechend

1. ein Faszikel mit karikaturistischen Zeichnungen sowie zehn Fotokopien von Karikaturen aus der Feder Plauens,
2. zwei Zeitungsausschnitte mit Reden des Führers und des Reichsministers Dr. Goebbels, die sich mit dem deutschen Künstler befassen,
3. ein Schreiben des Gaupersonalamts Berlin vom 4. April 1944.

Zu 1. Die Fotokopien der Karikaturen können Bestandteil der Gerichtsakten werden. Dagegen darf ich bitten, die übrigen Stücke, die als Archivstücke nur einmal vorhanden sind und häufig gebraucht werden, baldmöglichst an mich zurückgelangen zu lassen.



Zu 2. Die Auswahl ist sehr dürftig, die mit der Sammlung betrauten Stellen können Zitate so, wie Sie sie eigentlich wünschen, vorläufig nicht finden. Ich bin bemüht, weiter suchen zu lassen, und würde gegebenenfalls Ergänzungen noch im Laufe des Tages an Sie gelangen lassen. Die beiden Stücke darf ich ebenfalls zurückerbitten.

Zu 3. Auch die Auskunft des Gaupersonalamts ist dürftig, denn sie enthält zwar wertvolle Angaben zur Person, besonders auch über die Ausbombung, enthält aber keine politische Beurteilung. Eine Rückfrage beim Gaupersonalamt ergab, dass eine solche frühestens im Laufe des Nachmittags über die früheren Ortsgruppen der Beschuldigten beschafft werden kann, da die jetzige Ortsgruppe keine Unterlagen besitzt. Nachteiliges sei weder in polizeilicher noch in politischer Beziehung bei beiden bekannt. Etwa eingehende Ergänzungen würde ich ebenfalls auf dem schnellsten Wege im Laufe des heutigen Tages an Sie gelangen lassen.

Heil Hitler!

Ihr sehr ergebener
i. A. S. gez. Dr. M.

Leiter R.

R. 1403/4. 4. 44/372 -1,4

Sachbearb.: OStA Dr. Metten

An den

Berlin, den 4. April 1944

Herrn Reichsminister

Betr.: Strafsache gegen Ohser und Knauf.

Es ist folgender Zwischenfall eingetreten: Reichsminister Thierack, der ja vom Führer verpflichtet ist, sich aller Zersetzungssachen in persönlicher Verantwortung anzunehmen, hat Vortrag verlangt und, wie soeben mitgeteilt wird, entschieden, dass ihm der Sachstand morgen früh zur Kenntnis gebracht wird. Der Verhandlungstermin morgen früh kann infolgedessen nicht stattfinden, Reichsminister Thierack wird jedoch Sorge tragen, dass er dann, wenn irgendetwas möglich, am Gründonnerstag früh angesetzt wird. Von Ihrem Interesse an der Angelegenheit und Ihren Beschleunigungswünschen ist er unterrichtet. Ich erhalte morgen Vormittag Nachricht von der weiteren Entscheidung des Reichsministers Thierack sowie darüber, ob der Termin am Donnerstag früh angesetzt ist. Ich erstatte dann sofort weiter Meldung.

Dem Wunsch des Reichsjustizministers, von dem Verfahren vorher Kenntnis zu erhalten, wird wohl nicht entgegengetreten werden können.

Heil Hitler!

gez. Schmidt-Leonhardt

Leiter R.

Sachbearb.: OStA Dr. Metten

R. 1403/4. 4. 44/372-1,4

An den

Berlin, den 5. April 1944

Herrn Reichsminister

Betr.: Strafsache gegen Ohser und Knauf.

Präsident Freisler teilt mit, dass der Termin endgültig morgen, 6., früh 9 Uhr, stattfindet. OStA Dr. Metten von meiner Abteilung wird dem Termin beiwohnen; sofort nach Beendigung wird Ihnen Bericht erstattet werden. Ausserdem hofft Präsident Freisler, Ihnen das Urteil mit Gründen schon in den frühen Nachmittagsstunden zusenden zu können.

Heil Hitler!

gez. Schmidt-Leonhardt

Oberstaatsanwalt Dr. Metten

An den

Herrn Reichsminister

Berlin, den 6. April 1944

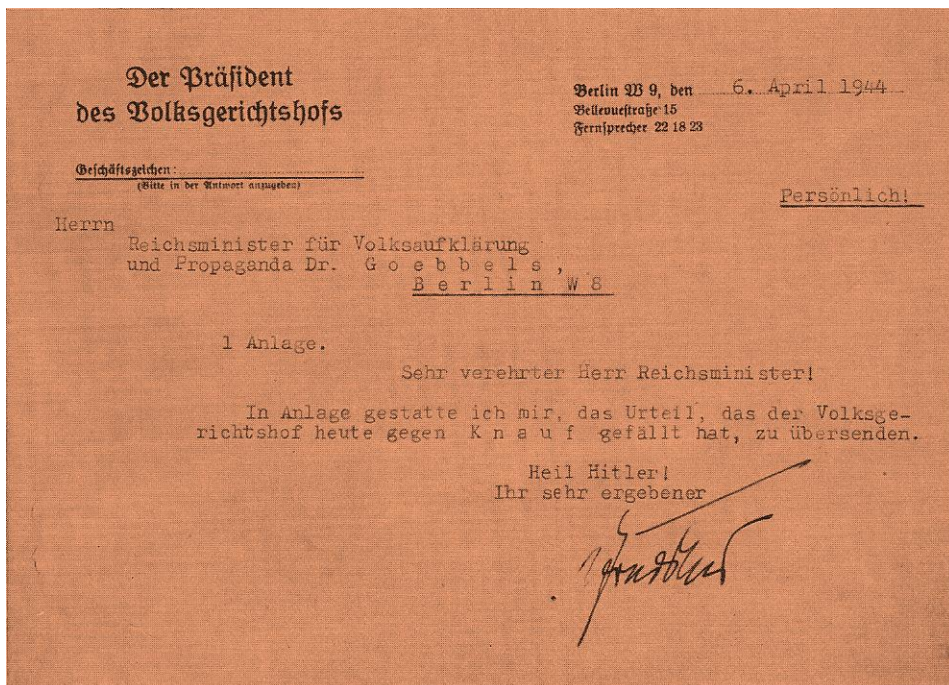
Betr.: Strafsache gegen Ohser und Knauf.

Die Sitzung, die infolge des dem Gericht erst gegen 9 Uhr bekanntgewordenen Selbstmordes des Angeklagten Ohser verspätet um 10 Uhr begann, wurde vom Präsidenten Dr. Freisler als Vorsitzendem des 1. Strafsenates des Volksgerichtshofes geleitet; neben einem weiteren Berufsrichter fungierten als ehrenamtliche Beisitzer der Gauhauptstellen-

leiter Ahneis, der Ortsgruppenleiter Winter und der Generalarbeitsführer von Mangold ...

Nach mündlicher Erhebung der auf fortgesetzte Wehrkraftzersetzung und Feindbegünstigung lautenden Anklage durch den Vertreter des Oberreichsanwalts wurde der Angeklagte Knauf vernommen. Seine Befragung zur Person ergab, dass er kinderlos verheiratet, Weltkriegsteilnehmer, Inhaber des EK II und des Verwundetenabzeichens sowie Verfasser des Textes unter anderem zu den Liedern «Heimat Deine Sterne» und «Glocken der Heimat» ist. In politischer Hinsicht wurde festgestellt, dass er früher – genau wie sein Vater – Mitglied der SPD sowie bis zum Jahre 1933 nacheinander bei der «Tribüne», bei einer in Plauen/Vogtl. erscheinenden sozialdemokratischen Zeitung und bei der Büchergilde Gutenberg tätig war. Knauf stellte jede Schuld in Abrede. Anschliessend wurde der Hauptbelastungszeuge Hauptmann Schultz gehört. Dieser beschuldigte Knauf in derselben Weise und im gleichen Umfang wie im Vorverfahren. Seine Bekundungen wurden durch die Angaben seiner nach ihm vernommenen Ehefrau bestätigt und ergänzt. Beide Zeugen machten bei ihren Angaben einen in jeder Hinsicht glaubwürdigen Eindruck. Den Bekundungen des Hauptmanns Schultz war um so mehr Beweiskraft beizumessen, als dieser Zeuge sich unmittelbar im Anschluss an die jeweiligen Vorfälle eingehende Notizen über die Äusserungen Ohsers und Knaufs gemacht hat. . .

Das Todesurteil, das der Angeklagte gefasst und ruhig aufnahm, ist, da es ein Rechtsmittel gegen Urteile des Volksgerichtshofes nicht gibt, mit der Verkündung rechtskräftig geworden. Nach Absetzung der schriftlichen Urteilsgründe gehen die Akten an den Herrn Reichsminister der Justiz, der auf Grund einer allgemeinen Ermächtigung des



sich aus oder auf Grund einer an ihn herangebrachten Anregung einen Gnadenerweis für angezeigt erachten sollte, die Entscheidung des Führers zur Gnadenfrage einholt.

Heil Hitler!
gez. Dr. Metten

Aus der Urteilsbegründung

Wie der Angeklagte Knauf zu seinen zersetzenden defaitistischen Äusserungen kommt, das kann man wohl aus der Begründung seiner Bemerkung entnehmen, unser Sieg sei unser grösstes Unglück, denn: dann werde der Führer erst richtiger Nationalsozialist sein. Es ist also der Hass gegen den Nationalsozialismus, gegen die kompromisslos ganze Durchsetzung unserer unserem Wesen gemässen Lebensart, die ihn dazu getrieben hat. Sein Leben ist also in sich selbst zurückgekehrt. Der Ring seiner politischen Entwicklung hat sich geschlossen . . .

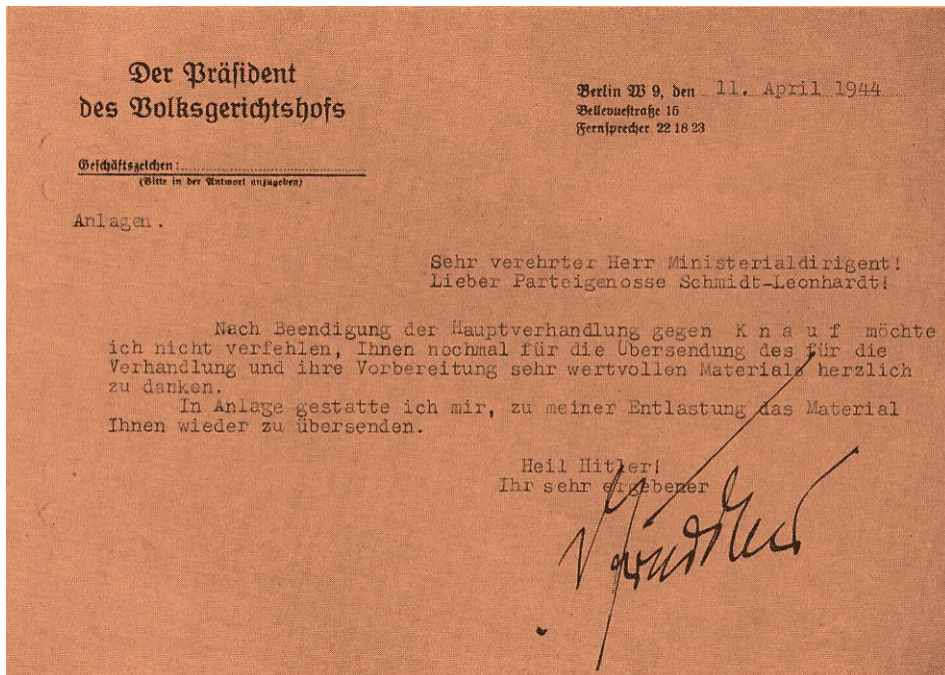
Und das als Mann, der in unserem kulturellen Leben eine wichtige Stellung einnimmt! Als Mann, dessen Ehre es sein muss, seiner darin begründeten höheren Verantwortung treu gerecht zu werden.

Wir würden nicht nationalsozialistisch gerecht handeln . . . wenn wir auf solche Tat eines durch sie für immer ehrlos gewordenen Mannes anders antworten würden als: er muss mit dem Tode bestraft werden.

Weil Knauf verurteilt ist, muss er auch die Kosten tragen.

gez. Freisler
Der Präsident des
Volksgerichtshofs

Unterschrift unleserlich
Berlin W 9, den 11. April 1944
Bellevuestr. 15



Der Reichsminister der Justiz
IV g 10b 668 b / 44
Sonderreferat, Oberstaatsanwalt Dr. Franke

Berlin W 8, den 21. April
1944

Sofort!

An den
Herrn Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof
In Berlin
Persönlich
oder Vertreter im Amt

Zu 4 J 777/44 - 1 L 98/44.

Anlagen: 1 Erlass vom 20. April 1944 in Reinschrift
1 begl. Abschrift des Erlasses.

In der Strafsache gegen den vom Volksgerichtshof in Berlin am 6. April 1944 zum Tode
verurteilten

Erich Knauf

übersende ich Reinschrift und beglaubigte Abschrift des Erlasses vom 20. April 1944 mit
dem Ersuchen, mit grösster Beschleunigung das Weitere zu veranlassen.
Von einer Bekanntmachung in der Presse und durch Anschlag bitte ich abzusehen.

Im Auftrage
gez. Wollmer.

Reichsanwaltschaft beim Volksgerichtshof
Geschäftsnummer 4 J 777/44
– Staatsanwaltschaft –

Kostenrechnung
in der Strafsache gegen Erich Knauf

Gebühr gern. §§ 49, 52 SGKG für Todesstrafe	300,-
Postgebühren gern. § 72,1 SGKG	1,84
Gebühr gern. § 72,6 für den als Pflichtverteidiger bestellt gewesenen Rechtsanwalt Ahlsdorff, Berlin-Lichterfelde-Ost, Gärtnerstr. 10a	81,60
für die Strafhaft vom 6. April 1944 bis 2. Mai 1944	44,-
Kosten der Strafvollstreckung: Vollstreckung des Urteils	158,18
hinzu Porto für Übersendung der Kostenrechnung	-,12
zusammen	585,74

Zahlungspflichtig: Die Erben des Erich Knauf, z. Hd. von Frau Erna Knauf, Berlin-
Tempelhof, Manfred-von-Richthofen-Str. 13, bei Fa. Gilbert, Mach.

ADOLF REICHWEIN

wurde am 3. Oktober 1898 in Bad Ems geboren, wuchs in Obersbach im Taunus in enger Verbindung mit dem Wandervogel auf.

Er bestand 1916 das Abitur, wurde sofort zum Kriegsdienst eingezogen und 1917 schwer verwundet.

Danach nahm er das Studium der Philosophie, Geschichte und Volkswirtschaft auf und promovierte bereits 1920 zum Dr. phil. Seine Dissertation erschien als Buch unter dem Titel «China und Europa, geistige und künstlerische Beziehungen.»

Er kam sehr jung ins preussische Kultusministerium, ging aber bald in die praktische volksbildnerische Arbeit zuerst in Volkshochschulen, später als Hochschulprofessor. Er veröffentlichte folgende Bücher: «Die Rohstoffe der Erde», «Mexiko erwacht», «Erlebnisse mit Mensch und Tier» und «Schaffendes Schulvolk».

Eine Charakteristik von Adolf Reichwein gibt Susanne Suhr, die mit ihm von den Jenaer Jahren bis zur Widerstandszeit in Verbindung war:

Ein ungewöhnlicher Mensch, von ungewöhnlichen geistigen und menschlichen Qualitäten. Er ist wohl von allen, die mit ihm in Berührung kamen, so empfunden worden. Das Geheimnis der Faszination, die er in einem seltenen Mass ausstrahlte, kann nur hierin liegen, da ihm jede Spur von Selbstgefälligkeit fehlte.

Es mag allerdings sein, dass der Reiz des Jünglingshaften, des Frühvollendeten, ihn wie ein tragischer Nimbus umgab. Er ist nicht mehr zur vollen Reife gekommen.

Reichwein stammte aus der Jugendbewegung, war aber schon früh bemüht, über sie hinauszukommen. Das Schicksal schien ihm schon in jungen Jahren seine Chancen zu bieten. Bereits mit 22 Jahren konnte der junge Dr. phil. im Kultusministerium für seine Ideen und Ideale der Volksbildung – im wörtlichen Sinne als Bildung des Volkes gedacht – arbeiten und sie wenig später als Leiter der Thüringischen Volkshochschulen praktisch in die Tat umsetzen. In dieser Arbeit mit Studenten und mit den Arbeitern der Jenaer Zeisswerke gewann er jene sein Leben begleitende Verbindung mit allen Schichten. Die herkömmliche Bindung an eine Gesellschaftsschicht wollte er durch neue geistige und ethische Bindungen überwunden sehen. Dass dieser Weg vom schwärmerischen Ideal zur politischen Aktivität führen müsse, war ihm klar, aber er zögerte lange, ihn zu gehen.

Romantische Freude am Abenteuer und nüchterne Arbeitsdisziplin trafen in ihm zusammen: er trampelte durch Amerika, fuhr als Matrose nach Japan, schmuggelte Waffen für die Kuomintang, kämpfte in Mexiko gegen die Aufständischen – und brachte zugleich reiches Material für seine Bücher und Vorlesungen mit.

Zum zweitenmal im preussischen Kultusministerium als persönlicher Referent des Ministers Becker, arbeitete Reichwein entscheidend mit an der Gründung der Pädagogischen Akademien. Er ging 1930 dann selbst als Professor der Geschichte und Staatsbürgerkunde an die Pädagogische Hochschule in Halle. Da ihm in der pädagogischen Aufgabe der Gedanke des Vorlebens auf allen Gebieten – auch in der sportlichen Disziplin – wesentlich war, flog er dann selbst eine kleine Sportmaschine. Eine politische Bindung an eine Partei



und eine aktive politische Arbeit hatte er bisher immer abgelehnt. Aber als Hitler drohend vor der Tür stand und manche aus Angst ihre Gesinnung zu verleugnen begannen, bekannte er sich zur Sozialdemokratie. Ebenso gab er nach 1933, als jedes Flugzeug mit einem Hakenkreuz versehen werden musste, als erstes seine Maschine auf, weil er nicht mehr in der Luft «ein freier Mann» sein könne.

Der Nationalsozialismus warf ihn aus seiner Professur. Er zog sich auf die Insel eines Dorfschulmeisterdaseins zurück, obwohl man ihm goldene Brücken bauen wollte.

Aber trotz seiner Freude an dieser Arbeit begann er nun, in seinem Wesenskern tief verletzt, durch die Entwicklung des Hitlerstaates immer mehr in einen aktiven Widerstand hineinzuwachsen. In engstem Vertrauen mit seinen Freunden wurde er zum Mitverschwörer und Mittler der planmässigen Vorbereitung, denn er konnte dank seiner ungewöhnlich reichen freundschaftlichen Beziehungen nach allen Seiten Fäden knüpfen. Die Verbindung des Kreisauer Kreises, der ihn mit alten und neuen Freunden in enger Gemeinsamkeit des Zieles zusammenführte, zu den verschiedensten Gruppen, besonders zu bestimmten Arbeitergruppen, lief vor allem auch über ihn. Sein Büro im Prinzessinnenschlösschen Unter den Linden – er arbeitete damals am Volkskundemuseum Berlin – war ein getarnter Ort geheimer Zusammenkünfte und Gespräche. Der Weg von der Erkenntnis und ethischen Forderung zur politischen Aktion war ihm nicht leicht gefallen. Aber sein Mut, seine Freundestreue und seine moralische Verpflichtung, sich für das Notwendige bis zur letzten Konsequenz einzusetzen, liessen ihn unbeirrbar auf diesem Weg vorangehen.

Mitten in den geheimen Verhandlungen wurde er am 4. Juli 1944 durch einen Spitzel verraten und verhaftet. Im Gefängnis und während des Prozesses vor dem Volksgerichtshof des tobenden Freisler hat er, der ebenso zart wie unbeugsam war, schwer gelitten. Er folgte am 20. Oktober den ihm vorausgegangenen Freunden in den Tod.

Am 16. Oktober 1944 schrieb er an seine Frau:

«Dass meine Gedanken auch immer wieder um das eigene Leben kreisen, brauche ich kaum zu sagen. Aber darüber lässt sich kaum jetzt schreiben, so wohltuend es auch wäre. Das eine drängt sich beim Überfliegen der Jahrzehnte auf: wie reich und schön diese Zeiten für mich gewesen sind. Das Schwere etwa des vorigen Krieges tritt ganz dahinter zurück. Um so stärker strahlt die ländlich gesunde ungebundene Jugend, die 10 Jahre im «Wandervogel» mit den weiten und nahen Fahrten, die Jugendfreundschaften, die glückliche Studienzeit in Frankfurt und Marburg mit neuen unzertrennlichen Freundschaften, dann das mit Begeisterung erfüllte Berufsleben in der Volksbildung, die seltenen Lebensgeschenke meiner Reisen in Europa, Amerika, Ostasien, die vier Jahre Fliegen und die Welt aus der Vogelperspektive, dazwischen die wissenschaftlichen Arbeiten, die Nächte wie Tage kosteten, und schliesslich das Schönste und Reichste: die 12 Jahre mit Dir und den Kindern. Wieviel Anlass dankbar zu sein.»

WALTHER ARNDT

in Landeshut in Schlesien am 8. Januar 1891 geboren, studierte – wie schon sein Vater – Naturwissenschaften. Er führte sein Studium an der Universität Breslau durch, nahm von dort aus 1911 erstmalig an einer Studienexpedition ins Ausland teil und bestand am 18. August 1914 die medizinische Doktorprüfung. Danach meldete er sich als Kriegsfreiwilliger, geriet am 23. Oktober 1914 als Unterarzt eines Feldlazarets in russische Kriegsgefangenschaft und wurde nach zweieinhalb Jahren als Arzt ausgetauscht. Anfang Mai ging er mit der Russland-Kriegsgefangenen-Fürsorgekommission des Kriegsministeriums wieder nach Russland. Er wurde dabei – wie er voraussagte – zum zweiten Male gefangenommen und kehrte schliesslich auf Umwegen über Japan, die Philippinen, Amerika und Schweden 1919 in die Heimat zurück. 1920 promovierte er noch zum Dr. phil. und folgte dann einem Ruf an das Zoologische Museum in Berlin, wo er zunächst als Assistent und später als Kustos und Professor tätig war.

Neben den Aufgaben des Museumsbeamten widmete sich Walther Arndt der Veröffentlichung zahlreicher wissenschaftlicher Arbeiten. Er hat in wissenschaftlichen Vereinen gewirkt und rege an allen volksbildenden Aufgaben teilgenommen. Auf verschiedenen Forschungsreisen knüpfte er enge Beziehungen zum Ausland an. So standen in seinem Adressenverzeichnis 600 deutschen rund 400 ausländische Anschriften gegenüber, die sich über 47 Länder verteilten. Das Ausland hat seine Bedeutung frühzeitig erkannt. 1929 ernannte ihn die Peking Society of Natural History zu ihrem korrespondierenden Mitglied, 1932 die Bulgarische Naturforschende Gesellschaft zu ihrem Ehrenmitglied. Seit 1938 gehörte er der Internationalen Zoologischen Nomenklatur-Kommission an. In dem gleichen Jahre verlieh ihm der König der Belgier eine Plakette, 1950 wurde er zum Ehrenmitglied der deutschen Zoologischen Gesellschaft ernannt.

Allgemein galt Arndt als ein Gelehrter, der sich mit höchstem Idealismus seiner Wissenschaft unter völliger Zurückstellung seiner eigenen Person widmete. Nachdem er bei einem schweren Bombenangriff Brände in seinem Museum gelöscht hatte, wurden folgende Worte, die ein Kollege und eine Jugendfreundin zur Anzeige brachten, zu seinem Verhängnis: «Jetzt ist es zu Ende mit dem Dritten Reich. Es handelt sich nur noch um die Bestrafung der Schuldigen.» Dafür wurde Walther Arndt am 11. Mai 1944 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt.

Wie klar er sein Schicksal übersah, beweisen schon seine Zeilen vom 22. April 1944 aus der Haft: «Wenn mein Leben, das so reich und schön war, jetzt zu Ende geht, so geschieht es vielleicht auch in dem alten Sinn: Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben . . . Wo immer nun auch meine sterblichen Reste in den grossen Kreislauf eingehen werden – meine Seele wird in unsere Heimat zurückkehren.»

Vor der Vollziehung des Urteils am 26. Juni 1944 schrieb er an seine Schwester: «Ich erhalte eben noch die Möglichkeit, Dir diese Zeilen zu senden. Ich denke es ist für uns alle drei nur gut, dass diese Tage des Wartenmüssens nun heute zu Ende gehen, obgleich auch sie noch manch schöne, wertvolle Stunden brachten . . . Und nun gilt für mich wie bei Fausts Tod: Der Zeiger fällt – die Uhr steht still – es ist vollbracht. –

Wie oft habe ich hier –, und ich tue es heute noch einmal – die Gesangbuchverse, die wir für Vaters Trauerfeier wählten, vor mich hingesagt und hingesungen. Und auch an seinen Spruch: Sei getreu bis in den Tod – denke ich jetzt noch einmal.»

Als letzte Worte des Unverheirateten wurden überliefert:

«Meine Schwester, meine Heimat und meine Wissenschaft waren die Liebe und der Inhalt meines Lebens.»

Der folgende Auszug ist dem Nachruf im Archiv für Hydrobiologie 1947 Bd. XII S. 614 bis 621 entnommen:

Indem ich mich bemühe, die liebenswürdige Persönlichkeit meines unvergesslichen Freundes in ihrer schlichten Grösse und makellosen Reinheit noch einmal vor mir erstehen zu lassen, komme ich immer mehr zu der Überzeugung, dass alle die wertvollen Eigenschaften, die wir an ihm schätzten und liebten, drei Quellen entsprangen. Die eine, die man geradezu als den Grundzug seines ganzen Wesens bezeichnen kann, war menschliche Güte, die beiden anderen unbedingte Wahrheitsliebe und selbstlose Hingabe an die Pflicht.

Wenn ich menschliche Güte als den Grundwesenzug meines Freundes bezeichnete, so möchte ich dabei betonen, dass sie sich keineswegs in einer wohlwollenden Einstellung seinen Mitmenschen gegenüber erschöpfte. Es handelte sich vielmehr um eine im höchsten Masse aktive Güte. Ich kann mir nicht versagen, dafür wenigstens ein konkretes Beispiel anzuführen. Ich erinnere mich, ihn einmal gefragt zu haben, wann er endlich zum Kustos am Berliner Museum aufrücken würde. «Ja», sagte er, «es ist gerade eine Stelle frei geworden, und ich wäre dem Alter nach an der Reihe. Ich habe mich aber entschlossen, zugunsten des Kollegen X. zurückzutreten. Denn er ist verheiratet und braucht die feste Anstellung als Lebensgrundlage.»

Bei einem Forscher werden wir aber nicht die Güte, sondern die unbedingte Wahrheitsliebe, hier Objektivität genannt, an erste Stelle setzen und an zweite die Hingabe an sein Werk. Beide Eigenschaften waren ihm in höchstem Masse eigen. Auf eine Angabe, die sich in einer Veröffentlichung Arndts fand, konnte man sich unbedingt verlassen. In der Zusammentragung aller für den Fall in Frage kommender Literaturangaben und Beobachtungstatsachen war er vorbildlich. Nie ist er einer Theorie zuliebe oder im Interesse einer effektvolleren Darstellung auch nur um Haaresbreite von dem abgewichen, was ihm nach der Sprache der feststellbaren Tatsachen als das Wahrscheinlichste erschien. Was seinem Wesen und seiner Arbeit, so lange er lebte, ein so schönes und besonderes Gepräge verlieh, wurde letzten Endes auch die Ursache zu seinem frühen, schrecklichen Tod. Ein Mann, dessen ganzes Wesen in einer alles umfassenden Güte und einer unerbittlichen Wahrheitsliebe bestand, musste in einer Zeit und Umgebung, in der wilder Hass als Tugend gepredigt wurde, sich früher oder später in sein Geschick verstricken. Vielleicht wird mancher es Arndt gar nicht besonders hoch anrechnen, dass er sich Menschen gegenüber, denen er glaubte vertrauen zu können, offen aussprach. Niemand aber wird dem hohen Mut seine Bewunderung versagen können, den Arndt vor seinen «Richtern», das heisst im Angesicht des sicheren Todes bewies. Gestützt auf die zahlreich für ihn



eingereichten Gutachten und Gnadengesuche hätte er möglicherweise sein Leben noch retten können. Dass er nicht abtritt, dass er nicht zurückwich, dass er lieber die Wahrheit bekennend sein Leben opferte, als es die Wahrheit verleugnend zu retten, das beweist eine Seelengrösse, vor der wir uns in Bewunderung und Dankbarkeit beugen.

Man könnte an der Objektivität der Wissenschaft verzweifeln, wenn es nicht Wahrheitsbekenner wie ihn gegeben hätte. Er starb nicht umsonst! Denn der Mann, den Verbrecher im Richtergewand als «für immer ehrlos» erklärten, starb für die Ehre des deutschen Volkes, für die Ehre der Wissenschaft, für die Ehre der Menschlichkeit.

Professor Ernst Matthes

Museo e Laboratorio Zoologico da Universidade Coimbra

ARBEIT UND OPFER FÜR DEN ANDEREN

Unter totalitärer Herrschaft ist das erzwungene Kollektiv alles, die verantwortliche Selbstentscheidung gilt nichts. Der Einzelwille wird gebrochen, wenn er sich dem «Staatswillen» widersetzt, wie ihn die Führung auslegt und für sich in Anspruch nimmt. Mitempfinden und Hilfsbereitschaft werden abgetötet. Eine Parteiführung masst sich an, die Grenzen abzustecken, innerhalb derer es erlaubt ist, für den anderen einzustehen.

Und dennoch: es hat in den Jahren nach 1933, in allen Schichten und auf allen Ebenen, immer wieder Beweise der Auflehnung dagegen gegeben, dass natürliche Regungen gegenüber dem Mitmenschen plötzlich nichts mehr gelten sollten. Viele, allzu viele haben sich blenden und ihr Gefühl abstumpfen lassen. Viele haben von den willkürlichen Verhaftungen, von den Foltermethoden der Gestapo, von der Schande der Konzentrationslager nichts wissen wollen oder sich gar mit diesem schändlichen Tun identifiziert. Andere aber haben sich allen Gefahren zum Trotz bemüht, zu helfen, so gut sie es vermochten.

Zur Geschichte der deutschen Bewegung gegen den Nationalsozialismus gehört das schöne Kapitel der menschlich-selbstverständlichen Hilfe, des wortlosen Einstehens für den anderen – ohne Rücksicht auf das damit verbundene persönliche Risiko. Aus ideenmässiger Verbundenheit oder aus schlichter Nächstenliebe wurde getarnt und gewarnt. In den Kreisen der Gesinnungsfreunde, der Nachbarn und Kollegen wurden Geldmittel gesammelt und den Familien von Verhafteten möglichst unauffällig zugestellt.

Mancher Verfolgte fand Zuflucht in der Wohnung beherzter Menschen, die ihn tage- oder monatelang verbargen und dadurch das eigene Leben aufs Spiel setzten. Grenzbewohner, Fischer und Bergsteiger brachten Bedrängte ins Ausland. Es gab Unternehmer, die ihren Betrieb demjenigen öffneten, der des Schutzes bedurfte, Beamte und Militärs, die es mit den Anordnungen einer rechtswidrigen Herrschaft nicht so genau nahmen, wenn es um die Abwehr brutaler Übergriffe ging.

In Tausenden von Fällen haben sich Menschen aus allen Lagern bemüht, den verfolgten Mitbürgern jüdischer Herkunft beizustehen: von der Marktfrau, die Lebensmittel bereit hielt, bis zu Beamten, die Ausweispapiere fälschten. Andere haben Kriegsgefangenen und ausländischen Zwangsarbeitern Beistand gewährt, obgleich diese menschliche Haltung drakonische Strafen bis zur Hinrichtung nach sich ziehen konnte. Aber nicht den «Schuldigen» allein traf die Rache der Herrschenden. Er musste immer damit rechnen, dass seine Angehörigen in Mitleidenschaft gezogen würden. Weder Kinder noch Eltern in hohem Alter sind von der berüchtigten «Sippenhaft» verschont geblieben.

Unter den Toten des deutschen Widerstandes dürfen diejenigen nicht unerwähnt bleiben, die meinten, das Los anderer durch den selbstgewählten Opfertod erleichtern zu können. Und niemand kennt die Zahl derer, die sich in der Untersuchungshaft das Leben nahmen, um das Geheimnis ihres Wirkens mit ins Grab zu nehmen und nicht andere belasten zu müssen.

Über die vielen Einzelschicksale hinaus gilt es an dieser Stelle festzuhalten, dass die deutsche Gegenbewegung gegen den Nationalsozialismus zu einem wesentlichen Teil von jenen sozialen und politischen Gemeinschaften getragen wurde, für deren ganze Entwicklung der Gedanke der Solidarität eine besondere Bedeutung gehabt hatte. Die Arbeiterbewegung war stark geworden im Zeichen des: Einer für alle, alle für einen. Während des Ausnahmegesetzes gegen die Sozialisten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, durch die grossen Streiks um erträgliche Lebensbedingungen der Arbeiter, war das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Gemeinschaftlichkeit in den Herzen von Millionen verankert worden.

Hier ist nicht der Ort, über die Fehler und Irrtümer zu rechten, die auch dem linken Flügel der deutschen Demokratie in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg angehaftet haben mögen. Fest steht, dass die politische und gewerkschaftliche Arbeiterbewegung von Anfang an gegen den Nationalsozialismus Stellung bezogen, vor den mit ihm heraufziehenden Gefahren nachdrücklich gewarnt und noch bei den letzten freien Wahlen deutlich darauf hingewiesen hat, dass Hitler den Krieg bedeute. Nicht alle, die diese Erkenntnis gewonnen und verbreitet hatten, haben dem Druck und der Versuchung zu widerstehen vermocht. Für weite Kreise aus dem Lager der alten Arbeiterbewegung blieben jedoch die Gedanken der Freiheit, des sozialen Ausgleichs, der Solidarität unter den Menschen und den Völkern lebendig. Sie hielten ihren Idealen aktive Treue und liessen sich durch keine Verfolgung von ihrem Weg abbringen. Die nationalsozialistischen Machthaber wandten sich denn auch mit aller Brutalität gegen die Vertrauensleute und gegen zahllose Anhänger der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung.

«Wir grüssen die Verfolgten und Bedrängten, wir grüssen unsere Freunde im Reich. Ihre Standhaftigkeit und Treue verdienen Bewunderung. Ihr Bekennermut, ihre ungebrochene

Zuversicht verbürgen eine hellere Zukunft.» – Mit diesen Worten schloss der Abgeordnete Otto Wels seine Rede, die er am 23. März 1933 zum Ermächtigungsgesetz im Deutschen Reichstag hielt, um dem Verlangen der Regierung Hitler das Nein der sozialdemokratischen Fraktion entgegenzusetzen. Bald riss der Tod schwere Lücken in die Reihen der standhaften Reichstagsabgeordneten: Johannes Stelling, Toni Pfülf, Adolf Biedermann, Otto Eggerstedt, Julius Moses, Ludwig Marum, um nur einige Namen in Ergänzung derer zu nennen, die an anderer Stelle dieses Buches in Erscheinung treten. Und zu einem gefürchteten Begriff für die sogenannte Schutzhaft, die im ganzen Reich in den Händen der SA-Trupps lag, wurde das Columbia-Haus in Berlin.

Die Verfolgungen, die sich der Machtübernahme, dem Reichstagsbrand und den Märzahlen des Jahres 1933 angeschlossen hatten, wurden in der folgenden Zeit noch weit übertroffen. Männer und Frauen aus dem sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Lager sind an fast allen «Fronten» am Kampf gegen die nationalsozialistische Tyrannei beteiligt gewesen. Es gilt nicht nur, sich der bekannteren Namen zu erinnern, sondern ebenso sehr der vielen treuen Anhänger, die in Dutzenden von Monstreprozessen abgeurteilt wurden und in die Zuchthäuser wanderten. Dem ersten Prozess vor dem neugeschaffenen Volksgerichtshof gegen sozialistische Studenten und junge Arbeiter 1934 in Berlin folgten immer wieder Prozesse mit 50, 100 und mehr Angeklagten in vielen grösseren Städten.

Zehntausende aus den Reihen der Arbeiterbewegung sind durch die Konzentrationslager geschleppt worden; viele von ihnen erlebten nicht das Ende des Krieges und der Diktatur. Die schweren Verluste der zwölf Jahre haben sich bei der Neugestaltung des öffentlichen Lebens in Deutschland nach 1945 schmerzlich genug bemerkbar gemacht.

In der ersten Zeit nach der «Machtübernahme» waren hunderttausende an den meist unzulänglichen Versuchen einer geheimen Organisationsbildung beteiligt. Ganze Vereine und Parteigliederungen wechselten in die Illegalität über, pflegten den traditionellen Zusammenhalt und bemühten sich, diesen Zusammenhalt mehr oder weniger wirkungsvoll ausstrahlen zu lassen. Bittere Enttäuschung über den kampflosen Untergang der demokratischen Kräfte mischte sich mit wenig wirklichkeitsnahen Hoffnungen auf einen baldigen Sturz des Regimes. Mit der Festigung der nationalsozialistischen Herrschaft schwanden die Voraussetzungen für die «Illegalität auf Massenbasis». Aber es blieben die Kader, örtliche und betriebliche Vertrauensleute, die weiterhin als das Gerippe einer weitverzweigten Bewegung gelten konnten.

Ein kleiner Ausschnitt aus dem unterirdischen Zusammenhalt der freien Gewerkschafter: Um den früheren Vorsitzenden des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Alwin Brandes, gruppierte sich ein ganzes Netz von Vertrauensmännern, das auch mit der sozialdemokratischen Emigration und mit ausländischen Gewerkschaften verknüpft war. Etwa 60 Mitarbeiter dieses Kreises wurden um die Jahreswende 1935/36 verhaftet. Arthur Schille

aus Dresden wurde kurz darauf während seiner Untersuchungshaft umgebracht. Richard Teichgräber, 1937 zu dreieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt, ist im Februar 1945 im Konzentrationslager Mauthausen umgekommen. Der tüchtige Bevollmächtigte für das Mansfelder Land, Fritz Sauer aus Hettstedt, kehrte aus dem berüchtigten Lager Bergen-Belsen nicht mehr heim. Ähnlich erging es anderen Gruppen, so auch der von Else Nieviera geführten, die 1939 von der Gestapo aufgerollt wurde. Frau Nieviera hatte bis 1933 als geschäftsführendes Vorstandsmitglied ihres Verbandes ausserordentlich viel für die Textilarbeiterinnen geleistet. Nach monatelanger Untersuchungshaft wurde sie zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt und kam dann einige Tage vor Pfingsten 1944 bei einem Bombenangriff im Betrieb in Lichterfelde ums Leben.

In den meisten Fällen war es im Laufe der Jahre nicht mehr möglich, zentrale Verbindungen aufrechtzuerhalten. Auch die Kontakte zu den Zentren der politischen Emigration, die zunächst eine beträchtliche Rolle spielten, wurden lockerer und hörten nach Kriegsausbruch fast ganz auf. Eine grössere Zahl von Anhängern der gewerkschaftlichen und der sozialistischen Bewegung hat aber auch dann noch an der gefährvollen illegalen Arbeit teilgenommen, als die Herrschaft der nationalsozialistischen Machthaber für lange Zeit gesichert erschien. Im Verlauf des Krieges entwickelte sich dann wieder eine verstärkte Aktivität der unterirdischen Kader.

1942/43 gelang es der Gestapo, eine Anzahl sozialdemokratischer Widerstandsgruppen in Bayern, die mit Gleichgesinnten in Österreich eng zusammenarbeiteten, zu zerschlagen. Etwa 200 Verhaftungen, zehn Hinrichtungen, sechs bei Vernehmungen Umgekommene, eine Serie von Zuchthausurteilen waren das Ergebnis. Viele der besten Arbeiterführer waren daran beteiligt, den zivilen Sektor für den Tag nach dem Zusammenbruch des Regimes vorzubereiten; viele von ihnen wurden in den Strudel der Vergeltung nach dem 20. Juli hineingezogen, sozialdemokratische und christliche Gewerkschaftsführer, auch der frühere Reichstagsabgeordnete Ernst Schnepfenhorst aus Nürnberg und die führenden Mitglieder des sozialistischen Widerstandes in Schlesien: Oswald Wiersich, früher Bezirkssekretär des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, und Fritz Voigt, früher Polizeipräsident von Breslau, beide hingerichtet am 1. März 1945 in Plötzensee.

Als Hintergrund und Stützung der aktiven Widerstandsgruppen hat der halblegale Zusammenhalt in den Betrieben, in Sport- und Gesangsvereinen und auf mancherlei andere Art eine wesentliche Rolle gespielt. Es gab immer wieder Situationen, in denen die stillschweigend weiterbestehende Gemeinschaft von Angehörigen der Arbeiterbewegung auch den Machthabern sichtbar gemacht wurde. Besonders eindrucksvoll war die Massenbeteiligung, der auch die polizeiliche Überwachung keinen Abbruch tat, wenn es galt, bekannten Männern das letzte Geleit zu geben. So war es, um nur zwei Beispiele zu nennen, als der Bergarbeiterführer und Reichstagsabgeordnete Fritz Husemann 1935 im Ruhrgebiet beigesetzt wurde, nachdem ihn die Nationalsozialisten im Konzentrations-

lager Papenburg umgebracht hatten, und als der langjährige Vorsitzende der Berliner Sozialdemokraten, Franz Künstler, im Februar 1942 verstorben war.

Der gemeinsame Gegner, das gemeinsame Schicksal der Bedrängnis und Verfolgung liessen manche der früheren Gegensätze verblassen. Im gewerkschaftlichen Bereich fanden die führenden Männer der verschiedenen Richtungen zueinander. Im politischen Bereich hatten Angehörige damaliger linkssozialistischer und auch unabhängig-kommunistischer Gruppen einen verhältnismässig starken Anteil an der illegalen Arbeit. Aus der Schicksalsgemeinschaft jener Jahre ergaben sich nicht nur von sozialistischer Seite, sondern auch aus anderen Kreisen Verbindungen zu den Kommunisten, die als energische Widersacher der nazistischen Diktatur erschienen und von ihr rücksichtslos verfolgt wurden.

Kommunistische Funktionäre und Arbeiter stellten einen hohen Anteil an den Opfern des Dritten Reichs. Bis in die letzten Kriegsjahre kam es immer wieder zu neuen Organisationsbildungen. 1943/44 entfaltete insbesondere die von Anton Saefkow geführte Gruppe, zu der auch die früheren Reichstagsabgeordneten Theo Neubauer in Thüringen und Georg Schumann in Sachsen gehörten, und die fast völlig aufgerieben wurde, starke Aktivität. Zahlreiche Anhänger dieser politischen Richtung meinten es zweifellos ernst und subjektiv ehrlich mit ihrem Kampf gegen die Tyrannei und für eine bessere soziale Ordnung. Viele von ihnen bewiesen Überzeugungstreue und Unbeugsamkeit, so etwa der Sinologe Dr. Philipp Schaeffer, der in Verbindung mit dem Verfahren gegen die Gruppe um Harro Schulze-Boysen verhaftet und am 13. Mai 1943 hingerichtet wurde.

Der etwa 45jährige Wissenschaftler hatte Ostern 1942 versucht, ein altes jüdisches Ehepaar zu retten. Mit einem Luftschutzseil wollte er in die Wohnung der alten Leute, die den Gashahn geöffnet hatten, einsteigen; aber das Seil riss. Dr. Schaeffer wurde schwerverletzt ins Krankenhaus gebracht und dort verhaftet. Im Prozess wurde ihm vorgeworfen, dass er die Tätigkeit seiner Freunde nicht der Gestapo gemeldet habe. Auf seine Krücken gestützt, sagte er den Richtern: «Meine Herren, ich bin hier gefragt worden, warum ich diese Sache nicht angezeigt habe. Darauf kann ich Ihnen nur erwidern: Ich bin kein Handlanger der Polizei.»

Der kommunistische Parteiapparat, der sich von der Arbeiterbewegung immer mehr entfernt hatte, zeichnete sich freilich auch während der Illegalität durch jene zynische Menschenverachtung aus, die sowohl das Merkmal der kommunistischen wie der nationalsozialistischen Diktatur ist. Angesichts der modernen totalen Diktatur wird aber die Forderung immer dringlicher: Einer für alle, alle für einen.

JOACHIM GOTTSCHALK

Auf dem Stahnsdorfer Friedhof Berlin ruht eine Schauspielerfamilie, und auf dem von Freunden gestifteten Block stehen eingemeisselt die Namen, die Daten der Geburt und des gemeinsamen Todestages:

JOACHIM GOTTSCHALK

* 10. April 1904

META GOTTSCHALK

* 13. August 1902

MICHAEL GOTTSCHALK

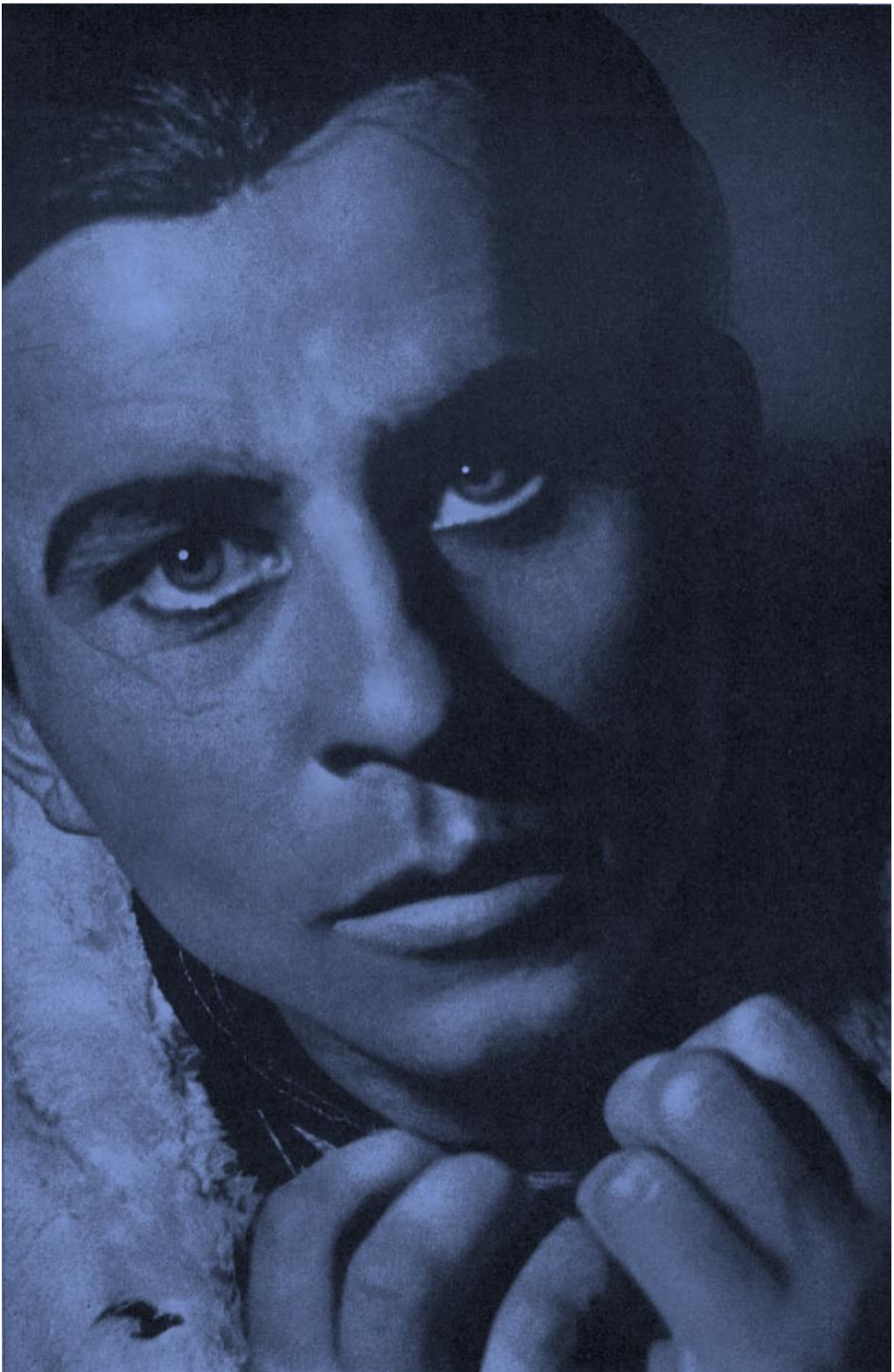
* 19. Februar 1933

† 6. November 1941

Von den Geschehnissen, die hinter dieser Inschrift stehen, gibt Hugo Gau-Hamm, der mit Gottschalk in jenen Jahren an der gleichen Bühne beschäftigt war, folgende Schilderung: Joachim Gottschalk, Sohn eines Arztes, war drei Jahre zur See gefahren, als er sich entschloss, Schauspieler zu werden. In Leipzig und in Frankfurt am Main hatte er sich schon zu einer Schauspieler-Persönlichkeit entwickelt, als er von Eugen Klöpfer für die Spielzeit 1938/39 nach Berlin an das Theater am Bülowplatz verpflichtet wurde, das nur noch dem Namen nach etwas mit der inzwischen von den Nationalsozialisten liquidierten Volksbühne zu tun hatte.

Als erste Rolle spielte Gottschalk den «Fiesko» mit grossem Erfolg. Seine starke Begabung weckte berechnete Erwartungen. Beliebt wegen seines natürlichen aufrechten Wesens, das Treue verbürgte in einer Zeit recht zweifelhaft gewordenen Verhaltens von Mensch zu Mensch, wurde er in der Zusammenarbeit von Freunden und Kollegen Joschi genannt. Jung, glücklich und erfolgreich erschien er dem grossen Kreis seiner Verehrer. Nur wenige wussten, dass hinter allem, was diesen stillen, die Unauffälligkeit liebenden Künstler anging, ein Verhängnis lauerte. Im engsten Freundeskreis wurde oft über Joachims Frau Meta, die Jüdin war, gesprochen.

Gottschalk wusste, dass an den von Gustaf Gründgens geleiteten staatlichen Bühnen in Berlin Kollegen mit jüdischen Ehepartnern nach besonderer Erlaubnis tätig sein konnten, – aber wie war es in seinem Falle? Die Situation Gottschalks war eine andere. Sein Können, seine Bühnenerfolge und seine Jugendlichkeit von eigenem Gepräge blieben von den für die Herstellung «staatspolitisch wertvoller» Filme verantwortlichen Interessengruppen nicht unbemerkt. Nach Mitwirkung in zwei Filmen hatte sich Gottschalk starke Beachtung auch als Filmschauspieler zu verschaffen gewusst. Aber erst als Partner von Paula Wessely in dem Film «Ein Leben lang» sollten seine nur zu verständlichen Erfolgswünsche in Erfüllung gehen, die nun auch zugleich mit einer weitreichenden Popularität gepaart waren.



Joachim Gottschalk in der Titelrolle des „Fiesco« von Friedrich von Schiller

5. November 1941

Meine liebe Fanny,

nimm diese Nadel als Andenken mit meinem letzten Gehwohl. Ich danke Dir für Deine treue Freundschaft. Was ich Dir wünsche, weißt Du!

Grüße Deine Lieben herzlich.
Um uns müsst Du nicht trauern,
Du weißt wir sind glücklich.

Danke für alles Liebe,
es geht Euch wohl

Deine Meta

Wann von dem Glauben das Du mir gelieferten
Jahre ist meine Gedanken. Man will nicht aufgeben.
Mir geht es gut! Dein Meta.

Diese Popularität eines Künstlers, der «versippt» mit einer Jüdin, und der – wie es schien – auch nicht im Geringsten zu bewegen war, sich von seiner Frau zu trennen, machte dem Propagandaminister des Dritten Reiches schwer zu schaffen. «Ich kann dieses Gesicht nicht mehr sehen...», dies war ein Goebbels-Wort, welches in den Ohren willfähriger Befehlsempfänger seine Wirkung nicht verfehlte, – nicht verfehlen durfte. Gottschalk war unerwünscht. Dies bedeutete, dass eine weitere Berufsausübung im «kulturellen» Sektor verhindert werden sollte. Gesperrt für Bühne, Film und Funk! Diese Drohung stand hinter den von Gottschalk zurückgewiesenen, mehrfach an ihn gerichteten Aufforderungen, sich von seiner Frau zu trennen.

Nun aber, da alle Einkünfte gestoppt werden sollten, schien es unmöglich, den Verpflichtungen aus den erheblichen Einnahmen der bisherigen Filmtätigkeit nachzukommen. Als Gottschalk auf diesen Umstand hinwies, wurde ihm anheimgestellt, eine Tournee im Rahmen der sogenannten «Kraft-durch-Freude-Veranstaltungen» nach Norwegen mitzumachen. Gottschalk musste sich hier einem gefährlichen Angebot gegenüberfühlen. – Wenn schon Frau und Kind allein lassen, dann, so dachte er, nur als Soldat; denn Frau und Kind eines Soldaten mussten doch vor bössartigen Verfolgungen geschützt sein. Aber man verzichtete auf seinen Militärdienst.

Die Bedrängnis wuchs und wurde zur Qual. – Es kam der Tag, an dem eine Probe am jetzigen Hebbel-Theater nicht beginnen konnte, weil Gottschalk fehlte... Dann teilte es sich mit in jener seltsamen Leere und Ergriffenheit zugleich, – in abgerissenen tonlos gesprochenen Sätzen voll verhaltenem Schreck und Schmerz –, dass die Familie Gottschalk den Freitod gewählt hatte.

Veronal hatte Frau und Kind schon eingeschläfert, als Gottschalk noch kurz vor seinem Tode alles ordnete, wie es mit seiner Frau besprochen war, und Abschied nahm von der Welt und seinen Freunden. «Denk an die Worte von Kleist in seinem letzten Brief an seine Schwester Ulrike: Die Wahrheit ist, dass mir auf Erden nicht zu helfen war», so lauten einige seiner letzten Zeilen.

Am Grabe legte der Schauspieler Ernst Sattler im Namen der Kollegenschaft einen Kranz nieder. Worte des Gedenkens waren nicht erlaubt. Ein alter grauhaariger Pfarrer – so berichtete er uns – sprach an diesem trüben Novembertage in Anwesenheit nazistischer Kontrolleure mutige Worte. Er wies die Vorwürfe derjenigen zurück, die es als unverantwortlich bezeichneten, ein Kind mit in den Tod zu nehmen, indem er betonte, dass seiner Meinung nach gerade von einem hohen Verantwortungsgefühl zu sprechen sei, wenn dieses Elternpaar sich entschlossen hatte, sein Kind in einer so barbarischen Welt nicht allein zurückzulassen.

Es wird vieles so leicht vergessen! – Denkt man heute daran, dass der plötzliche Tod der Familie Gottschalk damals dazu beitragen sollte, manchen in gleicher Bedrängnis Lebenden noch grösseres Leid zu ersparen – so gewinnt das tragische Ende dieser Familie auch noch in einem ganz anderen Sinne Bedeutung. Erwägungen, ob mit dem Sterben auch allen anderen vielleicht geholfen sein könnte, die in jenen Jahren sich in gleicher Not befanden, hatten in der Brust dieses hochherzigen jungen Künstlers nach Meinung seiner nächsten Freunde einen nicht geringen Anteil am Entschluss zur Todesbereitschaft.

LILO GLOEDEN

Das Mordregister des Jahres 1944 enthält unter den Nummern 3078/80 die Namen:
Erich Gloeden, Architekt, geb. 23. August 1888 Berlin
Elisabeth Charlotte Gloeden, geb. 19. Dezember 1903 Köln
Elisabeth Kusnitzky, geb. 21. Januar 1878 Strassburg.

Als Straftat wird verzeichnet: Landesverrat, als erkannte Strafe: Todesstrafe, als Tag des Urteils: 27. November 1944, als Tag und Ort der Vollstreckung: 30. November 1944 in Berlin. Ein kurzer Vermerk weist aus, dass die Verurteilten den ehemaligen General der Artillerie Fritz Lindemann «in Kenntnis seines Verrats» sechs Wochen in ihrer Wohnung beherbergten.

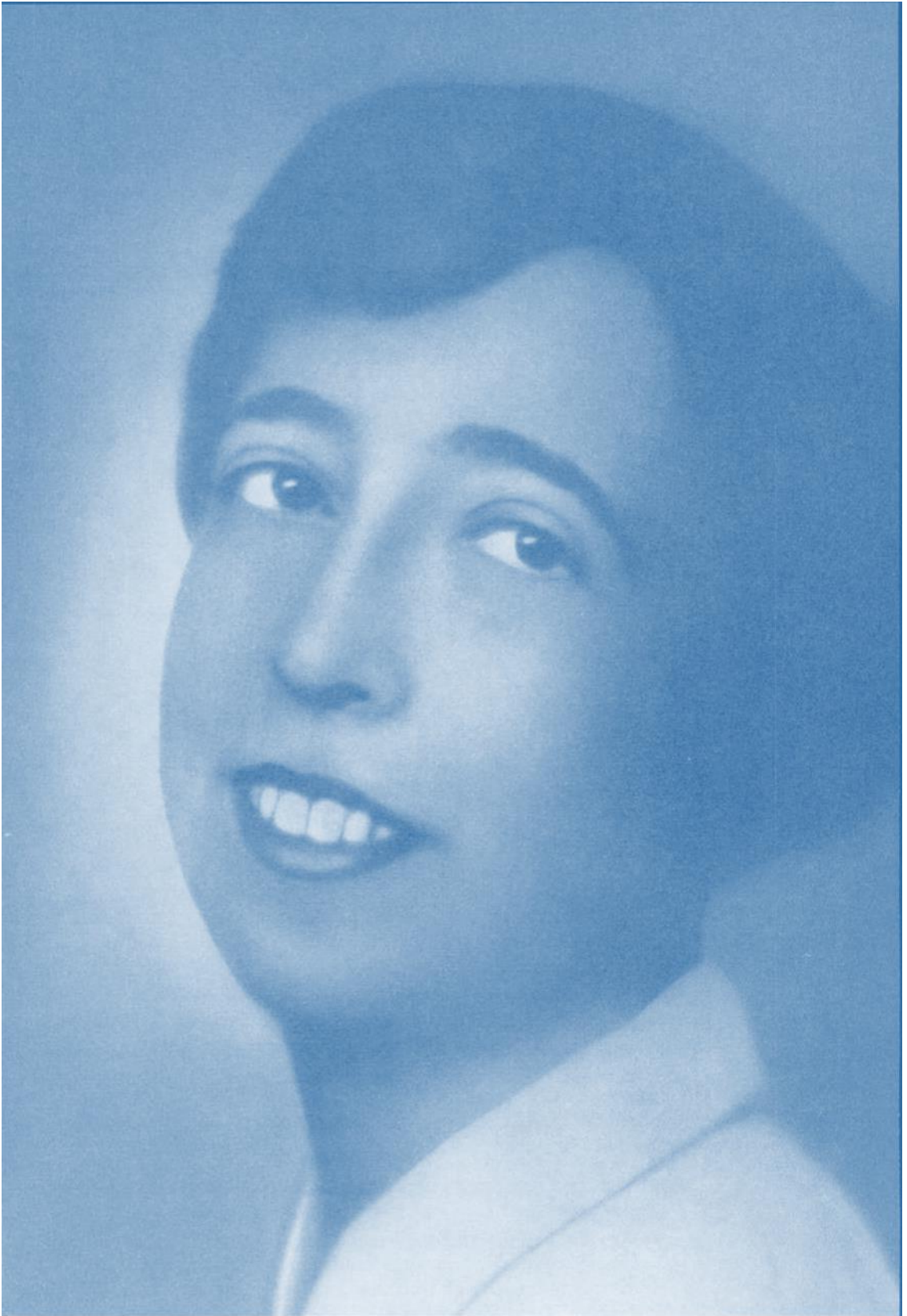
Dr. jur. Lilo Gloeden war die Tochter des Kölner Sanitätsrats Kusnitzky und seiner Ehefrau, geb. Freiin v. Liliencron. 1938 heiratete sie den Architekten Erich Gloeden. Sie wird als ein Mensch mit vielseitigen künstlerischen Neigungen und als rührend besorgte Frau und Tochter geschildert. Ihre Mutter, die nach dem Tode des Sanitätsrats nach Berlin übersiedelt war, verbrachte die meiste Zeit bei ihr.

Lilo war von unbestechlichem Gerechtigkeitsgefühl erfüllt. Sie und ihr Mann empfanden die damaligen Verhältnisse als unerträglich und waren leidenschaftliche Gegner der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Wo sie nur konnten, unterstützten sie solche Menschen, die in Bedrängnis geraten waren. Sie beherbergten Opfer der Judenverfolgung und des politischen Terrors. Auch Dr. Goerdeler soll sich vorübergehend in der Gloedenschen Wohnung verborgen haben.

Nach dem 20. Juli wurde der Familie Gloeden, durch einen Freund des Mannes, aus Dresden der General Lindemann zugeführt, den sie zuvor persönlich nicht gekannt hatten. Lindemann – von der Gestapo steckbrieflich unter Aussetzung einer Belohnung von einer halben Million gesucht – blieb, da er offenbar keine andere Unterkunft finden konnte, länger als vereinbart gewesen war. Am 3. September wurde er in der Wohnung von einem grossen Polizeiaufgebot festgenommen und angeschossen. Erich und Lilo Gloeden und ihre Mutter wurden verhaftet und bei der Gestapo entsetzlichen Verhören unterworfen.

Mitgefangene bezeugten einige Jahre nach Kriegsende – als der Denunziant vor Gericht stand – Architekt Gloeden habe sich im Herbst 1944 bemüht, die beiden Frauen bis zum letzten zu schützen. Er habe behauptet, sie hätten gar nicht gewusst, dass es Lindemann sei, der bei ihnen wohnte. Der General sei ja unter falschem Namen eingeführt worden. Als jedoch dann das Todesurteil ihres Mannes gesprochen wurde, erklärte Lilo Gloeden, dass sie wohl gewusst habe, wen sie beherberge und den gleichen Weg gehen wolle, wie ihr Mann. Ebenso sagte die alte Frau Kusnitzky, dass sie sich zu der Haltung ihrer Kinder bekenne, nach deren Hinrichtung ihr das Leben nichts mehr bedeuten könne.

In Zeitabständen von je zwei Minuten wurden Mann, Frau und Mutter in Plötzensee enthauptet.



LOTHAR ERDMANN

geboren am 12. Oktober 1888 in Breslau, wuchs in Halle auf, wo der Vater Ordinarius für Philosophie war; bestand 1905 das Abitur in Bonn, studierte in Freiburg Geschichte und Philosophie und setzte das Studium in London fort. Dort fand er Kontakt mit den Fabiern und über sie die Bindung zum Sozialismus. 1914 meldete sich Lothar Erdmann als Kriegsfreiwilliger und war in den folgenden Jahren Kompanieführer an der Westfront. Einer Mitarbeit am Wolffschen Telegrafienbüro in Amsterdam schloss sich die Tätigkeit beim Internationalen Gewerkschaftsbund in Amsterdam an. Von 1924 bis 1933 war Lothar Erdmann Sekretär beim Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund in Berlin. Er wurde Chefredakteur der Zeitschrift «Die Arbeit».

Als die Gewerkschaftshäuser am 2. Mai 1933 durch die Nationalsozialisten besetzt wurden, gehörte auch Lothar Erdmann zu den Gemassregelten. Die neuen Machthaber bemühten sich jedoch eifrig, Erdmann für eine Mitarbeit zu gewinnen. Er lehnte dieses Ansinnen trotz der Drohung ab, dass er dann der SS überliefert werde, ebenso die Aufforderung, für die Blätter der «Arbeitsfront» zu schreiben. Die Familie lebte während dieser Jahre in sehr engen Verhältnissen. Erdmann versuchte, sich mit gelegentlicher freier schriftstellerischer Tätigkeit durchzuschlagen, u.a. bei der Zeitschrift «Die Hilfe».

In einem Brief vom 19. Juli 1934 schreibt er an seinen Sohn: «Manche älteren Leute sagen, die Aufgabe der Jugend sei Enthusiasmus, Hingabe, Glaube, Gehorsam. Enthusiasmus? Ja, aber nur für Menschen und Ideen, zu denen man sich auch dann leidenschaftlich positiv stellen kann, wenn man sie auf Herz und Nieren prüft. Glauben? Gewiss, aber nur an glaubwürdige Menschen, nur an Gedanken, die aus der Wahrheit sind und keiner Reklame bedürfen, die in sich überzeugend, fruchtbar und lebensgemäß sind. Die Wahrheiten, die heute auf den Märkten ausgeklingelt werden, sehen verdächtig nach Ausverkauf billiger Ramschware aus. Gehorsam? Sicherlich, aber er ist nur da am Platz, wo ein einfacher Zweckgedanke - wie zum Beispiel im Heer - klare Unterordnungsverhältnisse verlangt; überall sonst ist der Verzicht auf Prüfung eine Auslieferung der eigenen Zukunft und der Zukunft unseres Volkes an den historischen Zufall, das blinde historische Verhängnis, das oft genug diejenigen zu Führern bestellt, denen blind zu gehorchen ein Verbrechen an der eigenen Generation wie den kommenden Geschlechtern wäre. Nein, die Pflicht, sich den Kopf von jeder Vermengung freizuhalten, die eigene Anschauung durch kritische Prüfung der Menschen und Meinungen, durch rücksichtslose Feststellung der erreichbaren Tatsachen unvoreingenommen auszubilden, war nie so zwingendes Gebot wie in dieser undurchsichtigen Zeit. Denn nur aus diesem verantwortlichen eigenen Denken erwächst echter Glaube; wenn du deine Begeisterung mit niemanden teilst, ist es besser, als dass du in deinem Urteil anderen hörig bist.»

Mit Ausbruch des Krieges wurde Lothar Erdmann aus «präventiven» Gründen am 1. September 1939 durch die Gestapo verhaftet und acht Tage später in das Konzentrationslager Sachsenhausen eingeliefert.

Auf dem Wege zur Einlieferung strauchelte ein Mithäftling. Die Wachen schlugen auf ihn ein. Dagegen empörte sich Lothar Erdmann und sagte zu der SS, dieses Schlagen sei ungläublich. Daraufhin schlug die Wachmannschaft auch auf ihn ein und führte ihn bei

der Ankunft im Lager vor den Kommandanten. Auf dessen Frage, ob er wisse, warum er im KZ sei, antwortete Erdmann: «Als Gegner des Nationalsozialismus.»

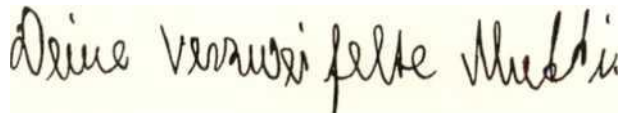
Auf die zweite Frage des Kommandanten, ob er wisse, was Gehorsam sei, war die Antwort Erdmanns, es gäbe verschiedene Arten des Gehorsams. Er selbst sei im ersten Weltkrieg Offizier gewesen. Und seine beiden Söhne stünden jetzt wieder an der Front. Lothar wurde zum Strafoxerzieren gezwungen, das sich täglich um eine Stunde steigerte. Am sechsten Tag brach er zusammen. Dies wurde ihm als Meuterei ausgelegt. Er musste drei Stunden «Hängen am Pfahl» mit Schlägen und Tritten über sich ergehen lassen. Rippenbrüche, Riss der Halssehne, innere Verletzungen waren die Folge. Am 18. September 1939 hatte Lothar Erdmann ausgelitten.



GERTRUD SEELE

22. September 1917 – 12. Januar 1945

Meine liebe kleine Tochter Michaela! Heute muss Deine Mutti durch ... sterben. Ich habe nun eine grosse Bitte an Dich, kleines Dirnlein, Du musst ein braver und tüchtiger Mensch werden und den Grosseltern viel Freude machen. Dein Vater ist ..., geboren am 5. März 1907 in Leipzig. Durch die Grosseltern wirst Du alles Nähere erfahren. Ich gebe Dir alle lieben Wünsche mit auf Deinen Lebensweg und möchte Dich bitten, mich immer lieb zu behalten und mich nie zu vergessen. Ich weine innerlich heisse Tränen um Dich und die Eltern, sei immer lieb zu ihnen und mache ihnen recht viel Freude, indem Du ein tüchtiger und aufrechter Mensch wirst. Lebewohl, geliebtes kleines Töchterchen, in Gedanken umarme und küsse ich Dich.

A handwritten signature in cursive script that reads "Deine verzweifelte Mutti". The text is written in dark ink on a light-colored background.

Die in diesem Brief fehlenden Worte wurden von der Zensurstelle des Volksgerichtshofes herausgeschnitten. Den 'Namen des Vaters zu veröffentlichen, hielten sich die Herausgeber des Buches nicht für berechtigt.

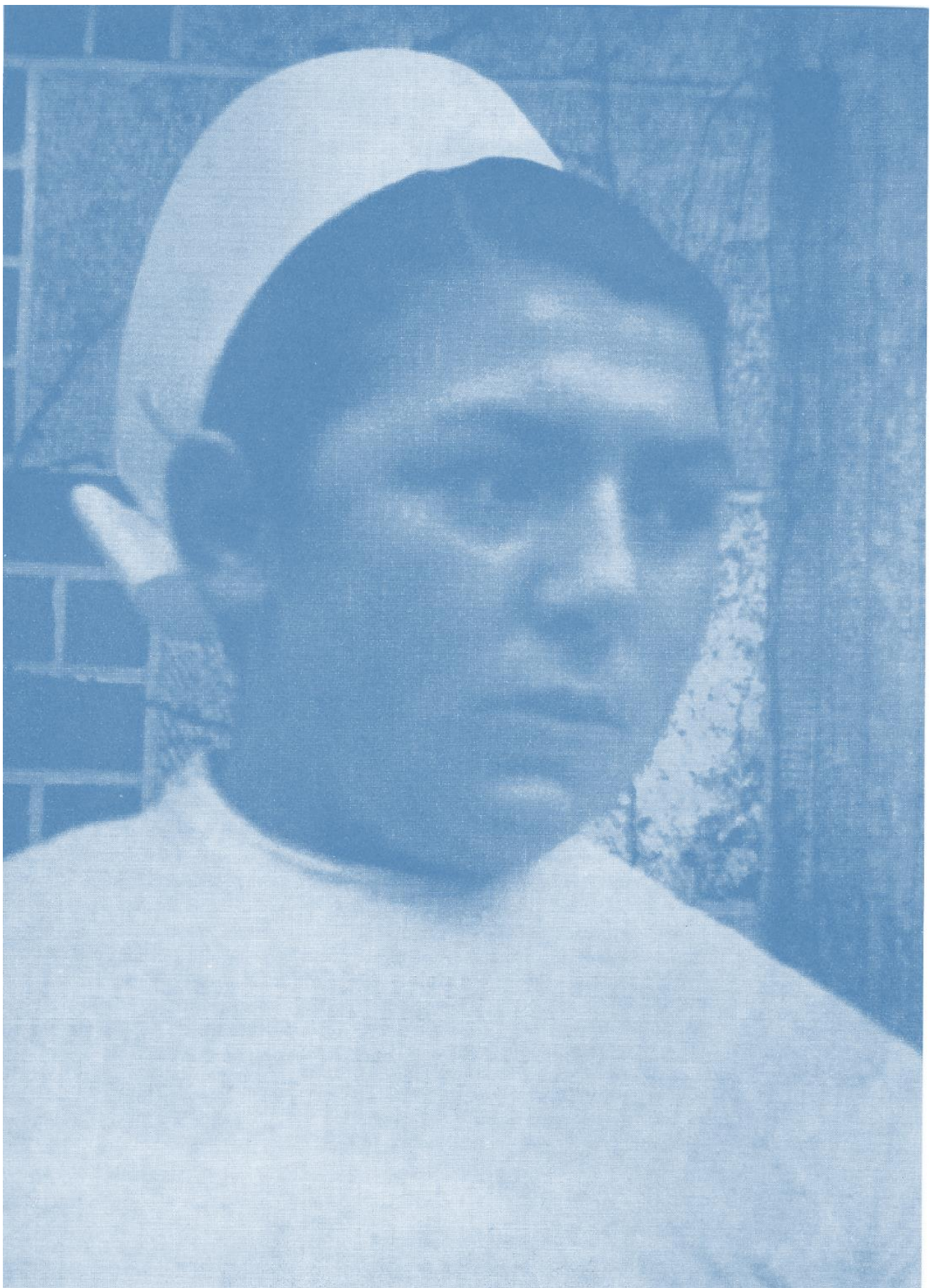
Am 6. Dezember 1944 fand in Potsdam der Prozess vor dem Volksgerichtshof statt, in dem Gertrud Seele zum Tode verurteilt wurde. Eine Begnadigung lehnte man ab. Der letzte Wunsch der Verurteilten: «Ich will nur noch einmal mein Kind sehen», wurde nicht erfüllt. Die Urteilstreckung erfolgte in Berlin-Plötzensee.

Die Zusammenhänge, die zu dem Todesurteil führten, wurden – wie aus der Vormundschaftsakte der kleinen Michaela hervorgeht – sieben Jahre später durch ordentliche Gerichte geprüft und geklärt.

Gertrud Seele, ein begabtes Arbeiterkind aus Berlin, besuchte nach der Volksschule zwei Jahre die Oberrealschule, war dann im Arbeitsdienst und trat mit 18 Jahren in die Krankenpflege ein. Nach der Ausbildung als Krankenschwester absolvierte sie noch das Fürsorgeexamen; danach nahm sie eine entsprechende Berufsarbeit auf. Am 11. September 1941 war ihre Tochter Michaela geboren worden. 1942 wurden Mutter und Tochter nach Merke/Niederlausitz evakuiert, kamen jedoch im Oktober 1943 nach Berlin zurück.

Luise Seele, die inzwischen verstorbene Mutter von Gertrud, schrieb mit Datum vom 27. August 1951:

«Gelegentlich einer feierlichen Zusammenkunft in Merke wurde auch auf die Nazis geschimpft. Gertrud hatte einen gesunden und aufrechten Sinn gegen Unrecht gehabt, daher



war sie eine glühende Gegnerin der Nazis. Sie hat bei der Unterhaltung dann auch ihren Unwillen gegen die Nazis in derben Worten ausgedrückt. In der Kriegszeit hat sie wiederholt ihre Hilfsbereitschaft Bedrängten und Juden zur Verfügung gestellt. So war ihre Empörung begründet, zumal andere Hitler und die Nazis lobten. Sie hatte ihre Aussteuerwäsche nach Merke verlagert und fuhr im Januar nichtsahnend noch einmal nach Merke, um nach dem Rechten zu sehen. Sie wurde dort verhaftet und in die Untersuchungshaft nach Frankfurt/Oder und Berlin überführt.»

Am 22. Dezember 1951 stellte Luise Seele im Interesse ihrer Enkelin Michaela unter Berufung auf das Gesetz vom 5. Januar 1951 zur Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts auf dem Gebiete des Strafrechts bei der Staatsanwaltschaft des Landgerichts Berlin Antrag auf Aufhebung des durch den Volksgerichtshof gegen ihre Tochter verkündeten Urteils. Dort schreibt sie:

«Das seinerzeit ergangene Urteil wurde dem Rechtsanwalt zugestellt, der z. Zt. nicht auffindbar ist, so dass ich keine Auskunft über das Aktenzeichen geben kann.»

Mit Schreiben vom 15. Januar 1952 teilt ihr der Generalstaatsanwalt bei dem Landgericht mit: «Aus dem von mir herbeigezogenen Strafregisterauszug geht die von Ihnen behauptete Verurteilung nicht hervor. Die Akten sind nicht mehr vorhanden. Ich bitte mir sämtliche Haftanstalten zu benennen, in denen Ihre Tochter im Zusammenhang mit ihrer Verurteilung eingesperrt hat. Ich will versuchen, auf diesem Wege etwas über die Verurteilung zu erfahren.»

Nach vielen Bemühungen und einem entsprechenden Schriftwechsel wurde das Urteil dann von der 4. Strafkammer des Landgerichts Berlin am 17. Oktober 1952 aufgehoben. In der Begründung heisst es:

«Die in dieser Sache angestellten Ermittlungen haben ergeben, dass die Tochter der Antragstellerin, wie im Beschlusstenor angegeben, verurteilt ist, weil sie sogenannte «defaitistische, wehrkraftzersetzende» Äusserungen getan hatte, die sie nach den von ihrem damaligen Verteidiger auf Grund seiner Aufzeichnungen dem wesentlichen Inhalt nach wiedergegebenen Urteilsgründen als «überführte und entschiedene Staatsfeindin» kennzeichneten. Nachgewiesen ist diese Verurteilung durch die der Kammer in Urschrift vorliegenden Mitteilungen des Oberreichsanwalts beim Volksgerichtshof vom 21. November 1944 und 10. Januar 1945 sowie die Ausfertigung zweier Schreiben des Vorsitzers des 5. Senats des Volksgerichtshofes vom 20. November 1944, die der damalige Verteidiger der Verurteilten, Rechtsanwalt Dr. Ernst Falck, Berlin NW 40, Rathenower Str. 7, unter Vorlage seiner Handakten in dieser Sache und sie ergänzender glaubhafter Angaben in seinem Schreiben vom 2. September 1952 zu den Gerichtsakten überreicht hat.

Die im Beschlusstenor angeführte Entscheidung des ehemaligen Volksgerichtshofs ist demzufolge aus politischen Gründen ergangen.»

ERNST HEILMANN

13. April 1881 – 3. April 1940

«Der Fall untersteht der persönlichen Entscheidung des Reichsführers der SS.» So lautete von 1933 bis 1940 die ablehnende Antwort auf jede Bemühung, das Haftschicksal von Ernst Heilmann zu erleichtern; an dem Hinweis der Gestapo-Beamten auf Heinrich Himmlers Befehl scheiterten alle Versuche, das ungeschriebene Todesurteil abzuwenden, das schliesslich im siebenten Jahr eines beispiellosen Passionsweges vollstreckt wurde.

Sozialdemokratische Freunde nannten Heilmann vor 1933 im Scherz den «ungekrönten König von Preussen». Sie hatten ihn, der seit 1919 dem preussischen Landtag angehörte, 1924 zum Vorsitzenden ihrer Fraktion gewählt; dieses Amt – Wortführer und massgebender Parlamentarier der stärksten Partei in der Volksvertretung des grössten deutschen Landes – brachte seinem Träger eine wahrhaft königliche Fülle von Verantwortungen, Risiken und Einflussmöglichkeiten. Im Rahmen der Lebensgesetze und Spielregeln einer modernen Demokratie musste Ernst Heilmanns politisches Wirken die Lenkung der Geschichte Preussens weitgehend mitbestimmen.

Auf Heilmanns konstruktiver Tätigkeit in den Jahren fruchtbarer Koalitionsgemeinschaft von Sozialdemokraten, Katholischer Zentrumspartei und Demokratischer Partei und seinem Einfluss beruhte wesentlich die Stetigkeit der Preussischen Regierung Braun-Severing, auch zurzeit der sogenannten kleinen Weimarer Koalition, die er von 1924 bis 1932 durch alle Fährnisse steuerte. Seinem freundschaftlichen Verhältnis zum Führer der PreussischenZentrumsfraktion, Dr. Hess, seiner überlegenen Intelligenz und seinem hohen politischen Können war dieser Erfolg zuzuschreiben.

Ernst Heilmann wuchs als Sohn bürgerlicher jüdischer Eltern in Berlin auf. Schon als junger Student der Rechtswissenschaften, der 1903 sein Referendarexamen ablegte, schloss er sich der Sozialdemokratischen Partei an.

Aber im damaligen Königreich Preussen versperrte diese politische Entscheidung einem Kandidaten für den behördlich geregelten juristischen Vorbereitungsdienst den Weg zu den Abschlussprüfungen, und Heilmann musste seiner politischen Überzeugung zuliebe auf die Erfüllung seiner Berufswünsche verzichten. Er wurde erst Parlamentssteno-
graf, dann selbständiger Berichterstatter, schliesslich Chefredakteur der «Chemnitzer Volksstimme» und später Herausgeber sozialdemokratischer Korrespondenzen und Zeitschriften. Im zweiten Jahr seines Kriegsdienstes verlor der damals fünfunddreissigjährige die Sehkraft des rechten Auges.

Seit dem Ende des ersten Weltkrieges war der Abgeordnete Ernst Heilmann einer der energischsten und darum von den totalitären Gegnern meistgehassten Verteidiger der jungen Republik gegen die Umsturzversuche der Kommunisten: im parlamentarischen Ausschuss zur Untersuchung der mitteldeutschen kommunistischen Unruhen des Jahres

1921/ im Plenum des Preussischen Landtags, wenn er sie «von Moskau dressierte Wühlmäuse» nannte und in allen Gremien, die sich mit den Angriffen auf den Bestand des demokratischen Staates beschäftigen mussten.

Für die Nationalsozialisten war Heilmanns aussenpolitische Konzeption, die auf Verständigung mit den ehemaligen Kriegsgegnern beruhte, Grund genug, ihn als Erzfeind zu betrachten; hinzu kam ihr massloser Hass gegen den einflussreichen demokratischen Politiker jüdischer Herkunft, mit dem sie sich seit 1928 auch im Reichstag auseinandersetzen mussten. Trotzdem blieb Heilmann 1933 in Berlin. Diesen lebensgefährlichen Entschluss fasste er im Bewusstsein, für die beste Sache der Welt gekämpft zu haben. Obwohl er wusste, was die Zukunft bringen würde, lehnte er es ab, Deutschland nach der Auflösung der Parlamente und dem Verbot der Parteien zu verlassen. Ernst Heilmanns Weg durch das Gestapo-Gefängnis im Columbiahaus, das Gefängnis in Plötzensee, die Konzentrationslager Oranienburg, Papenburg-Börgermoor, durch Dachau und Buchenwald war grauenhafter und durch die Ausdehnung der ununterbrochenen Leidenszeit verzweiflungsvoller als die Leidenswege der meisten seiner Kameraden und Schicksalsgefährten.

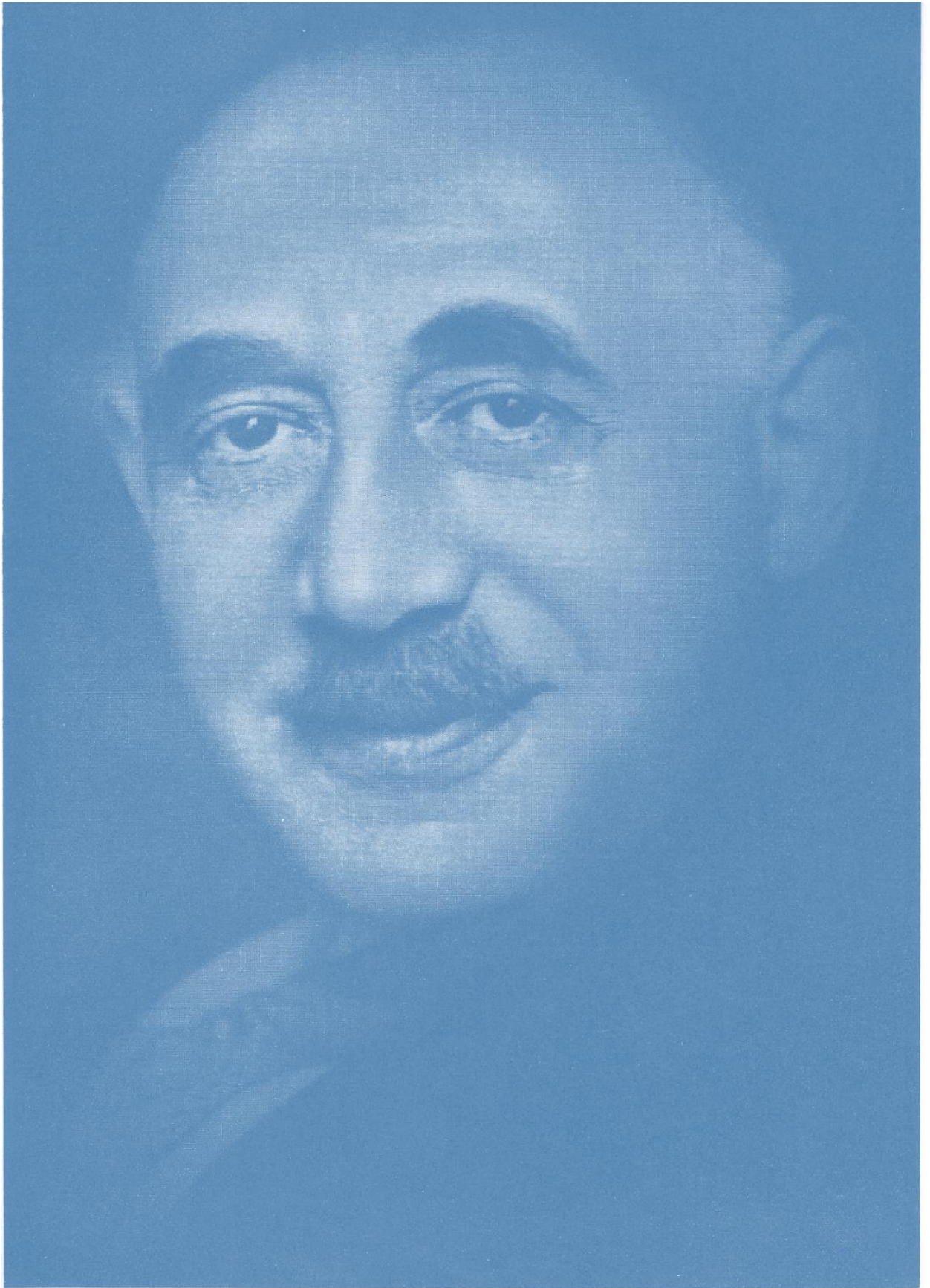
Walter Poller, Autor des Tatsachenberichtes «Arztschreiber in Buchenwald», schildert neben anderen unaussprechlichen Demütigungen Heilmanns, wie der SS-Führer Roedel zur Belustigung seiner Gäste dressierte Bluthunde auf Heilmann hetzte, die ihm Arme und Hände zerfleischten. Vergeblich hatte Heilmann schon früher – in Papenburg-Börgermoor – versucht, sein Leben durch einen fingierten Fluchtversuch zu beenden, indem er absichtlich die todbringenden Schüsse der Wachen herausforderte. Es wurde ihm aber nur das rechte Bein durchschossen, und was folgte, war schlimmer als der Tod.

Dennoch bekannte sich der arme, zerschlagene, bis zur Unkenntlichkeit entstellte Mensch auf seinem Schmerzenslager voller Stolz zu seiner Vergangenheit, indem er kaum hörbar flüsterte: «Und dennoch habe ich recht gehandelt.»

Er hatte sich auch die politische Urteilsfähigkeit bewahrt; Ende 1938 erklärte er einem Mitgefangenen – dem Arztschreiber in Buchenwald: «Es wird Krieg geben; Ihr ‚Arier‘ werdet noch eine Chance haben, denn man wird Euch brauchen. Uns Juden aber wird man alle totschiessen»; und im ersten Kriegswinter meinte er: «Deutschland kann diesen Krieg nicht gewinnen.»

Im Frühling 1940 lag der tote Ernst Heilmann in der Leichenkammer des Lagers; der Körper war in Packpapier eingewickelt und mutige Zeugen entdeckten, dass sein rechter Arm in der Beuge, an den Venen, eine frische Stichwunde aufwies.

Seine Frau und seine Tochter gehörten zu den wenigen, denen gestattet wurde, nach Buchenwald zu fahren, um von dem toten Mann und Vater letzten Abschied zu nehmen. Dort verlas ein SS-Offizier in Anwesenheit der Witwe ein ärztliches Protokoll der Erkrankungen, die angeblich zum Tode geführt hätten, und er schloss mit den Worten: «Also ausgesprochene Altersschwäche.»



WILLI HÄUSSLER

18. April 1907 – 22. März 1945

Ein junger Hamburger Arbeiter spricht für Tausende treuer Gegner und Opfer des nationalsozialistischen Regimes:

Geboren am 18. April 1907 zu Hamburg, wuchs Willi Haussier gewissermassen schon durch das Elternhaus in die Arbeiterbewegung hinein, war Mitglied der «Kinderfreunde» und der Arbeiterjugend, kam 1925 zum Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und trat gleichzeitig der Sozialdemokratischen Partei bei. Beschäftigt war er bei der Lagerhausgesellschaft Hamburg, wurde aber im Sommer 1933 wegen «staatsfeindlicher Einstellung» entlassen.

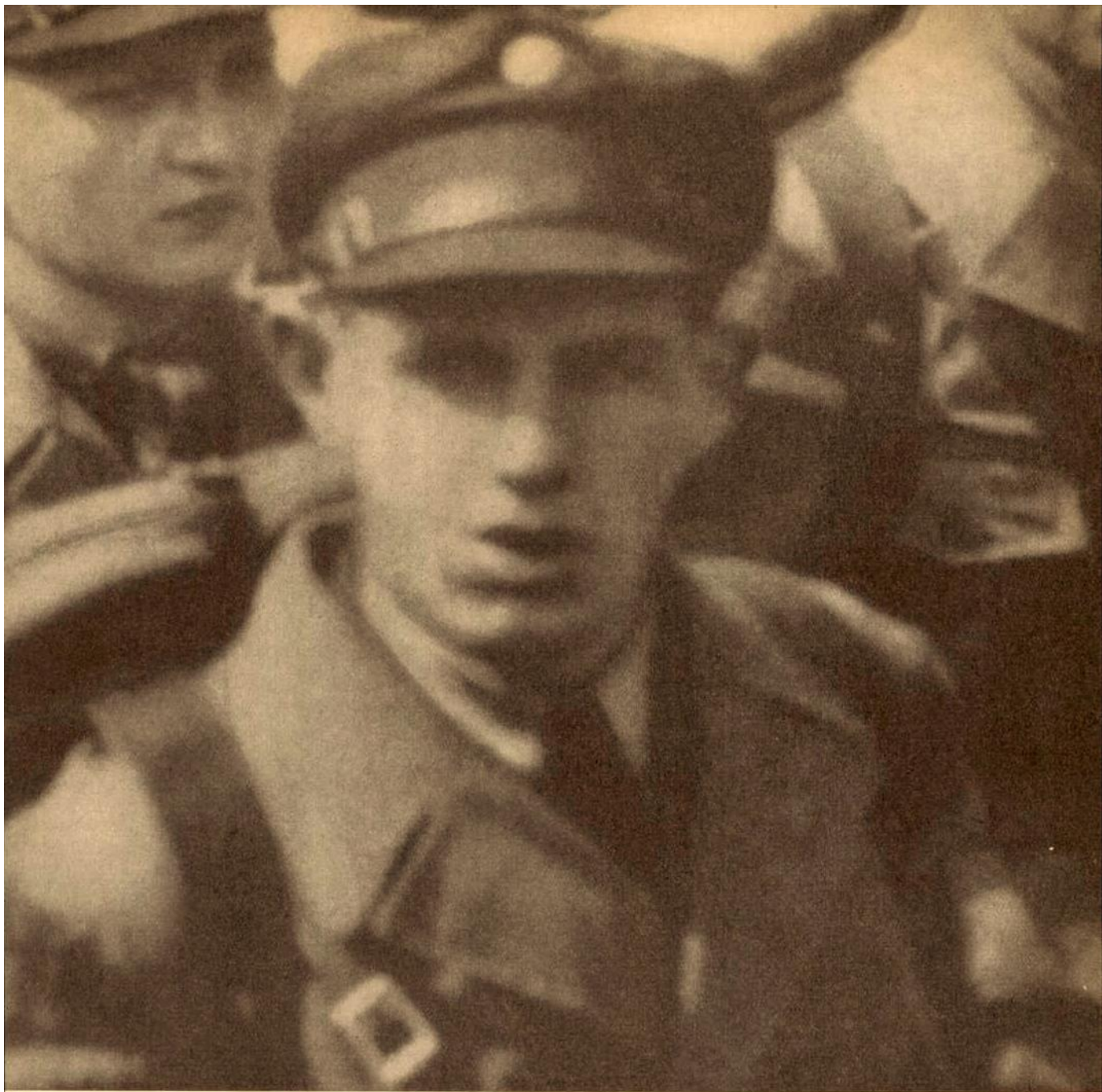
Willi Haussier gehörte im Reichsbanner zur Schutzformation Hamburg X (Barmbek). Von Barmbek aus nahm die illegale Arbeit der Hamburger Schutzformationen 1933 ihren Anfang. Gefährdete politische Freunde, auch aus anderen Teilen Deutschlands, wurden ins Ausland gebracht. An den Häuserfronten erschienen Inschriften und die drei Pfeile der Eisernen Front als Zeichen des kämpferischen Willens der Arbeiter gegen die Nazidiktatur. Unter der Hand verbreitetes Informationsmaterial rief zur Kompromisslosigkeit und Unerbittlichkeit gegen das System der Unfreiheit auf. In einem der Flugblätter hiess es: «Es geht hier nicht nur um die verdiente Vernichtung einer Partei und einer herrschsüchtigen Führerclique. Es geht um das Schicksal des ganzen deutschen Volkes, das wieder einmal in der Gefahr schwebt, durch die Gewissenlosigkeit seiner Führer in den Abgrund gezogen zu werden. Es geht um unsere eigene Zukunft ... Die enttäuschten und verbitterten Massen, die sich jetzt von Hitler abwenden wollen, müssen sehen, dass ein neues politisches Willenszentrum im Werden ist.» –

Im Oktober 1934 traf die erste grössere Verhaftungswelle die Hamburger Reichsbannerleute. Fast hundert Verhaftete wurden in zehn Gruppen abgeurteilt. Als bald danach auch die neue Leitung der Widerstandsgruppen des Reichsbanners verhaftet worden war, sprang Willi Häussler, ohne zu zögern, ein.

Frau Mimi Häussler berichtet:

«Wir wohnten im Sommer in unserem Schrebergarten und erfuhren ein paar Tage vor der Verhaftung (die am 13. Juni 1936 erfolgte), als wir in unsere Wohnung Pestalozzistrasse gingen, von den Nachbarn, dass nachts die Gestapo in der Wohnung gewesen sei. Daraufhin versuchte mein Mann, irgendwo unterzuschlüpfen.

Bis zu seiner Verhaftung erschien die Gestapo Nacht für Nacht bei mir, um aus mir herauszubekommen, wo mein Mann sich aufhielt. Mein Mann besorgte sich alle nötigen



Papiere und Fahrkarten, um nach Dänemark fliehen zu können. Doch zwei Stunden vor der Abfahrt erfolgte die Verhaftung. Von der Gestapo wurde mir auferlegt, mit keinem Menschen über die Verhaftung beziehungsweise über die Massnahmen zu sprechen. Ich warnte aber doch unsere Freunde, von denen es einigen gelang, zu entkommen.

Unsere Tochter war fünf Jahre alt, als dies geschah. Später in der Schule war in ihrer Akte ein grosser Vermerk: Vater in politischer Haft.»

Die Wohlfahrtsbehörde wollte Frau Haussier nur Unterstützung geben, falls sie sich scheiden liesse. Sie musste dann Pflichtarbeiten für einen Lohn von 75 Pfennig pro Tag verrichten. Beim Versorgungsamt wurde sie wieder entlassen, als der Personalchef von der politischen Haft ihres Mannes erfuhr. Schliesslich fand sie eine Anstellung als Verkäuferin.

Die Freunde, die den Familien der Verhafteten solidarisch beizustehen versuchten, konnten einige Male Geld unter der Fussmatte der Betroffenen verstecken. Aber der Umfang der Gefahr machte bald auch dies unmöglich.

Es erfolgten immer wieder neue Verhaftungen. 45 Personen wurden in den «Haussier-Prozess» verwickelt. Manche von ihnen haben die schwere Zeit nicht überlebt. Aber es gelang nie, den Zusammenhalt der Kameraden völlig zu zerschlagen.

Am 13. Juni 1938 wurde Willi Häussler zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt, auf die ein Jahr der Untersuchungshaft in Anrechnung kommen sollte. Zuerst war Häussler in Hamburg-Fuhlsbüttel, später in Bremen-Oslebshausen.

Nach der Verbüssung der Zuchthausstrafe wurde er aber nicht freigelassen, sondern als «Schutzhäftling» wieder nach Fuhlsbüttel überführt. Von dort aus kam er zu einem Arbeitskommando in das Ausländerlager Hamburg-Wilhelmsburg.

«Gesehen habe ich meinen Mann nur selten», schreibt Frau Häussler, «im Zuchthaus nur alle vier Monate. Erforderlich war jeweils ein Besuchserlaubnisschein. Fünf Minuten konnte ich ihn dann sprechen. Allerdings konnte ich ihm nach Fuhlsbüttel und ins Lager Wilhelmsburg Wäsche bringen. Vierzehn Tage vor seinem Tode sah ich ihn zuletzt. Bei meinen letzten Besuchen hatte ich ihn heimlich ausgerüstet: mit Geld, ein paar Lebensmittelkarten und Ausweisen, die mir jemand anders besorgte. Es war auch den Häftlingen kein Geheimnis mehr, dass der Krieg bald seinem Ende entgegengehen musste. Sollte ihm etwas zu Ohren kommen über seine etwaige Beseitigung, wollte er versuchen, zu flüchten.

Der Todesschein, den ich erhielt, lautete: ‚Bei Feindeinwirkung im Lager Wilhelmsburg am 22. März 1945 ums Leben gekommen.‘ Die Leiche wurde jedoch trotz Antrag nicht freigegeben.»

HEINRICH JASPER

21. August 1875 – 19. Februar 1945

Am 19. Februar 1945 fand einer seiner Leidensgefährten den früheren braunschweigischen Ministerpräsidenten Dr. Heinrich Jasper tot im Gelände des Lagers Bergen-Belsen. Neun Uhr früh wurde er auf den Scheiterhaufen geworfen und verbrannt. Tags zuvor war er noch von dem berüchtigten Kommandanten Kramer gepeitscht worden. Wenige Monate danach gab es in Braunschweig viele, die ungeachtet früherer politischer Meinungsverschiedenheiten ausriefen: Hätten wir doch jetzt Heinrich Jasper hier!

Wer war dieser Mann, den man eine echte Führungsgestalt nennen durfte? Geboren am 21. August 1875 in Dingelbe im Braunschweigischen, als Sohn begüterter Eltern; mit 25 Jahren Doktor der Rechtswissenschaften; drei Jahre später, als junger Anwalt, sozialdemokratischer Stadtverordneter; bei den letzten Wahlen vor dem ersten Weltkrieg, noch unter dem Dreiklassenwahlrecht, Mitglied des Braunschweigischen Landtages.

Seiner politischen Überzeugung wegen blieb Dr. Jasper während des Weltkrieges einfacher Soldat. 1918 aber bat ihn die herzogliche Regierung nach Braunschweig zurück, um das Chaos zu verhüten. 1919 wurde er einstimmig zum Präsidenten des Landtags gewählt. Auch der Nationalversammlung in Weimar gehörte er an. Bis 1921, dann wieder von 1922 bis 1924 und von 1927 bis 1930 leitete er das Braunschweigische Staatsministerium, wobei seine Hauptsorge der Finanzverwaltung galt. Als verantwortlicher Minister war er von äusserster Sparsamkeit in allen Dingen des öffentlichen Lebens. Ihm ist es zu danken, dass Braunschweig bald zu den finanziell am besten gestellten Ländern Deutschlands zählte.

Professor Dr. von Frankenberg sagte in einer Gedenkrede, dass ein klarer Kopf und ein edles Herz schon von Jugend an die Entscheidungen Heinrich Jaspers bestimmten. Und wörtlich führte er aus: «Wirklich war seine Uneigennützigkeit ohne Grenzen. Wer ihm näher stand, weiss, wie streng er gegen sich selber war, wie eisern sein Pflichtgefühl, wie anspruchslos er lebte, sparsam bis zur Übertreibung. Selbst die Bescheidenheit seiner Kleidung war sprichwörtlich! Aber derselbe Mann handelte sofort mit grosszügigster Freigebigkeit, sobald er Freunde in Not sah. Nie wird man erfahren, wie vielen er in der Stille geholfen hat. Er war ein Freund, auf den man sich unbedingt und in jeder Lage verlassen konnte ...»

Mit der Wahl vom 5. September 1930 hatte Braunschweig den traurigen Ruhm geerntet, als zweites Land einen Nationalsozialisten in der Regierung zu haben. Unter Dietrich Klagges brach sich dann das Böse vollends Bahn. Die sogenannte Machtübernahme im

Januar 1933 war für Heinrich Jasper – wie für Hunderte seiner Gesinnungsfreunde – der Beginn eines erschütternden Leidensweges.

Dr. Jasper wurde heimlich von der Strasse weg verhaftet, ins «Volksfreund»-Gebäude verschleppt und dort, wie so viele, unmenschlich misshandelt. Niemand wusste zunächst, wo er war, und Klagges verweigerte jede Auskunft. Im «Volksfreund» aber hatte man Jasper so furchtbar geschlagen, dass sein Gesicht kaum zu erkennen war. Dabei wurde er bewusstlos. Am anderen Tage kam er langsam wieder zu sich und hörte es zwölf schlagen. Er hatte von nachts bis mittags in Blut und Schmutz bewusstlos gelegen.

Den Revolver auf sich gerichtet, wurde Jasper gezwungen, sein geronnenes Blut aufzuwischen. Dann wurde Jasper in ein anderes Zimmer gebracht und gefragt, ob er eine Waffe bedienen könne. «Natürlich kann ich das.» «Gut, wir wollen dich nicht mehr vorfinden, wenn wir wiederkommen, sonst erledigen wir das.» Jasper sagte ganz ruhig: «Da könnt Ihr lange warten, den Gefallen tue ich Euch nicht!»

Am Nachmittag wurde er ins Kreisgefängnis am Rennelberg eingeliefert, doch nach einigen Wochen wieder entlassen. Damals hatten ihn politische Freunde flehentlich gebeten, sofort zu emigrieren. Aber dazu war er nicht zu bewegen. Seine zweite Verhaftung erfolgte kurz darauf.

Nach einer Einzelhaft von etwa zwei Jahren wurde Jasper nach Dachau, später nach Oranienburg, gebracht. Dort ertrug er sein Los fast fünf Jahre lang. Alle Bemühungen von befreundeter Seite, die Entlassung aus dem Konzentrationslager zu erwirken, scheiterten an dem Widerspruch von Klagges.

1939 kam Jasper frei. Seine Anwaltspraxis war ihm verboten. Seine mit vieler Mühe und Liebe zusammengetragene Bibliothek hatte ihm die Gestapo genommen. Nur einige juristische Bücher waren ihm verblieben. Aber Heinrich Jaspers Geist ruhte nicht. Im Braunschweiger Staatsarchiv sah man ihn, über Chroniken und Urkunden gebeugt, eifrig an einem wissenschaftlichen Werk arbeiten.

Als sich 1943/44 der kommende Zusammenbruch immer deutlicher abzeichnete, sahen viele in Heinrich Jasper eine der Hoffnungen für den Wiederaufbau Deutschlands. Das wussten auch die damaligen Machthaber. Sie liessen ihn ein Opfer der grossen Verhaftungswelle nach dem 20. Juli 1944 werden.

Am Morgen nach seinem Geburtstage, am 22. August, wurde er aus dem Bett gerissen und in das Lager 21 bei Hallendorf eingeliefert. Von dort ging sein Leidensweg wieder nach Oranienburg. Am 4. Februar 1945 wurde er nach Bergen-Belsen gebracht. Zwei Wochen später verzehrte die Flamme des Scheiterhaufens, was sterblich an Heinrich Jasper gewesen war.



HANS SCHIFTAN

8. Dezember 1899 – 3. November 1941

Als kaufmännischer Angestellter in der Radiobranche hatte Hans Schiftan mit sechsundzwanzig Jahren geheiratet. Durch Fleiss und Tüchtigkeit hatte er eine gewisse Selbstständigkeit und einen sogenannten mittleren Lebensstandard erreicht. Seine jüngste Tochter Ingrid schreibt:

«Es war ein harmonisches Familienleben, fröhlichen Charakters, mit regelmässigen Padelbootfahrten und einem riesigen alten Zelt – schöne Tage und Wochen dann immer für uns drei Kinder.

Für uns endete das alles sehr plötzlich mit der Verhaftung meines Vaters. Ich war damals zehn Jahre, und es war mir unbegreiflich, sinnlos und sehr schmerzlich. Ich begann dann Zusammenhänge zu sehen und Dinge zu begreifen, die ich sonst als Kind in der damaligen Zeit wohl kaum erkannt hätte.

Papa war Mitglied der SPD. Seine persönliche Bindung an die Partei war stark, und besonders Freunden gegenüber fühlte er sich in hohem Grade verpflichtet und verantwortlich. Nach 1933 stand mein Vater mit Parteifreunden, die in die Tschechoslowakei emigriert waren, in Verbindung. Es gab heimliche Besuche über die ich nicht sprechen sollte, er war hier der Schlüsselmann einer Gruppe der Untergrundbewegung. Durch den Einmarsch Hitlers in die Tschechoslowakei 1939 gerieten seine Freunde in Haft. Daraufhin wurde mein Vater am 13. April 1939 verhaftet. In dem nachfolgenden Prozess 1940 ist er als Hauptangeklagter wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt worden. In diesen Jahren – aber auch in den dann folgenden – hat uns meine Mutter, die nierenleidend war, mit unwahrscheinlicher Energie, Mut und Liebe ernährt. Dann kam am 20. April 1941 ein Telegramm: ‚20.37 Uhr Lehrter Bahnhof – Papa‘.

Die letzte Begegnung mit meinem Vater verdanke ich einem technischen Fehler der Gestapo. Papa wurde nach Verbüßung seiner Strafe zu uns nach Hause entlassen. Der Schutzhaftbefehl, nach dem er unmittelbar nach Ablauf der zweijährigen Strafe in ein KZ überführt werden sollte, traf im Zuchthaus, wahrscheinlich infolge des an diesem Tage begangenen ‚Führergeburtstages‘, zu spät ein, und Papa war schon zu uns unterwegs. Er war von Sonntag abend bis Dienstag früh zu Hause. Am Montag ging er mit mir, weil es mir an diesem von uns allen so heiss ersehnten Tag sehr schwer wurde, in die Schule, mir freundlich zuredend. Am Dienstag konnte meine Mutter nicht mehr von der Arbeit fortbleiben, und Papa und ich waren allein, bis er zum Polizeipräsidium Alexanderplatz ging, um sich dort der Anweisung nach zu melden. Es wurde ihm schwer, trotzdem er noch nichts ahnte. Er verbot mir beim Abschied, aus dem Fenster zu winken, weil er fürchtete, dass ich, vor Aufregung unvorsichtig, aus dem Fenster stürzen könnte. So sah ich ihm heimlich die wenigen Schritte bis zur Ecke nach. Auf dem Polizeipräsidium wurde er sofort wieder inhaftiert. Es war am 22. April 1941.»

Hans Schiftan wurde einen Monat später in das Konzentrationslager Mauthausen überführt. Am 10. November 1941 erhielt die Familie die Nachricht von der Kommandantur des Lagers, dass Hans Schiftan am 3. November 1941 an den Folgen einer allgemeinen Sepsis «im hiesigen Krankenhaus verstorben» sei.

Geheime Staatspolizei
Geheimes Staatspolizeiamt
-IV C2- H.-Nr. Sch.9788-

Berlin SW 11, den 22. Mai 1941
Prinz-Albrecht-Straße 8

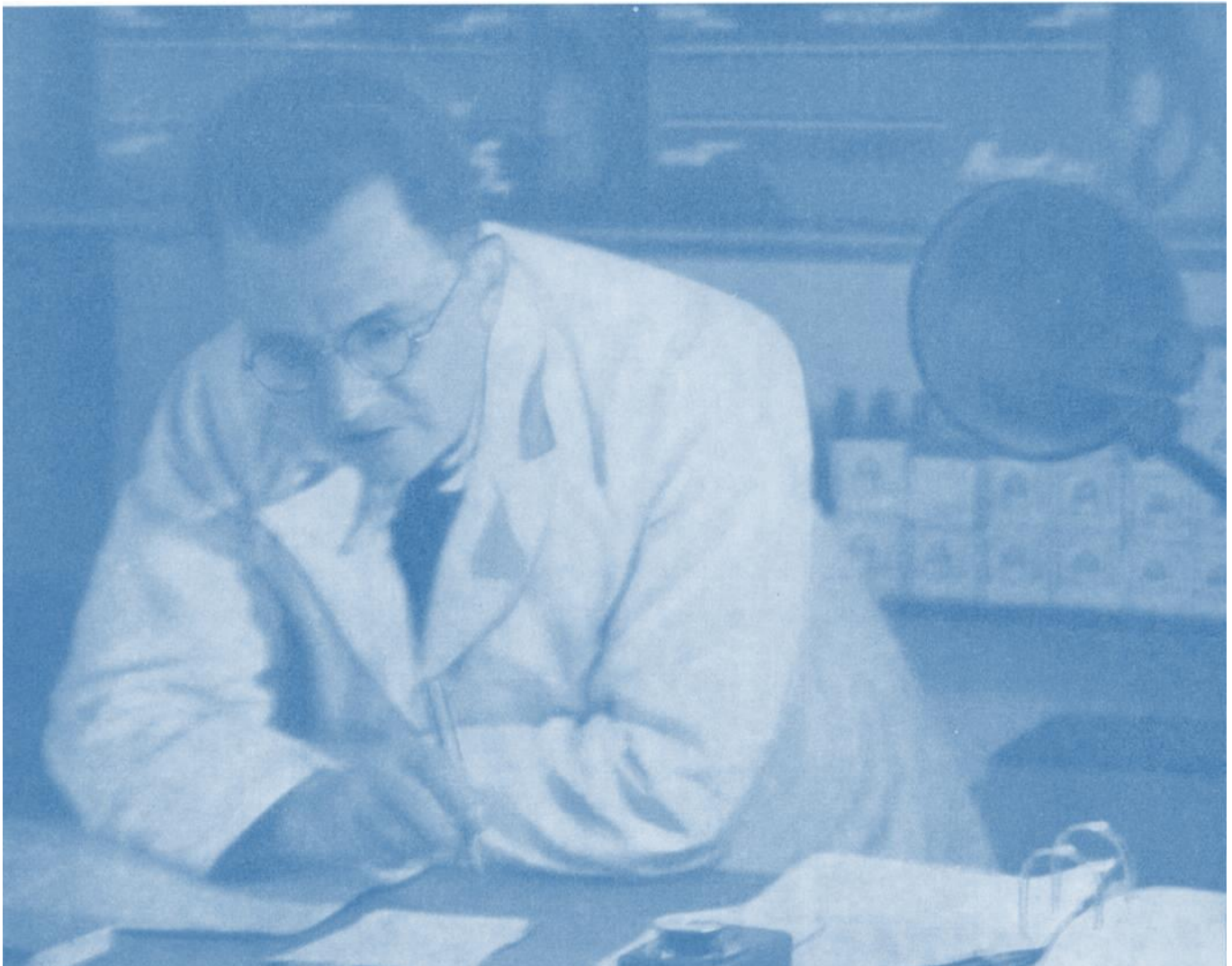
Schutzhaftbefehl

Vor- und Zuname: Hans Schiftan Geburtstag und -Ort: 8.12.99 Schöneberg
Beruf: Angestellter Familienstand: verh. Staatsangehörigkeit: DR.
Religion: glaubenslos Rasse (bei Nichtariern anzugeben): -.-
Wohnort und Wohnung: Berlin-Neukölln, Zietenstr. 27.
wird in Schutzhaft genommen.

Gründe:

Er gefährdet nach dem Ergebnis der staatspolizeilichen Feststellungen durch sein Verhalten den Bestand und die Sicherheit des Volkes und Staates, indem er auf Grund seines politischen Vorlebens zu der Befürchtung Anlaß gibt, er werde sich nach Verbüßung einer Zuchthausstrafe von 2 Jahren wegen Vorbereitung zum Hochverrat erneut im marxistischen Sinne betätigen.

gez. H e y d r i c h. Beglaubigt: R o t t a n



JOHANNA KIRCHNER

Am 9. Juni 1944 wurde Johanna Kirchner in der Strafanstalt Berlin-Plötzensee hingerichtet. Zu dem schweren Tod führte ein Leben voll Güte, Hilfsbereitschaft und Kämpfertum. Ihre Tochter schildert dieses Leben:

Johanna Kirchner, geboren am 24. April 1889, entstammte einer alten sozialdemokratischen Familie in Frankfurt am Main und gehörte seit ihrem 14. Lebensjahr der sozialistischen Arbeiterjugend an. So war meine Mutter durch Tradition und politisches Erleben von frühester Jugend an mit der Arbeiterbewegung verbunden. Diese Bande wurden noch enger durch ihre Ehe mit Karl Kirchner, der in Frankfurt als Kommunalpolitiker der SPD allgemein anerkannt war. An seiner Seite arbeitete meine Mutter als Zeitungserstatterin auf Partei- und Gewerkschaftskongressen, in politischen Vertrauensämtern und mit besonderer Anteilnahme für die «Arbeiterwohlfahrt».

Sie organisierte die Patenschaften Frankfurter Familien für die Kinder der während des Ruhrstreiks ausgesperrten Arbeiter. An der Verschickung deutscher Kinder nach der Schweiz während der Inflation war sie führend beteiligt.

Als 1933 die Nationalsozialisten an die Macht kamen, arbeitete meine Mutter mit unverminderter Energie weiter für ihre Ideale. Unermüdlich war sie vor allem in ihrer Hilfe für Verhaftete. Sie schuf Möglichkeiten der Flucht für Verfolgte. Um Carlo Mierendorff aus den Fängen der Gestapo zu befreien, fuhr sie nach Genf. Dann konnte sich aber auch meine Mutter nicht mehr in Frankfurt halten. Sie entschloss sich, zu emigrieren, um der Verhaftung zu entgehen.

Bis zum Januar 1935 war sie im Saargebiet, beteiligte sich an den Vorbereitungen der Saarabstimmung und musste dann weiter flüchten. Im französischen Forbach, so nahe wie nur möglich der geliebten deutschen Heimat, blieb sie bis zum Kriegsausbruch, aufs engste verbunden mit dem Kampf der deutschen Hitlergegner. Sie stand in der Hilfsarbeit für die deutschen Emigranten, für die deutschen Freiwilligen im spanischen Bürgerkrieg, für die «Illegalen» in Deutschland. Als «die Hanna» war sie zu einem Begriff der Unterstützung und Zuflucht geworden.

Nach Kriegsausbruch blieben ihr die Verhaftung durch die französische Regierung und die Internierung in französischen Konzentrationslagern nicht erspart. Durch Hilfe französischer Widerständler gelang es, sie aus dem Lager Gurs zu befreien. Doch diese Freiheit währte nicht lange. Auf Verlangen der Hitlerregierung lieferte sie die Vichy-Regierung nach der Besetzung Frankreichs aus. Sie teilte damit das Schicksal des früheren Reichsfinanzministers Rudolf Hilferding und des stets um die deutsch-französische Verständigung bemühten Reichstagsabgeordneten Rudolf Breitscheid wie anderer Gesinnungsfreunde.

Am 9. Juni 1942 begann für meine Mutter der Leidensweg durch die Hölle der Gestapo-Vernehmungen. Im Mai 1943 wurde sie vom Volksgerichtshof zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt. Im Zuchthaus Cottbus, wo sie nahezu ein Jahr ihrer Strafe verbüßte, erholte sie sich unter der Fürsorge und Freundschaft zahlreicher Mitgefangener. Sie war wieder hoffnungsvoll und trotz der Haft fröhlich.



Doch wurde zu Beginn des Jahres 1944 das Verfahren gegen Johanna Kirchner wieder aufgenommen. Am 20. April wurde sie in einer halbstündigen Verhandlung unter dem Vorsitz Freislers vom Volksgericht zum Tode verurteilt.

Mit Mut und Gelassenheit hat meine Mutter dieses Urteil entgegengenommen. Zuversichtlich und ruhig hat sie ihre letzten Tage verlebt, in der Gewissheit des baldigen Endes der Schreckensherrschaft. Voll Stärke und Mut ist ihr letzter Brief, in dem es heisst:

«Es muss geschieden sein. Meine ganze Liebe und mein Segen werden aber immerdar bei Euch sein. Ich gehe tapfer und unverzagt meinen letzten Gang. Und meine letzte grosse Herzensbitte an Euch ist: seid auch tapfer und unverzagt. Lasst Euch vom Leid nicht niederdrücken, denkt an das grosse Goethe-Wort «Stirb und Werde» . . .

Bleibt immer in treuer Liebe und Kameradschaft verbunden. Diese Gewissheit Eurer treuen kameradschaftlichen Gemeinschaft ist eine grosse Beruhigung für mich. Habt auch tausend Dank für alles, was ihr für mich getan habt, ich weiss, die Verhältnisse waren stärker als Eure Liebe. Bitte, bitte, klagt nicht und weint nicht... Eure Liebe und Eure Tapferkeit sind mein Trost und Beruhigung in meiner letzten Stunde ...

Möge Euch ein baldiger Frieden wieder glücklich vereinen ... Werdet glücklich und seid tapfer, es kommt eine bessere Zukunft für Euch ..

Pfarrer Buchholz, der sie noch kurz vor ihrem Tode sah, schrieb, sie habe ihr schweres Schicksal mit seltener Fassung und Ruhe hingenommen und bis zuletzt eine innere und äussere Haltung bewahrt, die beispielhaft war und eine vorbildliche seelische Grösse und die ganze Reife ihrer starken fraulichen Persönlichkeit zeigte.

WILHELM LEUSCHNER

Geboren am 15. Juni 1888 in Bayreuth, kam als 17-jähriger Holzbildhauer nach Darmstadt, wo er sich früh in der Gewerkschaftsbewegung bewährte. Viele Jahre Darmstädter Stadtrat und Mitglied des Hessischen Landtages, wurde er 1929 hessischer Innenminister und 1932 stellvertretender Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes.

«Der Wahlkampf wird von den Nationalsozialisten mit den Methoden der Verleumdung, der Beschimpfung und Verdächtigung, aber nicht als geistige Auseinandersetzung geführt werden. Wir verlangen mehr Wahrhaftigkeit, höhere Moral und höhere Intelligenz von unseren Führern und Volksvertretern als die Nationalsozialisten und Kommunisten.

Unser Kampf gilt ebenso den Kommunisten wie den Nationalsozialisten, da ohne ihre Spaltungspolitik der Nationalsozialismus nicht die Rolle in Deutschland spielen könnte. Wir wollen wieder die gesamte Arbeiterschaft in einer einzigen Partei zusammenführen. So kämpfen wir gegen Faschismus und gegen Kommunismus für ein arbeitsfähiges Parlament in Hessen, für eine starke Sozialdemokratie!»

Mit etwa diesen Worten schloss Wilhelm Leuschner vor den Neuwahlen zum hessischen Landtag seine Rede am 30. Mai 1932.

Ein Jahr später befand sich Wilhelm Leuschner in der Gewalt der SA, nachdem die Nationalsozialisten im Zuge der Besetzung der Gewerkschaftshäuser am 2. Mai 1933 im Haus des ADGB in Berlin die Gewerkschaftsführung verhaftet hatten. Noch dort im Haus unterzog dann Robert Ley, durch ein Aufgebot von SA gedeckt, jeden Einzelnen der Verhafteten einem Verhör und ordnete ihren Abtransport an. Im Keller des Antikriegsmuseums, in der Parochialstrasse Berlin, war – wie Bruno Gleitze, einer der damaligen Mitverhafteten berichtet – Wilhelm Leuschner mehrere Tage und Nächte das Ziel roher Akte der SA. Es folgte seine Überführung nach Plötzensee in den Zellenbau nahe der Hinrichtungshalle. Überraschend liess man ihn wieder frei und zwang ihn, mit Robert Ley nach Genf zu fahren, um bei der Internationalen Arbeitskonferenz den Anspruch auf den deutschen Sitz für die «Arbeitsfront» berechtigt erscheinen zu lassen.

Leuschner nahm jedoch in der Vollversammlung nicht das Wort. Noch heute entsinnen sich der Generalsekretär des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften I. H. Oldenbroek und der Sekretär der europäischen Regionalorganisation, W. Scheveneis, dass die Versammelten von dem «mutigen Schweigen» tief beeindruckt waren. In den Besprechungen der Arbeitnehmergruppe aber machte Wilhelm Leuschner kein Hehl daraus, dass er dort stand, wo er immer gestanden hatte.

Als Leuschner nach Deutschland zurückfuhr, wusste er, dass die Gestapo an der Grenze auf ihn warten würde. Zwei Jahre lang musste er für die Haltung in Genf in Konzentrationslagern büssen.

Nach seiner Freilassung gelang es Wilhelm Leuschner, eine Fabrik in Berlin zu übernehmen, in der er fast ausschliesslich politische Freunde und Kollegen aus der Gewerkschaftsbewegung beschäftigte. Er benutzte die Gelegenheit ausgedehnter Geschäftsreisen, um die Verbindung mit alten Freunden und anderen Gegnern des Regimes herzustellen und ein Netz von Widerstandszellen über ganz Deutschland zu knüpfen.

Am 20. August 1939 schrieb er an einen Freund im Ausland: «Ich fürchte, dass es in diesem Herbst zum Krieg kommen wird, und dass dieser Jahre dauern wird. Frankreich

und England haben erst begonnen, sich auf den Krieg vorzubereiten. Sage unsern dortigen Freunden, besonders Walter Citrine (damaliger Generalsekretär des Britischen Gewerkschaftsbundes), dass wir sind, was wir waren. Aber wir sind gänzlich unfähig die Katastrophe zu verhindern. Wir sind Gefangene in einem grossen Zuchthaus. Zu rebellieren wäre genau so Selbstmord, als wenn Gefangene sich gegen ihre schwer bewaffneten Aufseher erheben würden.»

Während des Krieges bemühte sich Leuschner mit verstärkter Kraft, gemeinsam mit den Gewerkschaftlern der verschiedenen Richtungen und mit Vertretern der verschiedenen früheren politischen Gruppierungen, jene Aufgaben vorzubereiten, die «am Tage danach» zu lösen sein würden. Gemeinsam mit Beck arbeitete er an einem Umsturz vor der äussersten Katastrophe. Gemeinsam mit Goerdeler bereitete er die Übergangsregierung vor, in der für ihn selbst das Amt des Vizekanzlers vorgesehen war.

Professor Dr. Ludwig Bergsträsser beschreibt Begegnungen aus jenen Tagen:

«Wenn man ihn in Berlin besucht hat, war man erstaunt, wie gut er über alles unterrichtet war. Man war ebenso erstaunt darüber, mit welcher Klugheit, Ruhe und Sachlichkeit er die Situation beobachtete und Schlüsse daraus zog. Während der Kriegsjahre sah er genau, dass sich nun die Lage erheblich zugespitzt hatte, und er wusste, dass der Krieg das Ende der Diktatur bedeuten würde. Sein harter Wille sagte ihm: schnell muss es geschehen, um unsägliches Leid zu vermeiden.

Dabei wuchs er hinaus – wenn er es nicht schon je gewesen war – über den engen Kreis nur parteimässigen Blickfeldes. Das war auch für ihn ein Stück Realität, genau wie er den Gedanken hegte, dass die Vereinigung der Arbeiterschaft dadurch herbeigeführt werden müsse, dass nach dem Zusammenbruch der Hitlerregierung nicht wieder Gewerkschaften verschiedenster Art entstehen sollten.

So sehr er seinen Weg gemacht hatte in der SPD, war er doch davon überzeugt, dass nach diesem Unglück einer Diktatur, das über Deutschland gekommen war, alle, die guten Willens seien, für Freiheit, für Ehrlichkeit und Recht zu kämpfen, Zusammenarbeiten müssten.»

Bis zuletzt bedachte Leuschner gemeinsam mit seinen nächsten Gesinnungsfreunden die Einzelaufgaben einer neuen gesellschaftlichen Ordnung, «die nicht mehr mit den Rezepten von anno dazumal und auch nicht mehr mit einer Wiederholung der Demokratie nach 1918 auskommen könne». Ganz besonders lag ihm das am Herzen, was die deutsche Jugend anging. Noch kurz vor dem 20. Juli fand ein Gespräch über den Aufbau einer Organisation für die arbeitende Jugend statt. Leuschner pochte darauf, dass der Bildungsstand der jungen Menschen gehoben werden müsste. Es gelte, die Berufsschulen auszubauen, und dabei sei es die Aufgabe, «die deutsche Jugend in erster Linie zu Menschen zu erziehen».

So war es gewiss kein Zufall, dass zu den Mitarbeitern Leuschners in der Berliner Fabrik Hermann Maass gehörte, der aus der Jugendbewegung kam und bis 1933 Geschäftsführer des Reichsausschusses Deutscher Jugendverbände gewesen war. Auch er musste den letzten Weg des Opfers gehen, wie ein weiterer Vertrauter von Leuschner, der frühere hessische Staatsrat Ludwig Schwamb, der ein ständig bereiter Vermittler war.

Wilhelm Leuschner, dem Mann mit dem ausgesprochenen Sinn für das Wesentliche kam es vor allem auf das Zusammenführen der im nächsten Ziel einigen Kräfte an. Als er am 29. September 1944 zur Hinrichtungsstätte geführt wurde, sagte er seinen Gefährten in Zeichensprache nur noch das eine Wort: Einigkeit!



BERNHARD LETTERHAUS

Geboren am 10. Juli 1894 in Barmen, besuchte die Volksschule und anschliessend an die Industriellehre die Preussische Höhere Fachschule für Textilindustrie. Als Teilnehmer am Weltkrieg 1914-1918 erhielt er das EK I. Noch in den letzten Kriegsmonaten schwer verwundet, brauchte er lange Zeit zur Wiedergenesung, die er zur Fortbildung nutzte.

Im ersten Weltkrieg fasst Bernhard Letterhaus den Entschluss, seine Arbeitskraft der katholischen Arbeiterschaft zu widmen. In einem Brief vom 4. August 1940 schreibt er darüber:

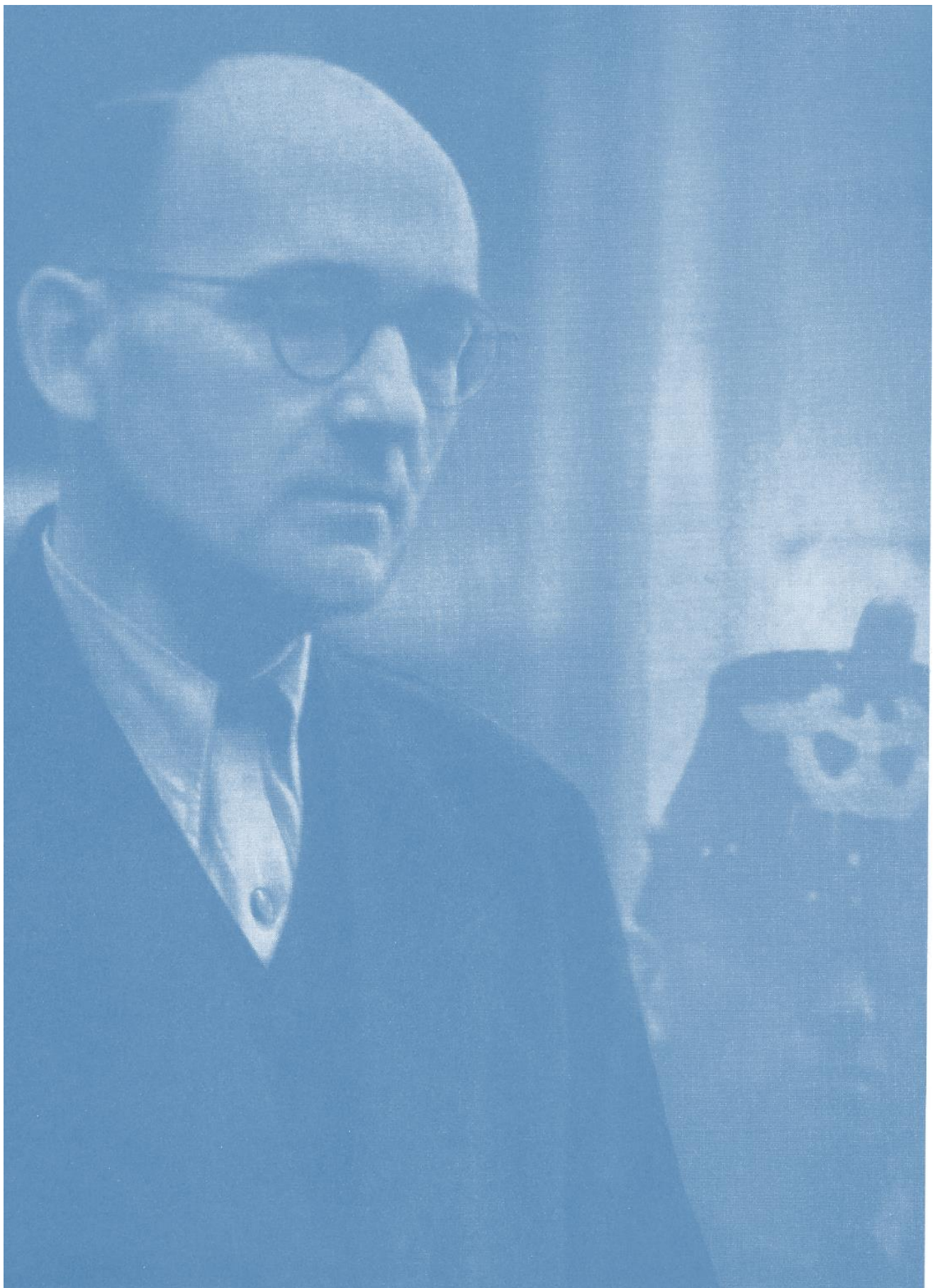
«Beruf hat im Kern das Wort ‚Ruf‘. Zu dem, was ich in der Vergangenheit tat und was ich in der Zukunft tun muss, bin ich gerufen. Von wem? Nun, wir Christen bekennen: von Gott. Ich habe diese Stimme im Weltkrieg in mir gehört und bin ihr gefolgt. Deshalb darf ich ja nicht bedrückt sein, wenn ich durch Täler wandern muss. Nur wenn ich der Stimme nicht folgte, müsste ich mich verlieren.»

Von 1921 bis 1927 war Letterhaus im Zentralverband christlicher Textilarbeiter tätig, um dann in den Reihen der katholischen Arbeitervereine ein Arbeitsfeld zu finden, das ihm besonders lag. Als Verbandssekretär der westdeutschen Arbeitervereine übernahm er in Köln nicht nur organisatorische, sondern vor allem auch pädagogische Aufgaben. Er galt als Meister in der Vermittlung von Kenntnissen aus den Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaften und auf dem Gebiet der Statistik. Dazu besass er eine Rednergabe, die von seltener Eindringlichkeit war.

Der frühere Reichskanzler Heinrich Brüning, mit Bernhard Letterhaus jahrelang aufs engste befreundet, schrieb in einem Brief vom 15. August 1946 an Frau Letterhaus: «Niemand hatte all die Eigenschaften zusammen, die Ihr Mann besass: ruhige Überlegung und zugleich schnelle Entschlusskraft, wenn nötig; scharfes und klares Urteil über Menschen, verbunden mit grosser Herzengüte; einen seltenen politischen Instinkt; die Fähigkeit, warten zu können ohne Bedürfnis zu einer Geschäftigkeit, die zu nichts führt; Mut in Gefahr und voll Feuers für Gerechtigkeit, Sauberkeit und Ordnung in seinem geliebten Vaterland. Abhold allen Intrigen, unfähig eine selbst zu begehen, erkannte er sie schnell, bevor sie sich auswirken konnten, und wusste sie ruhig und sicher in der ersten Auswirkung zu bekämpfen.»

Von der Zentrumsparterie zunächst in den Rheinischen Provinziallandtag und 1928 in den Preussischen Landtag entsandt, sah Bernhard Letterhaus früh die Gefahr, die von Hitler ausging. So sagte er damals:

«Wenn es diesem Demagogen einmal gelingen sollte, an der Spitze Deutschlands zu stehen, dann ist der Anfang des Unterganges da und auch ein neuer Krieg. Wir müssen uns dem entgegenstemmen, wo immer es sein mag.» Als 1. Vizepräsident des Katholikentages in Münster 1931 sprach er fast prophetisch von den kommenden Schwierigkeiten und rief Männer und Frauen zur Abwehr auf. Von 1933 ab war er ununterbrochen mit seinen Freunden tätig, um den Widerstand des katholischen Kirchenvolkes nicht er-



lahmen zu lassen. Häufige Fahrten ins Ausland dienten der Verbindung mit Vertretern der internationalen Arbeiterbewegung. Diese Fahrten blieben der Gestapo nicht verborgen, und viele Verhöre waren die Folge.

Als Letterhaus 1939 wieder zum Wehrdienst verpflichtet wurde, nutzte er seine Stellung im Oberkommando der Wehrmacht als Hauptmann in der Abteilung Abwehr, um die Widerstandskräfte durch seine Informationen, Erkenntnisse und Verbindungen zu stärken. Bald gehörte er zum führenden Kreis der Gegenbewegung, und er war als Mitglied der neuen Regierung in Aussicht genommen.

Bernhard Letterhaus wurde unmittelbar nach der Aktion vom 20. Juli 1944 verhaftet. Von Frau und Kind hörte er nichts mehr. Aber auch die letzten Monate dieses Lebens erfüllte tätige Hilfsbereitschaft für die Kameraden, mit denen er gekämpft und gelitten hatte. Aufrecht und furchtlos nahm der tiefgläubige Katholik am 13. November 1944 in der Verhandlung vor dem Volksgerichtshof das Todesurteil entgegen. Am folgenden Tage wurde er mit zwei Glaubensfreunden, Ferdinand von Lüninck und Walter Kramer, hingerichtet.

Auch Franz Leuninger, Generalsekretär der christlichen Metallarbeiter, fand noch kurz vor Kriegsende den gleichen Tod.

Am 25. April 1945 wurde schliesslich ein weiterer nächster Mitarbeiter, der Geschäftsführer der christlichen Gewerkschaften, Heinrich Körner, vor der Strafanstalt Plötzensee kurzerhand niedergeschossen. Von dem Kreis dieser Männer getragen, hatte der spätere Bundesminister Jakob Kaiser die Gemeinschaft mit den sozialdemokratischen Gewerkschaftsführern hergestellt, der auch Max Habermann vom Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband angehörte. Nach dem 20. Juli von Freunden verborgen, am 30. Oktober entdeckt und festgenommen, nahm sich Habermann im Gefängnis das Leben, weil er «an den Menschen, die ihm Asyl gewährt hatten, nicht Verrat begehen wollte.»

DER STAAT UND DAS RECHT

Die Geschichte des «Dritten Reiches» verzeichnet mit dem Reichstagsbrand vier Wochen nach der nationalsozialistischen Machtergreifung das erste Ereignis, das in seinen Folgen die umwälzenden Gewaltmassnahmen der neuen Machthaber weithin sichtbar ankündigte. Entscheidender als die Einzelheiten in der Durchführung dieses Verbrechens ist die Tatsache, dass es die gesuchte, rücksichtslos genutzte Gelegenheit zur Unterdrückung und Verfolgung der vielen Menschen in Staat und Parteien bot, die der drohenden totalen Gleichschaltung aller politischen Kräfte noch entgegenstanden. Der oberste Beamte der Berliner Feuerwehr hatte als erster Sachverständiger sogleich die Möglichkeit einer kommunistischen Brandstiftung bezweifelt; er wurde unter Androhung weiterer Repressalien kurzfristig seines Amtes entsetzt und schliesslich als unbequemer Zeuge umgebracht. Die folgenden Wochen standen im Zeichen unzähliger Eingriffe solcher Art.

Dabei ist es ein Merkmal des nationalsozialistischen Staates in seiner Frühzeit, dass seine Träger bei der Beseitigung demokratischer Freiheit, bei Massenentlassungen und Massenverhaftungen den Schein des Rechts mit allen Mitteln der Täuschung und Lüge zu wahren suchten. Noch hielt es auch dieser Staat für nötig, in den Augen seiner Bürger als ein geordneter Staat zu erscheinen und die Demokratie auf legalem Wege in eine Diktatur zu verwandeln; die Nationalsozialisten wussten durchaus, dass plötzlicher Bruch der Gesetze und offene Gewalt die Billigung und Unterstützung einer Mehrheit nicht gefunden hätten. Darum beschritt Hitler einen Umweg, der wohl zeitraubend, aber sicher erschien: er suchte mittels demokratischer Scheinbeschlüsse, die durch die skrupellose Herbeiführung und Ausnutzung staatlicher Krisenlagen suggestiv gelenkt und schliesslich erzwungen wurden, das Recht – wenn auch gefesselt – auf seine Seite zu bringen.

So wurde dem Reichstag, dessen Sitzungssaal von SA- und SS-Verbänden umstellt und gefüllt war, das «Ermächtigungsgesetz» abgezwungen: sein Hintergrund war eine Welle von Terror gegen die rechtmässige politische Opposition, die der Legalisierung der Diktatur noch Widerstand leistete. Hitler war entschlossen, so viele Abgeordnete des Reichstags verhaften zu lassen, bis er die zur Durchsetzung dieser Massnahmen notwendige

Zweidrittelmehrheit erreichte. Sogleich wurde dann mit dem «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» nachträglich eine scheinrechtliche Begründung geschaffen für die willkürliche Entlassung aller politisch unbequemen oder «nichtarischen» Beamten, «die nach ihrer bisherigen politischen Betätigung nicht die Gewähr dafür bieten, dass sie jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintreten». Bald darauf verloren auch die nichtnationalsozialistischen Minister, denen noch im Ermächtigungsgesetz ihr voller Wirkungsbereich zugesichert war, jeden Einfluss auf die Gesamtpolitik des Kabinetts Hitler. Das dehnbare Ermächtigungsgesetz, das Hitler fast unbegrenzte Vollmachten übertrug, wurde in den folgenden Jahren über seine ursprünglichen Grenzen hinaus noch erweitert, um schliesslich ebenso wie die nie widerrufenen, aber nie mehr beachtete demokratische Weimarer Verfassung ganz in Vergessenheit zu geraten.

Noch schien der verfassungsmässig gewählte Reichspräsident als oberste Instanz Schutz gegen äusserste Willkür in der Begründung und Handhabung rechtswidriger Gesetze zu verbürgen. Doch er hatte sich, alt und krank, auf sein ostpreussisches Gut zurückgezogen; er war abgeschnitten von der politischen Wirklichkeit und umstellt von den Ergebnissen des «Führers»; seine zum Mythos erhobene Gestalt war nur zu den betäubenden Schaustellungen des «Dritten Reiches», zur überzeugenden Rechtfertigung des verhüllten Terrors noch am Leben. Sein Tod endlich fiel in den Zeitraum, in dem mit der willkürlichen Massenerschiessung von Gegnern und Unschuldigen nun auch offen sichtbar der Massstab allen Rechts im Willen Hitlers verankert wurde. Der Tag war da, an dem ein führender Professor des Rechts das Blutbad des 30. Juni 1934 mit einem Aufsatz des Titels: «Der Führer schützt das Recht» feiern konnte.

Den Höhepunkt der rücksichtslosen Machtpolitik mit Hilfe scheinheiliger Rechtsverschleierung bildete die verfassungswidrige Vereidigung des letzten noch unabhängigen Pfeilers des Staates, der Wehrmacht auf Hitler. Vor Hindenburgs Tod beschlossen, unter Verletzung aller Bestimmungen über die Nachfolge des Reichspräsidenten und vor der «Volkswahl» Hitlers zum Staatsoberhaupt vollzogen, stellte diese Massnahme einen weiteren Schlag gegen Verfassung, Recht und guten Glauben dar. Der Treueid der Armee, wie schon der Beamtenschaft, der beide Seiten binden und nach dem Wortlaut unter Gott stellen sollte, wurde nicht nur von der Führung wieder und wieder gebrochen, er war schon von Beginn an das Produkt eines geschickt getarnten Rechtsbruches. Mit der permanenten Verletzung des Rechtes nahm man auch der Forderung nach Gehorsam die moralische Grundlage.

Nachdem die Staatsgewalt an entscheidenden Punkten den Boden des Rechts endgültig und auch offen verlassen hatte, wurde der Widerstand gegen ihre Forderungen zur letzten Zuflucht des Rechts. Die Gewalthaber des «Dritten Reiches», die der menschlichen Selbstbestimmung, dem Recht auf Leben, Freiheit und Gewissen planmässig unmenschliche Gesetze des Gesinnungszwanges und Schreckens, der Furcht und Drohung, des Sklavendaseins und des Massenmordes auferlegten, handelten längst rechtswidrig, als sie noch «Recht» in solchen Gesetzen zu vollziehen vorgaben. Ihre Herrschaft bedeutete geschichtlich und rechtlich einen katastrophalen Bruch in der politischen, geistigen und kulturellen Tradition und Entwicklung des ganzen gesitteten Abendlandes. Die Gestalt des tobenden

Freisler, der schliesslich dem höchsten deutschen Gericht präsiidierte, ist zum Inbegriff eines Staates ohne Recht geworden.

Mit jeder Massnahme stand dieses Regime im krassesten Gegensatz zu einem rechtmässigen Staat, der seine vornehmste Aufgabe im Rechtsschutz jedes einzelnen seiner Bürger sieht, deren Anliegen er wahrzunehmen und zu fördern, denen er äusserste Toleranz und Frieden zu sichern hat. Der nationalsozialistische Einparteienstaat aber beseitigte rigoros die Voraussetzungen, auf denen die Zustimmung der Bürger zur Vollmacht und zum verfassungsmässig begrenzten Gehorsamsanspruch des Staates beruht.

Er raubte den Menschen die freie Meinungsäusserung in Wort und Schrift, die Versammlungsfreiheit, die Möglichkeit der freien Wahl. Er duldet nur Kandidaten, die im Interesse der Machthaber zu handeln bereit waren und verriegelte dadurch das Mitwirken an der Gesetzgebung und das Zustandekommen echter Gesetze und einer legalen Regierung. Stattdessen proklamierte er den Willen des Diktators als das einzige Mass seiner «Gerechtigkeit». Er richtete seine Anstrengungen auf die Beseitigung eines unabhängigen Gerichtswesens, auf die Kontrolle und Lenkung von Kultur und Wissenschaft, auf die Zerstörung kirchlicher und religiöser Freiheit, auf die Lösung der Kinder von den Eltern, auf die Verfälschung der Ehe zu militärisch-bevölkerungspolitischen Zwecken, auf die Verfolgung und die Vernichtung von Menschen um äusserer Merkmale willen. Auf solchen Rechts- und Verfassungsbrüchen beruhte das System, das auf seinem weiteren Weg bis zur Schreckensjustiz der Kriegsjahre eine Steigerung seiner geistigen und körperlichen Folterungen in der Sippenhaft von Frauen und Kindern und einer nicht ruhenden Guillotine fand. Mit den Drohmitteln der Gestapo und ihren Konzentrationslagern, mit dem Misstrauen aller gegen alle hatte es seine unbeschränkte, unkontrollierbare Macht befestigt, um sie bis in die innersten Lebensbereiche seiner Bürger hinein, schliesslich in gewaltsamer Aggression auch über die benachbarten Länder hinaus zu erweitern.

Dagegen erkannten, wie viele sich auch freiwillig oder gezwungen dem Tyrannen unterworfen hatten, Männer und Frauen die Gefahr schwimmender Grenzen zwischen Willkür und Recht, Gesetzlosigkeit und Gesetz. Für sie wurde das Widerstandsrecht des Gewissens das Gesetz ihres Handelns. Beamte und Juristen, manche nach schwerem Konflikt, widersetzten sich der Gleichschaltung ihres Gewissens durch eine Staatsgewalt, die ihren rückhaltlosen Dienst im Zeichen der Rechtlosigkeit forderte. Sie starben als Bewahrer eines unbestechlichen Rechtsbewusstseins in der Überzeugung, dass Hitler mit der Unterwerfung des Rechts unter die Allmacht des Staates unaufhebbare Grenzen zu verletzen und das menschliche Zusammenleben in seinen Grundfesten zu erschüttern gewagt hatte.

WALTER GEMPP

geboren am 13. September 1878 in Rodach bei Coburg, bildete sich nach dem Abitur praktisch im Maschinenbau aus und studierte an der Technischen Hochschule in Karlsruhe Maschinenbau und Elektrotechnik. Der Diplom-Ingenieur arbeitete anschliessend drei Jahre als Konstrukteur bei Siemens-Schuckert in Berlin. 1906 wurde er mit dem technischen Ausbau, besonders mit der Durchführung der Versuche für den Automobilbetrieb der Berliner Feuerwehr beauftragt; 1908 trat der erste Automobilzug auf Brandmeister Gempps Feuerwache, Schönlanker Strasse, in Dienst, dem schon bis 1914 elf weitere Löschzüge dieser Art folgten. Seit der Ernennung zum technischen Direktor leitete Gempp die Abteilungen Technik und Telegrafie; 1923 wurde er zum Oberbranddirektor von Berlin gewählt und machte sich um den weiteren technischen Ausbau und die organisatorische Zusammenfassung der Berliner Feuerwehr verdient.

Den Mann, der als hervorragender Ingenieur und als pflichtbewusster Beamter zugleich im In- und Ausland geschätzt und geehrt wurde, stellte der Reichstagsbrand vom 27. Februar 1933 vor eine Situation, die über sein Leben und Wirken entscheiden sollte. Er hatte über ein Vierteljahrhundert lang an der Vervollkommnung jenes Instruments gearbeitet, das sich nun auch in jenem grossen Einsatz bewährte. Aber dieser Brand bedeutete weit mehr als eine technische Aufgabe. Er war ein politisches Ereignis. Schon die Umstände des Alarms und der ersten Untersuchungen, vor allem aber die sofort im ganzen Reichsgebiet einsetzenden politischen Massenverfolgungen – wenige Tage vor der Reichstagswahl vom 5. März – liessen dies erkennen. Es war das unbestechliche Gewissen des Fachmannes und Beamten, das Gempp in einer Besprechung mit Inspektoren und Brandleitern der Feuerwehr zu einer Korrektur der offiziellen Verlautbarungen veranlasste. Er stellte fest, dass die Feuerwehr zu spät alarmiert worden sei und bereits SA-Leute am Brandherd angetroffen hätte, dass ihm ferner der kommissarische Innenminister Göring die Verkündigung der höchsten Alarmstufe und den Einsatz aller Kräfte zunächst ausdrücklich verboten habe, dass schliesslich in unzerstörten Zimmern und Schränken des hermetisch abgeriegelten Reichstagsgebäudes noch Brandstiftungsmaterial im Umfang einer Lastwagenladung aufgefunden worden wäre, was alles gegen die Behauptungen von einer kommunistischen Brandstiftung spräche.

Damit war Gempp zu einem lästigen Zeugen gegen die terroristische Taktik der Nationalsozialisten geworden, denen der Reichstagsbrand als Einleitung zur Unterdrückung und Beseitigung aller politischen Gegner dienen sollte.

Vier Wochen später fiel Walter Gempp unter die Säuberungsaktion zur sogenannten Wiederherstellung des Berufsbeamtentums. Während Hindenburg ihm wiederholt sein Vertrauen und selbst Hitler ihm noch kurz zuvor wegen «umsichtiger Leitung» besonderen Dank und warme Anerkennung ausgesprochen hatte, wurde nun Gempp, obgleich er der Demokratischen Partei angehörte, der Duldung «marxistischer und kommunistischer Hetz- und Wühlarbeit» und der Zurücksetzung «national eingestellter Feuerwehrbeamter» beschuldigt.

Die Bestürzung war allgemein. So schrieb die Vossische Zeitung vom 25. März 1933: «Welche Motive den Staatskommissar veranlassen können, den bewährten Leiter der Berliner Feuerwehr, der seit 27 Jahren im Dienst der Stadt Berlin steht, zu beurteilen, weiss man nicht. Das aber weiss man, dass Gempp, der im 55. Lebensjahr steht,



die Berliner Feuerwehr zu der Beschützerin der Berliner Bevölkerung gemacht hat. Tausende von Ausländern haben hier in Berlin das Feuerlöschwesen studiert und das Werk Gempps voll Neid anerkannt» ...

Gempp wiederholte seine sachlichen Feststellungen im Reichstagsbrandprozess vom September bis Dezember 1933.

Aber auch seine endgültige Entlassung konnte die neuen Machthaber nicht befriedigen. Es folgten niedrigste Verleumdungen, Verhöre und Haft. Schliesslich wurde Gempp im September 1937 in feste Untersuchungshaft genommen. Ein konstruierter Prozess wegen sogenannter Amtsvergehen führte zu seiner Verurteilung, gegen die jedoch, von weiteren Anwälten unterstützt, Berufung eingelegt wurde. Kurz vor der neuen Gerichtsverhandlung ist Walter Gempp am 2. Mai 1939 in seiner Zelle erdrosselt aufgefunden worden.

MARTIN GAUGER

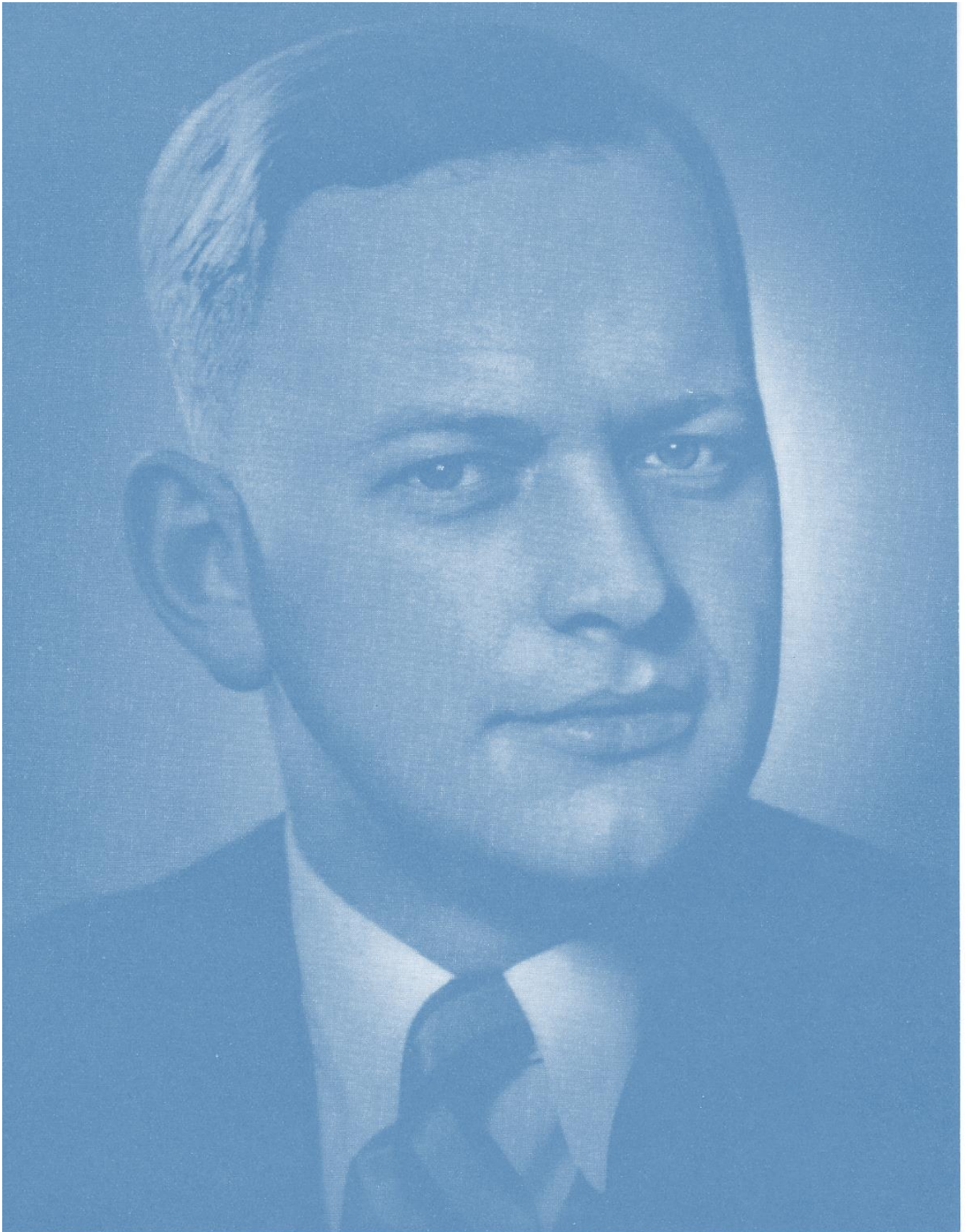
4. August 1905 –14. Juli 1941

Vierter Sohn eines kinderreichen Pfarrers und Schriftleiters im Wuppertal, ungewöhnlich begabt und gesund, kritisch und aufgeschlossen für die Aufgaben seiner Zeit, war Martin Gauger schon als Student wegen der sozialen Zerklüftung Deutschlands bewegt und besorgt. Er sucht sie in seinem Rahmen im «Boberhaus» durch erste freiwillige Arbeitslager zu überwinden, an denen sich auf Grund seiner unablässigen Bemühungen Arbeiter und Breslauer Studenten des Professors Eugen Rosenstock beteiligen. Daraus erwächst die Freundschaft mit dem späteren Kreisauer Kreis, besonders mit Helmuth von Moltke und Carl-Dietrich von Trotha. Hier findet er den Mut zu sich selbst, macht er die Erfahrung, dass man seine Situation verantwortlich gestalten kann und in Sozialpolitik und Rechtsprechung auf die sozialen Verhältnisse Einfluss nehmen muss. Sein Studium umfasst Volkswirtschaft und Rechtswissenschaft. Es führt ihn auch an die School of Economics in London. Er schliesst es mit dem Diplom-Volkswirt, den beiden juristischen Prüfungen und der Promotion zum Dr. jur. ab.

1934 ist er Assessor bei der Staatsanwaltschaft in München-Gladbach. Bei seiner Begabung und Vorbildung, seinem Humor und Geschick mit Menschen umzugehen, steht er vor einer vielversprechenden Laufbahn. Aber er sieht genau, was um ihn herum geschieht, erlebt die widerrechtliche Absetzung seines Vaters als Schriftleiter und dessen darauf folgende Verhaftung, und leidet unter der immer weiter zunehmenden Rechtlosigkeit im Zeichen der nationalsozialistischen Diktatur. Die nachträgliche Justifizierung der Morde vom 30. Juni 1934 durch den Justizminister erschreckt ihn tief. Er lehnt es daraufhin ab, als Beamter den geforderten Eid auf Hitler abzulegen. Als Jurist wisse er um die Bedeutung des Eides, den ihm hier sein Gewissen verbiete.

Damit scheidet er aus dem Staatsdienst aus. Etwas später wird er Justitiar bei der Vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche und dann beim Lutherischen Rat in Berlin. Hier sieht er, von christlichem Ethos erfüllt, die Aufgabe, für die zu wirken lohnt, hier tut er – die Gefahr für sein eigenes Leben ausser Acht lassend – für Pfarrer und Gemeindeglieder mit Gutachten und Vorsprachen alles nur Menschenmögliche. Seine grösste Freude ist die Befreiung von sieben Lübecker Pastoren aus dem Konzentrationslager, die er durch seinen persönlichen Einsatz erwirken kann.

Bei aller grundsätzlichen Opposition gegen das nationalsozialistische Regime ist er vor allem darauf bedacht, eine intakte, das Dritte Reich überdauernde Kirche zu erhalten. Dieser Sisyphusarbeit widmet er seine ganze Kraft, obwohl er sich klar darüber ist: «Im ganzen sind wir von den zuständigen staatlichen Stellen mit dem Prädikat versehen: wir sind Staatsfeinde. Das kann uns persönlich kalt lassen, weil wir ein gutes Gewissen haben und uns als die eigentlichen Patrioten mit manchem guten Recht fühlen können.» Diese Worte schreibt Martin Gauger 1938 in einem Brief.



Im gleichen Jahr lehnt er einen Ruf als Professor an das Christian College in Madras in Indien ab: «Ich kann meinem Posten hier nicht entlaufen, solange ich da überhaupt noch Arbeitsmöglichkeiten habe.»

Neben zahlreichen Aufsätzen in dem Evangelischen Wochenblatt «Licht und Leben» und in den Gotthardbriefen verfasst er in den Vorkriegsjahren «Notizen zum Recht der evangelischen Presse in Deutschland» (in der Festgabe für Joseph Gauger 1936) und die Schrift «Bekenntnis und Kirchenregiment» Wuppertal 1936. Beide Bücher werden sogleich von der Geheimen Staatspolizei beschlagnahmt.

Als der Krieg beginnt, wird Gauger ein Dezernat beim Roten Kreuz in Genf angeboten. Aber auch jetzt wieder lehnt er – treu seiner Arbeit – ab. Da geht ihm im April 1940 der Gestellungsbefehl zu. Damals schreibt er:

«Ich habe einige Zeit angenommen, ich könnte diesen Krieg ertragen, wenn ich nicht mit der Waffe dienen müsste, aber das ist doch ganz eng und falsch gedacht und eigentlich auch feig. Ich meine jetzt, man dürfe überhaupt nicht Kriegsdienst tun; in diesem Krieg wenigstens, weil er kein Verteidigungskrieg ist. . Eine Beschäftigung bei der Intendantur hatte ich lange für eine Entlastung gehalten, weil ich dann nicht mit der Waffe dienen müsste. Aber dann musste ich doch sagen: wie? – es soll einen Unterschied machen, ob du kämpfst oder ob du die Kämpfenden ausrüstest und verpflegst? Nein, es macht keinen Unterschied. Und ich kann diesen Krieg nicht fördern, ich kann nicht helfen, dass das Meer von Blut und Tränen noch andere Länder überflutet.»

Dies ist seine Antwort, als Freunde ihm den Gewissenskonflikt erleichtern und ihm eine Möglichkeit als Kriegsverwaltungsrat vermitteln wollen. Den Treueeid auf Hitler zu leisten, ist für ihn untragbar. Aber diese neue Eidesverweigerung bedeutet höchste Gefahr für seine Arbeit, für seine Angehörigen, für ihn selbst.

Gauger entschliesst sich, nach Holland zu fliehen. Anfang Mai 1940 durchschwimmt er das eisige Wasser des Rheines. Kaum hat er die rettende Grenze erreicht, da fallen Hitlers SS-Truppen in das neutrale Land ein. Schwer verwundet, wird Gauger von ihnen gefangengenommen und nach einigen Zwischenstationen in das Polizeigefängnis in Düsseldorf eingeliefert. Dort bleibt er ein Jahr, bis sein Fall für die Gestapo geklärt ist. Im Juni 1941 wird er in das berühmte Konzentrationslager Buchenwald überführt. Als er mit 90 anderen Häftlingen unter besonderen Vorsichtsmassnahmen des Nachts abgeholt wird, weiss er, dass sein Ende gekommen ist.

HANS VON DOHNANYI

«Der Urheber und das geistige Haupt der Bewegung zur Beseitigung des Führers» – so ist Dohnanyi von der Gestapo charakterisiert worden, nachdem diese im Verlaufe der Untersuchungen über den 20. Juli die Rolle erkannt hatte, die er viele Jahre hindurch bei den Planungen zum Sturz des Hitlerregimes gespielt hat.

Gleich nach seiner Verhaftung hat die Gestapo besondere Vorsichtsmassnahmen bezüglich des Sicherheitsgewahrsams gegen ihn angewandt. Darüber gibt eine Erinnerung von Harald Poelchau Aufschluss: «Es muss im Juli oder August 1944 gewesen sein. Ich hatte den Kollegen im Wehrmachtskrankenhausgefängnis in Buch zu vertreten und erkundigte mich nach den ‚Vormeldungen‘ der Gefangenen zum Standortpfarrer. Es wurden mir eine Reihe Namen genannt und dann hiess es etwas zögernd:

„Es hat sich noch der Oberst Z. gemeldet.“

„Oberst Z. Wer ist denn das?“

„Das wissen wir auch nicht.“

Als ich mich Oberst Z. unter vier Augen vorstellte, sagte er:

„Ich weiss von Ihnen, ich bin Dohnanyi.“

Ich fand einen körperlich leidenden, aber gesammelten, ungewöhnlich bedeutenden Mann, dem ich nur wenige Dienste tun konnte.»

Dohnanyi wurde am 1. Januar 1902 in Wien als Sohn eines bekannten Komponisten geboren und wuchs in naher Berührung mit den Familien Bonhoeffer, Delbrück und Harnack in Berlin auf. Nach Ablegung der juristischen Prüfung 1929 ins Reichsjustizministerium berufen, arbeitete er in den Referaten für Völker-, Staats- und Verwaltungsrecht, sowie für Hoch- und Landesverrat und war gleichzeitig als persönlicher Referent verschiedener Justizminister tätig. Diese Stellung vermittelte ihm eine frühe Einsicht in das wahre Wesen des Nationalsozialismus. Schon unter Brüning, den er als junger Assessor in Kabinettsitzungen kennengelernt hatte, setzte er sich für den Erlass eines strengen Uniformverbotes gegen die nationalistischen Radikalen ein.

Nach dem Reichstagsbrand versuchte Dohnanyi eine offene Aktion der deutschen Richter gegen den wachsenden Terror in Gang zu bringen. Doch sein Appell an den Reichsgerichtspräsidenten Bumcke blieb ohne Erfolg. Auch in wiederholten Aussprachen mit Justizminister Gürtner, vor allem anlässlich des Reichstagsbrand-Prozesses, liess Dohnanyi über seine Einstellung keinen Zweifel. Trotzdem gewann er als Leiter des Ministerbüros eine Position, die ihm wichtige Einblicke und Verbindungen vermittelte. Mit Hilfe seiner grossen Personalkennntnis betrieb er systematisch den Schutz der Verfolgten, doch machten ihm vergebliche Interventionen an höchsten Stellen gleichzeitig die Wirkungslosigkeit aller juristisch begründeten Proteste gegen das System der Konzentrationslager deutlich. So entschloss er sich zum aktiven Widerstand. Schon 1933 begann er mit der Einrichtung einer geheimen Kartei, in der die Verbrechen des Regimes mit ihren Tätern aufge-

zeichnet wurden. Dies Material, das einmal bei der Auseinandersetzung mit Hitlers Diktatur offenbart und verwendet werden sollte, war ihm aus den Geheimakten des Justizministeriums zugänglich geworden.

Bald wurde Dohnanyi zu einem Mittelpunkt ziviler Widerstandsgruppen. Er besass auf Grund seiner Stellung bei Gürtner stets zuverlässige Informationen über Vorgänge innerhalb der Regierung und kam in ein enges Vertrauensverhältnis zu Popitz und Goerdeler. Seine unverfrorene Zivilcourage Parteigewaltigen gegenüber bewährte sich auch angesichts der ständigen Intrigen des damaligen Staatssekretärs Freisler, gegen die er sich – obwohl er nicht einmal dem «Rechtswahrerbund» angehörte – fünf Jahre lang zu behaupten wusste. Anlässlich der Verhandlung gegen Generaloberst Fritsch gewann er die für alle weiteren Planungen so entscheidende Verbindung mit Beck und Oster, der unter Canaris die Schlüsselstellung im militärischen Geheimdienst inne hatte.

Unter dem Druck Freislers und Bormanns musste Gürtner ihn schliesslich, da «das Verbleiben eines Nicht-Nationalsozialisten» in dieser Stellung als «untragbar» bezeichnet wurde, Ende 1938 als Reichsgerichtsrat nach Leipzig versetzen. Doch konnte Dohnanyi durch ständige Dienstreisen nach Berlin seine Verbindungen weiter ausbauen, auch nachdem die Pläne von 1938 gescheitert waren. Bei Kriegsausbruch wurde er auf Becks Veranlassung in den Stab Canaris im OKW einberufen, wo er in der Dienststelle Osters das Referat für Politik übernahm. Der Plan zur Beendigung des Krieges im Winter 1939/1940 ist wesentlich durch seine illegale Tätigkeit in der Abwehr gefördert worden, wobei seine Vermittlung zwischen den Bestrebungen Becks und Leuschners, für die Aktionseinheit der Widerstandsbewegung von Bedeutung war. Nicht minder wichtig waren die Verhandlungen mit dem Vatikan, die er über Josef Müller einleitete: Ihr Ergebnis – ein unzweideutiges Friedensangebot – wurde den führenden Generalen unterbreitet. Offensive und Sieg in Frankreich durchkreuzten auch diese Aktion. Doch gingen Dohnanyis unablässige Bemühungen weiter. Im März 1943 flog er ins Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte, um die Attentatspläne Tresckows und Schlabrendorffs noch einmal mit den politischen Vorbereitungen in Berlin abzustimmen. Das Versagen der Bombe in Hitlers Flugzeug zerschlug auch diesen Plan.

Völlig überraschend wurden Dohnanyi, Josef Müller und Dietrich Bonhoeffer am 5. April 1943 verhaftet. Ein Vertrauensmann hatte durch Devisenmanipulationen die Aufmerksamkeit auf Osters Zentrale gelenkt und Himmlers SD einen Vorwand zum lange geplanten Eingriff in die unabhängige militärische Abwehr geliefert. Auch den hartnäckigsten Vernehmungen gelang es freilich nicht, von Dohnanyi Aufschlüsse über die vermutete Widerstandstätigkeit innerhalb der Abwehr zu erlangen. Aber eine zentrale Schlüsselstellung der Verschwörung war ausgeschaltet.

Nach dem 20. Juli konnte Dohnanyis Rolle zwar nicht mehr verborgen bleiben, doch vereitelte die standhafte und geschickte Verteidigung des erfahrenen Juristen trotz aller Mittel und Versuche, die die Gestapo anwandte, noch immer die Überführung. So ist es zu keiner gerichtlichen Verhandlung und Verurteilung mehr gekommen. Über Dohnanyi Ende – vermutlich am 8. April 1945 im KZ Sachsenhausen – liegt keine zuverlässige Bestätigung vor.



MARIA TERWIEL

Tochter eines hohen Verwaltungsbeamten, wurde am 7. Juni 1910 in Boppard geboren, bestand 1929 ihr Abitur und nahm, einer tiefen Neigung folgend, das Studium der Rechtswissenschaften auf.

Da ihre Mutter jüdischer Abstammung war, wurde Maria Terwiel infolge der Nürnberger Gesetze nicht zum Referendarexamen zugelassen und musste ihr Studium aufgeben. Ihr Vater – Sozialdemokrat und Katholik – 1933 in Stettin von seinem Amte enthoben, übersiedelte mit der Familie nach Berlin.

Dort fand Maria Arbeit als Sekretärin in einem Textilunternehmen französisch-schweizerischer Gründung.

Nach Kriegsausbruch erwirkte sie dann mit Umsicht, dass der französische Leiter der Firma, der als Kriegsgefangener behandelt wurde, seine Arbeitszwangsstunden in dem bisherigen Tätigkeitsbereich seiner Firma ableisten konnte. Später griff Maria Terwiel eine sich ihr bietende Verbindung zu der Gruppe des Hauptmanns Schulze-Boysen auf und nutzte deren Beziehungen zur Verbreitung der Predigten des Bischofs v. Galen und zur Beschaffung von Pässen für gefährdete Juden.

Gemeinsam mit ihrem Verlobten, Helmut Himpel, wurde sie im Januar 1943 vor dem Reichskriegsgericht zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde am 5. August 1943 vollstreckt. Maria Terwiel starb als überzeugte Katholikin. Ein Jahr zuvor hatte sie ihren Vater verloren, Mutter und Bruder sselen am 17. Dezember 1943 einem Bombenangriff zum Opfer.

Die junge Juristin, der eine öffentliche Rechtstätigkeit versagt war, hat sich bis in die letzten Lebensstunden als geheime Anwältin der Rechtlosen eingesetzt. Dafür sprechen die folgenden Auszüge aus dem Brief einer Polin, über deren Schicksal nur bekannt ist, dass sie von Moabit ins Frauengefängnis Leipzig überführt wurde. Der Brief wurde den Geschwistern Maria Terwiels auf geheimen Wegen zugeleitet:

Berlin-Moabit, den 15. September 1943

. . . Wer sie das erstmal sah, konnte die Tiefe ihres Gemüts hinter diesem offenen, ehrlichen Gesichtchen nicht erraten, nur die Augen hatten ihre eigene Sprache.

Bis auf den Tag, wo ich zu ihr kam, war sie alleine in der Zelle. Zuerst waren wir alle sehr streng beobachtet und überwacht. Ein SS-Mann stand immer auf dem Flur und schaute jede Minute auf das Guckloch, das Licht brannte die ganze Nacht. Alles um einen Selbstmordversuch zu verhindern. Marie konnte nicht schlafen, das Bett war voll Wanzen, sie lief in ihrer Zelle auf und ab. Am Tage machte sie auf einem Brett Fingerübungen, pfiff durch das Fenster stundenlang alle möglichen Melodien. Als mich eine Beamtin in ihre Zelle reingeschoben hat, hat sie mich gleich unter ihren Schutz genommen. Ich war damals ein Neuling im Gefängnis, frisch aus Warschau gebracht, von meinen polnischen Kameradinnen das erstmal getrennt, erschrocken und dem Weinen nahe. Aber bei Marie hiess es gleich, den Kopf hochhalten!

Damals hat sie noch nicht gedacht, dass sie ein Todesurteil erwarten soll. Erst mit der Zeit und mit der wachsenden Erfahrung, wenn man nichts mehr auf dem Alex hörte, nur von Todesstrafe, wenn das rückwirkende Gesetz rausgekommen ist und alle kleinen Mädchen aus dieser Sache wie Cato Bantjes van Beek, Eva Buch usw. dasselbe Urteil erhielten, haben wir verstanden, dass für uns auch die Lage hoffnungslos ist.



ich habe abgesehen meine Kräfte vor dem
Tode in... pfow inel gannigt vor der göttlichen Gnade, denn die
braufen mit jedemfalls mich zu führen.

Bitte für den Freundlichen treuen
sinnst mit unsig zusammen
für Maria.

Aus dem Testament von Maria Terwiel vom 29.1.1943

Damals ist Marie sehr unruhig geworden, sie machte sich Sorgen um Helmut... Sie hat im Gestapo versucht, die ganze Schuld auf sich zu nehmen. Helmut hat von seiner Seite dasselbe getan!

Wir hungerten damals gemeinsam und froren, wir teilten dasselbe enge Bett. Während der endlosen, winterlichen Abende ohne Licht pfiff mir Marie ihre schönsten Lieder vor, und ich musste ihr dafür polnische Märchen erzählen. Das ging natürlich sehr stockend, weil ich noch so wenig deutsch konnte. Später, im Januar, kamen die Tage der Verhandlung. Äusserlich war Marie vollständig ruhig und hatte eine tadellose, tapfere Haltung. Als sie nach dem Todesurteil durch die Kommissare in das Gefängnis geleitet wurde und sich mit ihnen noch bei der Zellentür unterhielt mit einem lebenswürdigen Lächeln, dachte ich, dass alles gut abgelaufen wäre. Ich konnte nicht begreifen, als sie mir sagte, sie und Helmut...

Nach dem Todesurteil sind wir nur noch zwei Wochen zusammengeblieben, dann kam ich nach Moabit und Marie zu der anderen polnischen Christina Katowiz. Mit der Christina Nr. 2 konnte sich Marie auch sehr gut vertragen, ihr hat Christina das Leben zu verdanken, weil Marie immer wiederholte, sie dürfe nichts zugeben! So hat sie auch getan, und anstatt vor das Gericht zu kommen, wo sie bestimmt ein Todesurteil gekriegt hätte, wurde sie in ein Lager geschickt. Nicht nur Christina 2 und ich, aber auch viele andere Polinnen werden Marie nie vergessen. Sie war immer hilfsbereit und für viele von uns hat sie das Gnadengesuch geschrieben, zuerst natürlich für mich. Sie sagte oft – «Schade, dass ich dich nicht verteidigen kann, glaubst du, dass ich es gut getan hätte!» Als ich sie das erstmal in Moabit bei der Freistunde bemerkte, war meine Freude ungeheuer. Wir haben sofort versucht, wieder zusammen zu sein, aber es liess sich nicht machen! Erstens musste Marie durch Anordnung des Gerichts alleine bleiben, zweitens durfte ich als Polin nicht zu ihr.

Hier in Moabit begann es mit ihrer Gesundheit schief zu gehen, sie könnte eine Pflegerin so gut gebrauchen. Zuerst hatte sie einen Ausschlag auf dem Rücken und konnte die Anstaltswäsche gar nicht vertragen. Wir haben ihr aus meinem Kopfkissenbezug ein kleines Hemdchen genäht, das viel weicher und angenehmer war. Später konnte sie die Mittagsuppe oft nicht vertragen, sie bekam nach wenigen Löffeln Magenschmerzen und gab alles zurück. Die Geschichte mit dem Finger war doch die schlimmste. Sie hat so sehr gelitten, dass sie nachts nicht schlafen konnte, nur in ihrer Zelle auf und ab lief. Ich weiss nicht, wie sie es fertiggebracht hat, sich jeden Tag an- und ausziehen, waschen und kämmen. Schreiben konnte sie nur mit der linken Hand, drollige, ungeschickte Buchstaben. Sie sagte, dass sie mit dem Finger ihre Sünden vom nächsten Jahr abgebüsst habe und versuchte bei der Freistunde ganz brav zu lächeln. Ich hätte so viel dafür gegeben, um ihr helfen zu können. Monate, welche man zusammen im Gefängnis lebt, verbinden die Menschen viel mehr als lange Jahre in der Freiheit...

Ich habe schon so viele anständige Menschen sterben gesehen, dass ich nach Helmut's und Mimi's Tod im Zweifel war, ob welche übrig geblieben sind.

Seien Sie vielmals herzlichst gegrüsst von Ihrer Christine.

ERNST VON HARNACK

wurde am 15. Juli 1888 in Marburg als Sohn des Kirchenhistorikers Adolf von Harnack geboren, wuchs in Berlin auf, studierte in Marburg und Berlin und nahm am Weltkrieg teil.

Nach Ablegung der juristischen Prüfungen wirkte er als Regierungsrat im Preussischen Unterrichtsministerium, als Landrat in Hersfeld, als Vizepräsident in Hannover und Köln, als Regierungspräsident in Merseburg. Seit 1919 gehörte er der Sozialdemokratischen Partei an. Die Massnahmen von Papens gegen Preussen hatten 1932 Harnacks Versetzung in den einstweiligen Ruhestand zur Folge. Hitlers Beamtengesetz 1933 bedeutete die endgültige Entlassung. Die Bemühungen Harnacks um die Erforschung des Mordes an Stelling nach der Köpenicker Blutnacht trugen ihm eine erste mehrwöchige Verhaftung ein.

Er war ursprünglich eine heitere, offene, lebenbejahende und lebensprühende Natur, ausgestattet mit ungewöhnlich reichen Gaben. Ein Grundzug seines Wesens war – wie seine Schwester Elisabeth besonders hervorhebt – ein ausgesprochener Gerechtigkeitsinn, der ihn schon früh antrieb, für Gedrückte und Benachteiligte einzutreten. Unbekümmert um öffentliche Meinung und eigene Sicherheit folgte er in allen wichtigen Entscheidungen seines Lebens unbeirrbar seinem protestantischen Grundgefühl, nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich.

Die preussische Verwaltung war ihm zum Lebenselement geworden, und als er die geliebte Berufsarbeit viel zu früh aufgeben musste, drängte es ihn, seine reichen Berufserfahrungen in einem Buch über «Die Praxis der öffentlichen Verwaltung» zusammenzufassen, das in einzigartiger Weise die so wenig bekannte innere Leistung der öffentlichen Verwaltung ins Licht rückt. Das Buch wurde sofort nach Erscheinen (1936) verboten.

Beamter aus Neigung und mit voller Hingabe an den Beruf, entsprach Harnack doch wenig dem Bilde des «typischen Beamten»; dazu war er ein zu starker Individualist. Vielseitige künstlerische Anlagen und Begabungen, die er von Jugend an pflegte und entwickelte, machten ihn auf vielen Gebieten heimisch.

Musik begleitete ihn durch sein Leben. Als Schüler gründete er ein Orchester. Er wurde ein ausgezeichneter Flötist. In der Musikgeschichte war er ebenso zu Hause wie in der Literatur- und Kunstgeschichte. Er hatte das Buchbinderhandwerk gelernt, zeichnete mit leichter Hand und trieb manche Kunstfertigkeiten zur Freude seiner Kinder und Freunde.

In all seinem Tun war er den Menschen zugewandt und suchte ihre Gegenwart. Zu plaudern, zu erzählen, Gespräche zu führen, zu diskutieren war ihm ein fast leidenschaftliches Bedürfnis. Seine innere Teilnahme galt dabei sowohl den menschlichen Schicksalen seiner Freunde und Gesprächspartner im Einzelnen, wie sachlichen Fragen und Entscheidungen, ganz besonders natürlich den politischen und religiösen Zeitfragen. Immer aber drängten ihn die Gespräche, in denen er sich Klarheit verschaffte über Zusammenhänge, Motive und Ziele der Politik zum Handeln, sei es, dass er – immer wieder unter

Einsatz seines Lebens – Gefährdeten und Verfolgten zur Flucht, zur Lebensrettung, zur Erhaltung ihrer Vermögenswerte verhalf, sei es, dass er unermüdlich dem «System ohne Güte und Gnade», wie er das Hitlerregime nannte, jeden nur möglichen Widerstand offen oder geheim leistete, oft schweren Herzens, denn seine beiden Söhne standen an der Front. Über seine Bemühungen um Verbindung zum Ausland berichten Auszüge aus einem Brief, in dem die Tochter Hendrik de Man's von einem Besuch mit ihrem Mann bei Harnack im Winter 1941/1942 erzählt:

«Das grosse Zimmer, in dem wir uns begegneten, lag im 1. Stock. Seine hohen Fenster gingen auf einen Hinterhof, der im Halbschatten des Novembernachmittags noch unheimlicher erschien. Der Raum wirkte wie eine Art von Künstleratelier, und seine Möbel zeigten den Bruch zwischen Herkunft und der jetzigen Existenz ihres Besitzers.

Ernst von Harnack, Aristokrat, entlassener Beamter und Sozialist, hatte durch das Hitlerregime seine hohe Stellung verloren und arbeitete jetzt als Vertreter einer Tuchfabrik. Die Kriegswirtschaft jedoch hatte den Textilmarkt fast zum Erliegen gebracht, und darum war Ernst von Harnack gezwungen, eine andere Beschäftigung zu suchen. Seine

Arbeit in diesem zweiten Kriegsjahr war seltsam. Er legte im Auftrage des Berliner Magistrats ein Verzeichnis der Gräber berühmter Männer an, die über die zahlreichen Friedhöfe der 4-Millionen-Stadt verstreut waren.

Gleich zu Beginn unseres Gespräches erwies es sich, dass sich Ernst von Harnack keine Illusionen darüber machte, welche Gefühle wir der damaligen deutschen politischen Führung gegenüber hatten. Er sprach ganz offen mit uns darüber, ohne dabei die Vorsicht ausser Acht zu lassen. Unsere Besuche in seinem Büro oder in seinem schönen Haus konnten immer mit dem harmlosen Vorwande der gemeinsamen Liebe zur Musik getarnt werden. Sein ‚Kollegium musicum‘, wie er es nannte, verschleierte erfolgreich seine Verbindungen und Gespräche mit ‚nicht gleichgeschalteten‘ Leuten.

Gefragt über die Gefahren der heimlichen Arbeit, gab er uns eine Antwort, die des attischen Salzes nicht entbehrte und darum wert ist, überliefert zu werden. Ich fragte ihn, ob die Gestapo, deren ‚Bekanntschaft‘ wir damals gerade in Belgien zu machen begannen, nicht einen schweren Hemmschuh für die gesamte illegale Arbeit darstelle.

Ernst von Harnack antwortete mit Humor: ‚Seitdem die deutschen Armeen den grössten Teil von Europa besetzt haben, ist sie von hier fort und wir haben endlich Ruhe‘. Und wirklich hatte sich in diesem Jahr 1941 der polizeiliche Schraubstock, in dem Deutschland seit 1933 lag, gelockert. Die braunen Machthaber mochten glauben, dass die militärischen Erfolge des Reiches genügten, um keinen Gedanken an ein Komplott gegen sie aufkommen zu lassen.

Aber Ernst von Harnack sah weiter voran als die Gewalthaber. Ich erinnere mich an zwei seiner politischen Gedankengänge. ‚Am wichtigsten ist‘, sagte er mir, ‚dass das Regime mit einem einzigen Schlage gestürzt wird, so wie man einen Reissverschluss öffnet. Alle Vorarbeiten müssen vorher abgeschlossen sein, damit es nicht zu einer Auflösung der



Nation kommt. Darum ist diese langsame Minierarbeit so wichtig. Die Opposition muss ihr Spinnennetz durch das gesamte Räderwerk des Regimes spinnen und zur gleichen Zeit versuchen, die Verbindung mit dem Ausland herzustellen’.

Ernst von Harnack übernahm die wichtige Rolle, das Ausland und besonders Belgien, das zu dieser Zeit ausserhalb des Brennpunktes der politischen Ereignisse lag, über die heimlichen Kräfte aufzuklären, die am Umstürze des Hitlerregimes arbeiteten. Deshalb legte er Wert darauf, ohne die Namen der anderen Verschwörer zu nennen, dass Hendrik de Man eine Idee vom ‚Geiste der Bewegung‘ bekäme.

Ich beeilte mich nach unserer Rückkehr nach Brüssel im März 1942 einen genauen Bericht über all diese Verbindungen an de Man zu geben. Dieser war sehr interessiert und schärfte mir ein, niemand anderem etwas über diese Unterhaltungen zu erzählen. Es ist ein seltsamer Gedanke, dass er kaum 14 Tage später persönlich von dem früheren Reichstagsabgeordneten der SPD, Carlo Mierendorff, den er in Paris traf, von ähnlichen Unternehmungen erfuhr.»

Zwei Jahre danach überstürzen sich die Ereignisse. Wegen einer beruflichen Werbungsarbeit vorübergehend nicht in Berlin, kehrt Harnack nach dem 20. Juli 1944 dorthin zurück. Obwohl er um seine Gefährdung wissen muss, und Angehörige und Freunde ihm dringend anraten, sich in einem abgelegenen Orte verborgen zu halten, bleibt er und sucht in den folgenden Tagen noch mit Hilfe der katholischen Kirche den Aufenthalt der in Sippenhaft genommenen Kinder seines Freundes Julius Leber zu ermitteln.

Am 1. Februar 1945 spricht der Volksgerichtshof das Todesurteil gegen ihn aus, das am 3. März vollstreckt wird. In den Wochen der Erwartung des Todes vermittelt er einem der mitgefangenen politischen Freunde: «Das Entscheidende ist nicht, dass man das Ziel erreicht, sondern dass man den richtigen Weg geht.»



Aus Verdunklungspapier mit einem Reissnagel gerissener Scherenschnitt, eine Beschäftigung Hamads zwischen Urteil und Tod.

FRITZ ELSAS

Sohn eines Fabrikbesitzers, am 11. Juli 1890 in Cannstatt geboren, machte sich nach dem juristischen Studium bald durch seine unermüdliche Tätigkeit im Dienst der öffentlichen Verwaltung bekannt.

Er war zwei Jahre lang 1. Bürgermeister von Berlin, wurde 1933 aus diesem Amt entlassen und schliesslich einige Monate vor Kriegsende im Konzentrationslager Sachsenhausen ermordet.

Das Verschwörertum war in seiner Natur nicht angelegt; er war ein Mann konkreter und nüchterner Sachlichkeit. Gewiss mangelte es Fritz Elsas nicht an der politischen Leidenschaft, Familientradition hatte ihn früh schon an den demokratischen Kreis seiner schwäbischen Heimat herangeführt. Doch der Sinn seines Lebens suchte nicht die Teilhaberschaft an der politischen Macht, sondern die Ordnung der guten Verwaltung und die Unantastbarkeit des Rechtes im Staate. Der frühe Jugendtraum hatte die Wissenschaften erstrebt, er hat ihn nie verlassen. Denn als der erst sechsunddreissigjährige Stuttgarter Stadtrechtsrat 1926 Vizepräsident des Deutschen Städtetages und 1931 Erster Bürgermeister in Berlin geworden, blieb die Arbeit von bedeutenden Studien über die wirtschaftsrechtliche, über die soziale Seite der Gemeindepolitik begleitet.

Das Jahr 1933 zerbrach den Mann, um seiner jüdischen Herkunft willen, das öffentliche Wirken. Aber das Jahrfünft im Städtetag hatte ihm, auf der politischen Rechten wie Linken, nicht nur Respekt, sondern auch viel vertrauensvolle menschliche Kameradschaft gebracht, dass er für das Bewusstsein derer, die auf die Wendung warteten, immer gegenwärtig war. Dies empfinden zu dürfen, tröstete in den Jahren der Verdüsterung – das Planen und das Entwerfen für das Nachher würde also doch noch sinnvoll sein.

Er war über die Gefährdung seiner Existenz ohne Illusion. Zwar hatte eine mehrmonatige Verhaftung im Jahre 1937, die ihn, der Auswanderer beriet, zur Strecke bringen wollte, nicht die gewünschte Folge – es gab noch «Richter in Berlin». Aber wie lange noch? Einige Monate nach seiner zweiten Verhaftung, die Anfang August 1944 erfolgte, fanden Freunde in dem leeren Hause – die Familie war schon in die Sippenhaft verschleppt – unter den einer schlampigen Haussuchung der Gestapo entgangenen Papieren einen Vermerk für die Gattin, an wen sie sich bei seinem Verschwinden als Berater halten möge: Goerdeler, Popitz, Zarden, Heuss.

Theodor Heuss, der gemeinsam mit Eberhard Wildermuth den engen schwäbischen und politischen Freundeskreis bildete, hat später manchmal von seinen letzten Berliner Unterhaltungen mit Elsas erzählt – er war selber im August 1943 nach Süddeutschland verzogen. Nach einer Besprechung mit Goerdeler, um dessen Vertrautheit mit dem Freund er wusste, bat Heuss, ein etwas geräuschloseres Verfahren zu empfehlen; er sei von einem ihm nur wenig bekannten, sicher ebenso anständigen als politisch unbrauchbaren Menschen auf dessen Pläne angesprochen worden. Elsas habe gelacht: «Du hast vielleicht

recht. Aber der ganz geräuschlose Motor ist noch nicht erfunden, und heute ist Goerdeler's Hass der Motor gegen die Bedenklichkeiten.» Dagegen sei nun kaum etwas einzuwenden gewesen.

Nach dem Fehlschlag des 20. Juli erschien Karl Goerdeler vor dem Elsasschen Hause im Dahlemer Patschkauer Weg, wo er so oft geweilt hatte. Es ist nicht wahrscheinlich, dass er in diesem Augenblick wie sonst ein sehr willkommener Gast gewesen ist, wenigstens «objektiv», aber subjektiv wurde er freundschaftlich aufgenommen – sowohl am 27. wie am 31. Juli; ein anderes Verhalten hätte Elsas' menschlicher Honorigkeit widersprochen. Der Gleichklang der Gesinnung hatte in jenen Jahren immer Gefahr bedeutet, wieviel mehr in der Stunde der Bewährung. Ein späteres Wort von Frau Elsas sagt, dass sie «sehr unbekümmert waren und einmal im Garten auf und ab gingen». Verschwörer von innerer Anlage pflegen so etwas wahrscheinlich nicht zu tun. Man vermutet, dass Goerdeler bei solcher Gelegenheit von der Nachbarschaft erkannt wurde. Damit war auch über das Schicksal von Fritz Elsas entschieden.

Ein Gerichtsverfahren ist gegen ihn nicht durchgeführt worden. Offenbar haben alle Miss-handlungen und endlosen Verhöre von ihm, der heftig sein konnte, aber in allen kritischen Augenblicken sein starkes Temperament moralisch zu regulieren verstand, nichts für Prozesse Ergiebige zutage fördern können. Und gegen einen Mann jüdischer Herkunft eine Anklage wegen «menschlicher Treue» zu erheben, ging wohl nicht an.

Dass die ganze Familie sich in Sippenhaft befand, erfuhr er nicht. Ende Oktober gelang es ihm, ein Schreiben aus dem Berliner Gestapo-Gefängnis in der Lehrter Strasse herauszuschaffen – Freunde, die in das verlassene Haus eindrangen, fanden es im Briefkasten. Wer es dorthin gebracht, ist unbekannt. Der Brief ist mit der linken Hand mühsam geschrieben, die «Eiterherde» auf der rechten, offenbar Folgen der Torturen, seien aber in Rückbildung. Ein sorgendes Fragen nach dem und dem, und wie es im Garten aussehe und ob Kohlen im Hause seien? Er wünscht «Kraft und Gesundheit, mit dem Alltag fertig zu werden». Und dann kommt die Meditation: «Aber irgendwelche neuen und unbekanntenen Ansprüche stellt die Zeit wohl immer an neue Menschen. Hölderlins Briefe an Diotima zeigen, wie im Leiden und im Leid der Mensch trotz allem an Kraft und Stärke zu gewinnen vermag. Auch leidende Liebe ist ein solcher Kraftquell.» Das Wort konnte jene, die es suchte, nicht finden.

Ende Dezember wurde Fritz Elsas im KZ Sachsenhausen eingeliefert und von dort noch einmal für einen Tag zu einem Verhör nach Berlin abgeholt. Im «abgekürzten Verfahren» hat ihn die SS dann am 4. Januar 1945 auf dem sogenannten Industriebhof in Sachsenhausen einfach erschossen.



JOSEPH WIRMER

19. März 1901 – 8. September 1944

Die Verhandlung vor dem Volksgerichtshof offenbart den persönlichen Mut und die Unerschrockenheit von Joseph Wirmer. «Wenn ich hänge, Herr Präsident, habe nicht ich die Angst, sondern Sie.»

Der nahe Tod hat diese Überlegenheit nicht angerührt. Vielmehr bestimmen jene Eigenschaften das Bild dieses Mannes. Dem graden und wuchtigen Wuchs entsprach eine unbeirrbar Geradheit des Geistes, die ihn zum selbstverständlichen Widersacher des Nationalsozialismus machte. Am 1. Mai 1933 hörte er am Radio zusammen mit Freunden, die sich täuschen liessen, die Rede Hitlers vom Tempelhofer Feld. Er sagte damals mit religiösem Ernst: «Ich werde der Feind Hitlers sein.»

Die Geburtsstunde dieser Gegnerschaft war schon das erste öffentliche Auftreten Hitlers; sie liess Wirmer die charakteristischen Züge seines Feindes erkennen und zwang ihn bis zum Einsatz seines persönlichen Lebens, sich dem Antichristen entgegenzustellen.

Durch Hitler sah er von Anfang an Ethos, Christentum und Kultur bedroht. Diese Werte aber waren Teile des Wesens von Joseph Wirmer, wurden zur Notwendigkeit seines Weges als Mann, Vater, politischer Mensch und Jurist.

Über das Rechtsbewusstsein von Wirmer schreibt sein Bruder Otto: «Seine Unabhängigkeit glaubte er am wenigsten als Rechtsanwalt einzubüssen. Dabei war ihm in seiner Tätigkeit das starre Regel- oder Gesetzesdenken ein Greuel, das seiner menschlichen Verantwortlichkeit nicht entsprach. Eine rein situationslose und typenlose Norm hielt er für ein Unding, so aufnahmebereit sein Geist sonst für juristisch-formales Denken war. Der Versuchung des Satzes ‚*autoritas non veritas facit legem*‘ ist er nach der Art begegnet, wie Jesus dem Versucher in der Wüste. Es wurde ihm schliesslich zur tiefsten Überzeugung, dass das Recht nur aus einer geschichtlich gewordenen konkreten Ordnung der Dinge erwachse und sich demgemäss ständig gestalte.

Gegen das formelle Gesetz einer Gewaltherrschaft zu verstossen erschien ihm deshalb auf höherer Ebene die Erfüllung des Rechts zu sein, dem er Zeit seines Lebens mit ehrfurchtsvoller Scheu diene. Die hasserfüllten Ausfälle Freislers gerade ihm gegenüber lassen erkennen, dass er von dem Regime als substanzieller Gegner empfunden wurde und deshalb vernichtet werden musste, sowie sich dies bereits viele Jahre vorher in einem ehrengerichtlichen Verfahren abzeichnete, durch das er aus dem Rechtswahrerbund wegen seiner unerschrockenen Verteidigung rassistisch Verfolgter ausgeschlossen wurde.»

Und weiter berichtet Otto Wirmer: «Mein Bruder Joseph war durch den heutigen Bundesminister Jakob Kaiser mit Karl Goerdeler bekannt geworden. Ich entsinne mich, Goerdeler häufig im Büro meines Bruders in Berlin angetroffen zu haben. In seiner privaten Wohnung in Lichterfelde habe ich auch Julius Leber kennengelernt, dort ist mein Bruder ferner mit Ulrich von Hassell, Klaus Bonhoeffer und anderen zusammengetroffen. Er hatte mit Max Habermann, vor allem aber viel mit Bernhard Letterhaus zu tun. Nach dem militärischen Sektor stand er mit Claus von Stauffenberg in Verbindung.»

Joseph Wirmer wurde als einer der Hauptbeteiligten an der Aktion vom 20. Juli unter dem Vorsitz Freislers vom Volksgerichtshof am 8. September 1944 zum Tode verurteilt und am gleichen Tage hingerichtet.



BERTHOLD SCHENK GRAF VON STAUFFENBERG

wurde am 15. März 1905 in Stuttgart geboren, wo sein Vater Oberhofmarschall am Württembergischen Hofe war. Das Studium der Rechtswissenschaften führte er an den Universitäten Heidelberg, Jena, Berlin und Tübingen durch. Hadi der Promotion im Jahre 1927 arbeitete er als Referent am Institut für Völkerrecht in Berlin. Mit 26 Jahren kam er an den internationalen Gerichtshof in Den Haag und wurde von dort im Jahre 1933 aus Berlin an das Institut für Völkerrecht als Abteilungsleiter zurückgerufen. Auf Grund seiner besonderen Kenntnisse im Prisenrecht forderte ihn zu Beginn des Krieges die Marine an. Bis zum 20. Juli war er als Jurist bei der Seekriegsleitung-Operationsabteilung tätig. Am 10. August 1944 ist er vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt worden. Das Urteil wurde am gleichen Tage vollstreckt.

Berthold von Stauffenberg hatte von Kindheit an eine besonders enge Beziehung zu seinem Bruder Claus. Wie sehr sich die beiden geistig unentbehrlich waren, zeichnet sich während ihrer Schul- und Studienjahre und auch in ihrer gemeinsamen Zugehörigkeit zum George-Kreis ab. Diese Verbundenheit trägt sie trotz der verschiedenen Berufswege bis in die letzten Lebensstunden. Gemeinsam verbringen sie von allen Freunden zurückgezogen den Abend des 19. Juli 1944, gemeinsam gehen sie für die gleiche Sache in den Tod.

«Das Furchtbarste ist, zu wissen, dass es nicht gelingen kann und dass man es dennoch für unser Land und unsere Kinder tun muss» vertraute Berthold im Hinblick auf die bevorstehende Aktion seiner Frau am 14. Juli 1944 an. In diesen Worten offenbart sich sein eigenes Wesen im Unterschied zu dem überzeugteren Tat willen seines Bruders Claus. Sein langjähriger naher Freund, Werner Traber, schreibt: «Wollte man ein Standbild der Lauterkeit, Güte und Rechtlichkeit meisseln, so sollte man ihm die Züge von Berthold Stauffenberg geben. Er wusste und entschied intuitiv, was recht war – oft früher als andere, die später sein Urteil bestätigen mussten.

Ihn beseelte nicht der grosse Schwung der Tat, die in die Welt wirkt. Ruhm und Ehre lockten ihn nicht. Er hatte Rechtswissenschaften studiert und gelehrt. Die Frage nach Recht und Gerechtigkeit zwischen den Völkern war ihm Beruf und echtes Anliegen geworden. Dafür wirkte er, soweit er konnte, auch im Krieg, als er im OKM Beamter war. Wort und Schrift waren die ihm angemessenen Mittel des Handelns. Dichtung und Kunst waren durch Tradition und eigene Natur Elemente seines Lebens.

All dies machte ihn zum selbstverständlichen Gegner des nationalsozialistischen Regierungssystems. Aber der Schritt von geistiger Gegnerschaft zu aktiver Mitwirkung an der Erhebung war vielen zu gross gewesen. Sein eigenes friedvolles Wesen wies ihm nicht den Weg, den er gegangen ist; aber er sah das Unrecht, das Deutschland begangen hatte und in das seine Führer es täglich weitertrieben. So antwortete er dem furchtbaren Anruf der Situation. Klar und bewusst brachte er das Opfer, das Deutschland und das Recht von ihm forderten.»



ERWIN PLANCK

wurde als Sohn des Physikers Max Planck am 12. März 1893 in Berlin geboren. Nach dem Abitur trat er 1911 als Fahnenjunker in das Füsilierregiment Königin in Schleswig-Holstein ein und wurde Offizier. Dann studierte er einige Semester Medizin, bis er bei Kriegsbeginn 1914 an die Front kam. Noch im gleichen Jahr geriet er schwer verwundet in französische Kriegsgefangenschaft und wurde 1917 über die Schweiz ausgetauscht.

Er blieb weiter beim Militär, war ab 1923 Verbindungsoffizier zur Reichskanzlei und wurde dort später in den zivilen Dienst als Regierungsrat übernommen. Seit 1932 Staatssekretär, legte er das Amt bei der Machtübernahme 1933 nieder. Nach einer längeren Reise durch Ostasien bot sich zunächst wegen seiner politischen Einstellung keine geeignete Tätigkeit. Er benützte die folgenden Jahre, um sich persönlich in der Volks- und Staatswissenschaft und der Geschichte fortzubilden, bis er dann bei der Firma Otto Wolff in Köln eine Anstellung fand.

Erwin Planck zeigt schon nach dem ersten Weltkrieg ein starkes Interesse für Politik und Staatswissenschaft. Während seiner beruflichen Entwicklung als Offizier und späterer Staatsbeamter bemüht er sich ständig, tiefer in diese Fragen einzudringen, sucht er in der Geschichte nach Vorbildern für sein eigenes Wirken im Staatsdienst. So vertritt er frühzeitig die Auffassung, dass ethische Grundsätze auch in der Politik ihre Gültigkeit haben und äussert wiederholt: «Die Anwendung unmoralischer Mittel in der Politik rächt sich immer!» Nach einer Krankheit, die ihn im Alter von etwa 30 Jahren trifft, schreibt er am 20. Juli 1924 in sein Tagebuch: «Das Einzige, was von Wert ist, wenn ich dunkle Schatten aufsuchen muss, seien es Schmerzen oder Tod, ist ja der Charakter. Warum sollte ich ihn gefährden oder vernachlässigen um möglicher Gewinne willen.» Hans Freiherr von Kress skizziert den Freund: «Wer viel in seinem Hause weilen durfte, hat ihn in Erinnerung, wie er ein Buch nahe vor die Augen hielt und sich beim Lesen durch nichts in der Umgebung stören liess. Ein Suchen nach Klarheit, ein Sichbilden, – darin bestand sein Streben.

Er besass die seltenen Eigenschaften des Zuhörens und Abwartenkönnens, der Zurückhaltung und Bescheidenheit. Mit dem Augenblick jedoch, zu dem er sich selbst an der Unterhaltung beteiligte, war eine Atmosphäre der Behaglichkeit geschaffen, mehr noch, eine Atmosphäre der Vertrautheit.

Nicht unnötig wehetun, das war einer der stets spürbaren Grundsätze dieses lebenswürdigen, toleranten und in der Urteilsbildung so behutsamen Mannes. Er war kein Revolutionär, noch weniger ein Abenteurer und nicht etwa jemand, der sich hingezogen fühlte zum Risiko. Aber der Grausamkeit und Unmoral galt sein energischer Widerstand.»



Mit Freude und innerer Beteiligung arbeitete Erwin Planck bis zum Jahr 1933 im Staatsdienst. Bei der Machtübernahme durch Adolf Hitler wusste er, dass die nun eingeschlagenen Wege der Politik sich nicht mit seinen Grundsätzen vereinbaren liessen, und dass in diesem Rahmen auch für seine Person die Möglichkeit einer beruflichen Weiterentwicklung nicht gegeben war.

Während der Zeit des Dritten Reiches verfolgte er wachen Auges den Fortlauf der Geschehnisse, und sein Bestreben ging dahin, das eigene Gewissen und das anderer wachzuhalten für Recht und Menschlichkeit. Gleichzeitig half er, wo er nur helfen konnte – gemeinsam mit seiner Frau. Für ihn handelte es sich jetzt nicht mehr um Politik, sondern um den Kampf gegen das Böse. Immer stärker litt er unter dem zunehmenden Unrecht und kam zu der Erkenntnis, dass Ablehnung nicht allein genüge, um ihm zu begegnen, sondern der persönliche Einsatz zum Opfer nötig sei. So sagte er längere Zeit vor seiner Verhaftung: «Es muss Sühne geleistet werden für das begangene Unrecht». Innerlich bereit hat er aus dieser Haltung sein Schicksal auf sich genommen – von Freisler als Hoch- und Landesverräter bezeichnet, weil er gegen das Hitlerregime zielbewusst gedacht, gesprochen und gewirkt hat. Mit Goerdeler, Professor Johannes Popitz – dem preussischen Finanzminister – und Professor Jens Jessen – der als Hauptmann beim Generalquartiermeister für den Verkehr zwischen Heimat und Front zuständig war – hat er an dem Entwurf einer künftigen Verfassung gearbeitet.

Erwin Planck wurde am 23. Juli 1944 verhaftet, am 23. Oktober zum Tode verurteilt und am 23. Januar 1945 in Berlin-Plötzensee zur Hinrichtungsstätte geführt.

KLAUS BONHOEFFER

geboren am 3. Januar 1901 in Breslau, Sohn eines Universitätsprofessors, 1930 Rechtsanwalt und 1936 Syndikus der Deutschen Lufthansa, wurde in der Nacht vom 22./23. April 1945 nach dem Einrücken der Russen in Berlin von der SS erschossen.

Inmitten des Gedränges seiner zwei älteren und fünf jüngeren Geschwister schuf er sich frühzeitig eine Welt für sich, so berichtet der Bruder Karl Friedrich. Voll von gutem Humor und originellem Schabernack, hatte er doch eigentlich kein leichtes Temperament. So gutherzig er war, so widerspenstig konnte er sein, wenn er falsch angepackt wurde. Unmöglich war es ihm, sich dem Willen eines subalternen Geistes zu fügen. Seinen Blick für menschliche Qualität liess er sich weder durch Alter noch durch Rang trüben.

Mit sechzehn, siebzehn Jahren ergriffen ihn bewusst die Interessen, die seinem späteren Leben den Inhalt geben sollten – die Probleme des Zusammenlebens in der menschlichen Gesellschaft. Unerschöpflich war sein Interesse an Menschen und Völkern, an Individualitäten und Sitten. Er machte gern Reisen, die ihn von Finnland bis Nordafrika, von England bis Griechenland und bis zur Türkei führten. Seine besondere Liebe galt aber den Ländern der lateinischen Kultur und der französischen Sprache. Bei seinem juristischen Studium waren es nicht die formalen und begrifflichen Konstruktionen, die ihn fesselten, sondern die menschlichen und sozialen Funktionen des Rechtes. Unter seinen Veröffentlichungen kommt das vielleicht am meisten in seinem Aufsatz «Über die Grundformen des Rechts» (1942) in der Zeitschrift «Weisse Blätter» zum Ausdruck, wo er den Rechtsansprüchen eines totalitären Staates zugunsten der natürlich gewachsenen Gemeinschaften entgegentritt.

Es war selbstverständlich, dass er den aufziehenden Nationalsozialismus in seiner Niveaulosigkeit von Anfang an durchschaute, und als dieser an der Macht war, von ihm nicht eingeschüchtert und verblüfft wurde. Sein leidenschaftliches Gefühl für Gerechtigkeit und Menschenwürde trieb ihn in den Konflikt. «In den Anfängen soll man das Übel ersticken, Principiis obsta», das war vor 1933 seine Meinung gewesen. Als dies misslungen war, konnte er nicht tatenlos mit ansehen, wie alles, was ihm das Leben lebenswert machte: Recht, Kultur und Ehre seines Volkes von einer minderwertigen Schicht von Gewalttätigen geschändet wurde, und er suchte nach Möglichkeiten, Hitler zu stürzen.

Durch Beziehungen, die er über seinen Schwager Hans v. Dohnanyi zu Beck und Goerdeler, über den Vetter seiner Frau, Ernst v. Harnack, zu Männern der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften, durch seinen Bruder Dietrich zur Bekennenden Kirche und zur Ökumene hatte, schuf er systematisch wichtige Querverbindungen der verschiedenen Widerstandsgruppen.

Als er seine Verhaftung bevorstehen sah, floh er nicht, um Verwandte und Freunde nicht zu belasten. Am 2. Februar 1945 vom Volksgericht zum Tode verurteilt, schrieb er an seine Kinder einen Abschiedsbrief. In diesem letzten Vermächtnis, das in dem Buch «Auf dem Wege zur Freiheit» (Lettner-Verlag, Berlin) veröffentlicht wurde, sagte er:

«Stellt Ansprüche an Euch und Eure Freunde. – Nach Anerkennung streben macht Euch unfrei, wenn Ihr sie nicht mit Anmut auch entbehren könnt, und das gelingt nicht jedem. Hört nicht auf billigen Beifall.

Die Menschen, die Euch sonst begegnen, nehmt, wie sie sind. Stosst Euch nicht gleich an dem, was fremd ist oder Euch missfällt und schaut auf die guten Seiten. Dann seid Ihr nicht nur gerechter, sondern bewahrt Euch selbst vor Engherzigkeit. Im Garten wachsen viele Blumen. Die Tulpe blüht schön, aber duftet nicht, und die Rose hat ihre Dornen. Ein offenes Auge aber freut sich auch am unscheinbaren Grün. So entdeckt man bei den Menschen meist verborgene erfreuliche Seiten, wenn man sicherst einmal in sie hineinversetzt. Wer nur mit sich beschäftigt ist, hat dafür keinen Sinn. Glaubt mir aber, liebe Kinder, das Leben erschliesst sich Euch erst dann im kleinen Kreise und im Grossen, wenn Ihr nicht nur an Euch, sondern auch an die andern denkt, sie miterlebt. Wer beim Musizieren sich nur an seine Stimme klammert oder gar nur sich selbst hören will, dem entgeht das Ganze. Wer es aber recht erfühlt, lebt auch beim edlen Verklingen seines Instruments mit in den andern Stimmen. Wenn Ihr Euer Leben so einstellt, wird es von diesem weiten Geiste ganz und gar durchdrungen. Es geht nicht nur darum, hin und wieder hilfsbereit einzuspringen. Das macht gewiss viel Freude. Wer aber herzlich dankbar annimmt, gibt oft mehr. Den Menschen gerecht zu werden, gehört dazu, und wohlwollend an ihnen teilzunehmen, nie Spielverderber sein. Aus diesem Geiste entspringt dann ganz natürlich als Form des Umgangs auch die Höflichkeit, die Euch die Menschen gewinnt. Plegt sie als feine, lebenskluge Kunst des Herzens. – Wer es versteht, die Menschen, die von Macht und Einfluss sind, recht zu nehmen, ohne an innerer Freiheit einzubüssen, kann damit viel Gutes wirken. Es wäre töricht, seine Weltgewandtheit zu verachten. Ist sie Euch nicht gegeben, so haltet Euch in aller Unbefangenheit zurück. Doch das hat lange Zeit. Nur weil ich dann nicht mehr bin, spreche ich jetzt davon.

Hoffentlich lassen die Verhältnisse Euch die Ruhe und eine lange Zeit, einen jeden in seiner Art geistig auszuwachsen und noch viel zu lernen, damit Ihr einmal an dem unerschöpflichen Glück einer lebendigen Bildung teilhabt. Sucht aber nicht den Wert der Bildung in den höheren Leistungen, zu denen sie Euch befähigt, sondern darin, dass sie den Menschen adelt durch die innere Freiheit und Würde, die sie ihm verleiht. Sie weitet Euch den Horizont von Raum und Zeit. Die Berührung mit dem Edlen und Grossen veredelt Anstand, Urteil und Gefühl und entzündet die nie erlöschende Begeisterung, die kein dürftiges Alltagsleben kennt. So werdet Ihr Könige! Beherrscht nun auch Euch selbst. Entwickelt Eure Gaben aus dieser Kraft zum Können und zur Tüchtigkeit. Wenn dann die Zeit Euch hold ist, wird sie den Menschen und nicht nur die Leistung schätzen.»



RÜDIGER SCHLEICHER

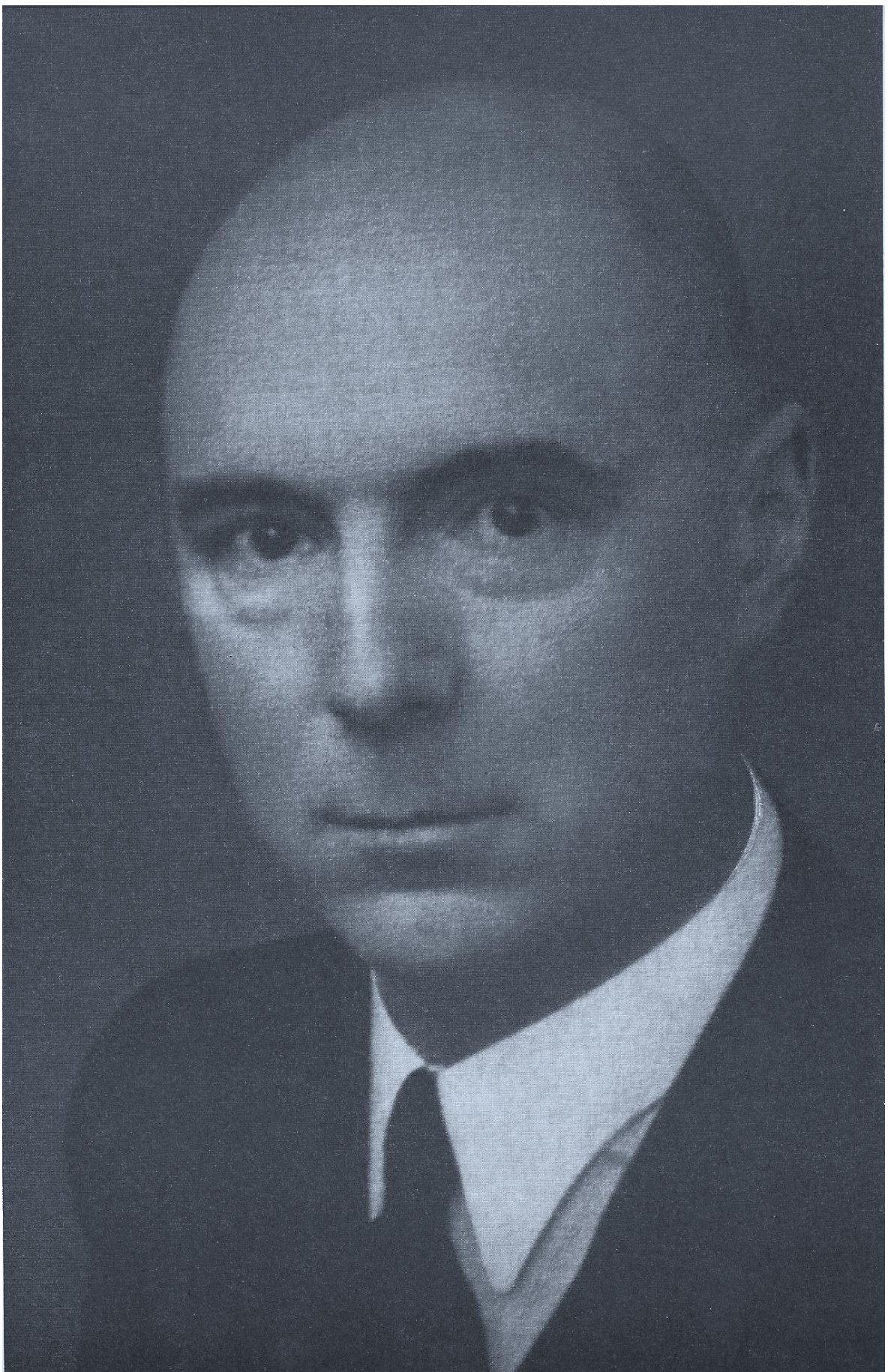
als Sohn einer alten Beamtenfamilie am 14. Januar 1895 in Stuttgart geboren, wurde schon im ersten Kriegsjahr 1914 schwer verwundet und studierte dann an der Universität Tübingen. Nach Ablegung der juristischen Examina promovierte er 1923 mit einer Arbeit über Luftrecht und arbeitete auf diesem Gebiet, auf dem er zahlreiche weitere Veröffentlichungen folgen liess, im Reichsverkehrsministerium und später als Ministerialrat im Reichsluftfahrtministerium. Seit 1939 leitete er nebenamtlich das Institut für Luftrecht an der Universität Berlin.

Der erste Leiter der Luftfahrtabteilung im Reichsverkehrsministerium, Ministerialdirektor Dr. Brandenburg, zeichnet in einem Gnadengesuch vom Januar 1945 ein Bild der Persönlichkeit:

«Dr. Schleicher galt in dem engverbundenen Kreise der Referenten und bei mir selbst immer als eine Erscheinung von ganz besonderer Art. Seine Offenheit und seine Wahrheitsliebe in jeder Situation waren offenbar ohne alle Grenzen. Es schien, als ob er die Intrigen und Unsauberkeiten des Lebens gar nicht zu sehen vermochte. Trotzdem hatte seine Arbeit immer Erfolg, die Frucht seines Strebens blieb aber stets im Unbemerkten, und sie war ausschliesslich mit unbefleckten Waffen erfochten. Ich habe ihn damals manchmal scherzhaft ‚unseren Parzival‘ genannt. Lüge und Verstellung waren seinem Wesen ganz fremd. Vertrauen zu und Furchtlosigkeit vor den Menschen wuchsen bei ihm aus der gleichen Wurzel: Es war die sein ganzes Wesen durchdringende, felsenfeste Überzeugung von der Wirklichkeit und Wahrheit des ‚Rechts‘. Das Wort besass für ihn schwersten religiösen Inhalt. Sein Leben war stets von Skrupeln begleitet, ob seine Gedanken auch wirklich dem ‚Recht‘ entsprachen, ob niemand Unrecht geschehe, ob die innere Tendenz eines Gedankens auch wirklich ganz wahrheitsgemäss zum Ausdruck oder Vortrag gebracht sei. Er konnte zuweilen dadurch überraschen, dass er plötzlich gegen seine eigene These Stellung nahm. Sein inneres Denken befand sich sozusagen in ständiger kontradiktorischer Erörterung.»

Ein solcher Gerechtigkeitssinn musste den Beamten, Wissenschaftler, Lehrer, der im Grunde seines Herzens immer schwäbischer Demokrat blieb, bald in unauflösbare Konflikte mit den Forderungen der Diktatur führen. Oft warnten ihn Vorgesetzte, die Interventionen für Juden und KZ-Häftlinge fortzusetzen. 1939 lehnte er die Berufung in das Reichskriegsgericht ab, da er Menschen nicht um einer Einstellung willen verurteilen konnte, die er selbst für recht hielt. Immer wieder setzte er sich mit den Grundlagen des Rechts auseinander, so 1942 in einem Vortrag über «Recht und Gesetz», der nicht gedruckt werden durfte; noch im Gefängnis beschäftigte er sich mit Arbeiten über Fragen des Naturrechts.

Sein Institut für Luftrecht am Leipziger Platz wurde dank der verkehrsgünstigen Lage zu einem Treffpunkt der Opposition. Unauffällig konnten hier Verbindungsmänner zu den verschiedenen Widerstandsgruppen Fühlung nehmen. Durch Deckaufträge ermöglichte Rüdiger Schleicher seinem wissenschaftlichen Assistenten Hans John mehrere Reisen, die der Verbindungsaufnahme mit Gleichgesinnten in anderen Städten galten. Nach



der Verhaftung seiner Schwäger Hans v. Dohnanyi und Dietrich Bonhoeffer kam diesen Möglichkeiten noch erhöhte Bedeutung zu. Schleicher übermittelte weiterhin Informationen über sein Ministerium an den engeren Kreis der Verschwörer und beschäftigte sich mit Problemen der zivilen Luftfahrt für den Fall des Umsturzes.

Nach dem 20. Juli wurde zunächst Hans John, am 4. Oktober auch Rüdiger Schleicher im Gefängnis Lehrter Strasse inhaftiert. Als er am 2. Februar zusammen mit seinen Freunden zum Tode verurteilt wurde, bildete die «Rechtsgrundlage» auch hier noch jene Notverordnung vom 28. Februar 1933, für die damals der Reichstagsbrand die Berechtigung hatte schaffen müssen.

Trotz seiner Kriegsverwundung gefesselt, verbrachte Rüdiger Schleicher die letzten Monate im selben Gefängnis, in dem auch Schwager und Schwiegersohn sassen. In der Nacht vom 22./23. April starb er mit Hans John, Klaus Bonhoeffer, Justus Pereis, Albrecht Haushofer und anderen Gefangenen unter den Kugeln eines SS-Exekutivkommandos in der Nähe des Bahnhofs Lehrter Strasse.

Am 3. Februar 1945 befand sich der Bruder Rüdiger Schleichers mit einem Gnadengesuch auf dem Weg zum Volksgerichtshof. Nach einem schweren Luftangriff, den er im U-Bahntunnel am Potsdamer Platz abwarten musste, wurde er als Arzt in den brennenden Volksgerichtshof gerufen: der Senatspräsident sei schwer verletzt.

Freisler war tot. Als Rolf Schleicher dies ärztlich bescheinigen sollte, lehnte er es mit der Begründung ab, dass am Tage zuvor sein Bruder von Freisler zum Tode verurteilt worden war.

SINN DER TRADITION

Als im Oktober 1931 zu Bad Harzburg namhafte Vertreter konservativer Schichten ihr Bündnis mit den zur Macht drängenden Nationalsozialisten schlossen, schien der Weg ins «Dritte Reich» für viele verwirrte Zeitgenossen zugleich eine Neubelebung politischer und geistiger Traditionen einzuschliessen. Dieser Weg, der von der «Harzburger Front» durch ein Feld erschreckender Gesinnungsschwankungen bis zur «Nationalen Revolution» von 1933 führte, erwies sich freilich bald als verhängnisvoller Irrweg. Mit Hitler siegte das Prinzip der politischen und geistigen Nivellierung, das auch die vielberufenen Werte der Tradition nur im Sinn der Gewaltherrschaft benutzte und bisherige Bundesgenossen im Lager der Deutschnationalen und des Stahlhelms in die Verteidigung trieb. Mochte manches im vermeintlichen Gedankengut und in den Proklamationen des Nationalsozialismus trügerische Hoffnungen auf Bewahrung und Stärkung patriotischer Ehrbegriffe erwecken und überdies wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Interessen entgegenkommen, so schieden sich jetzt an der Frage nach dem Sinn der Tradition die Geister.

Den echten Konservativen bedeutete Pflege der Tradition im echten Sinne die Bewahrung und Förderung erprobter Verhältnisse im menschlichen Zusammenleben. Sie lebten und handelten aus einem Gefühl der Ehrfurcht und Verantwortung gegenüber überlieferten Werten, die ihnen Herkunft und Erziehung, Beruf und Selbstbesinnung vermittelt hatten. Viele ihrer führenden Vertreter waren aus solcher Haltung heraus schon lange vor Hitlers Machtergreifung der Verfälschung und dem Missbrauch ihrer Gedanken zur bedenkenlosen Propagandakampagne entgegengetreten. Die aber, die durch die Haltung Hugenburgs und Papens getäuscht, die wirklichen Absichten Hitlers verkannten und in Hindenburg Staat und Recht geschützt glaubten, konnten sich nur in schweren inneren Kämpfen aus dem Traum der «nationalen Wiedergeburt» lösen, nachdem sie das zutiefst zerstörerische Wesen der neuen Herrschaft in der Wirklichkeit erlebt hatten.

Die Hoffnung vieler richtete sich jetzt auf die Wehrmacht, die scheinbar unversehrt und unverdorben in den veränderten Verhältnissen erhalten geblieben war und als ein Träger alter und wertvoller Überlieferungen in die neue Zeit hineinragte. Die Generale, die

zumeist noch im kaiserlichen Deutschland in die Truppe eingetreten und erst nach anspruchsvollem und langem Dienst in den verschiedensten Stellungen zu hoher militärischer Befehlsgewalt aufgerückt waren, konnten mit den nationalsozialistischen Emporkömmlingen nichts gemein haben. Von ihnen durfte ein Verantwortungsbewusstsein erwartet werden, das der Situation nach Hitlers Machtergreifung gewachsen sein musste.

Und doch sind in den zwölf Jahren nationalsozialistischer Herrschaft die Erwartungen, die auf die Wehrmacht gerichtet waren, enttäuscht worden. Dafür ist nicht nur die fehlende Charakterfestigkeit einzelner höherer Offiziere, sondern vielmehr die Entwicklung des deutschen Heeres seit 1918 verantwortlich gewesen. Nach dem Zusammenbruch vermochten die Offiziere, die in einem festen Vertrauensverhältnis zu ihrem kaiserlichen Kriegsherrn gestanden hatten, ein ähnliches Verhältnis zum neuen Staatsoberhaupt und zur jungen Demokratie nicht wieder zu finden. Die Weimarer Republik erschien ihnen als Verkörperung der Linken, die vor 1914 gegen die Wehrvorlagen gekämpft und im Weltkrieg Ludendorffs Haltung missbilligt hatte. Sie erwarteten von ihr nicht, dass sie bemüht sein werde, die aussenpolitischen Grundlagen für den Wiederaufbau einer starken Wehrmacht zu schaffen. So hat die Reichswehr in der Weimarer Republik ein Eigendasein neben dem staatlichen Leben geführt. Die soldatische Erziehung baute auf den alten Traditionen auf und wies jeden politischen Einfluss der jungen Demokratie von sich ab. Die Reichswehr war ein unbedingt zuverlässiges Instrument in der Hand ihrer Befehlshaber, aber sie war ihrem Staat innerlich nicht verbunden.

Auch die aufkommende nationalsozialistische Partei konnte zunächst kaum Einfluss auf die Reichswehr gewinnen. Die strenge Zucht und Selbstbeherrschung in der Armee standen in zu grossem Gegensatz zu dem lauten Wesen der Partei und ihrer «Sturmabteilungen». Erst nach der Machtergreifung und mit der Verkündung der Wehrhoheit hat sich das geändert. Das politische Interesse des Offizierskorps war eben wesentlich vom militärischen Denken bestimmt, dem die Schaffung einer starken Wehrmacht allein die Aussicht auf wirksamen Schutz der Reichsgrenzen zu eröffnen schien. Hitlers Vorgehen fand in dieser Frage Zustimmung, wenn auch die mit der allgemeinen Wehrpflicht einsetzende überstürzte Heeresvermehrung und das Einströmen nationalsozialistischer Elemente nicht im Sinne der Generalität war.

Teile des höheren Offizierskorps bewahrten denn auch weiterhin einen inneren Abstand von den Machthabern und ihren Willkürmassnahmen, ohne jedoch aktiv einzugreifen; auch die Ereignisse des 30. Juni 1934 wurden ohne Gegenwehr hingenommen. Nachdem schliesslich die Wehrmacht nach dem Tod Hindenburgs im August 1934 auf die Person des «Führers» vereidigt worden war, hatte Hitler seine auf dieser Bindung beruhende Befehlsgewalt in so eingreifender Weise gebraucht, dass der Entschlussfreiheit des Offizierskorps die engsten Grenzen gesetzt waren. Dem stand die Tradition gegenüber, nach der sich die höheren Offiziere besonders zu Verantwortlichkeit und Urteilsfähigkeit verpflichtet fühlen sollten.

So mussten Gehorsamsforderung und soldatische Verantwortlichkeit seit 1938 und besonders während des Krieges immer wieder Ursache für Konflikte zwischen Truppenführern und Hitler werden. Nicht nur Fragen der operativen Führung, sondern die An-

zeichen eines drohenden Krieges an sich wurden zum Anlass für den ersten militärischen Umsturzplan im Sommer 1938. Es stand ausser Zweifel, dass Deutschland bei der von Hitler angestrebten gewaltsamen Lösung der deutschen «Raumfrage» einen Weltkrieg heraufbeschwören würde, an dessen Ende die völlige Niederlage stehen musste. Seit diesem Zeitpunkt hat der Gedanke des Staatsstreiches Offiziere immer wieder beschäftigt; noch vor Beginn des Frankreichfeldzuges hoffte man damit wenigstens die Ausweitung des Krieges zu einem Weltkrieg verhindern zu können. In den letzten Kriegsjahren war es die sinnlose Verlängerung eines verlorenen Krieges, die zum Handeln herausforderte.

Hinter solchen militärischen Antrieben standen jedoch auch grundsätzliche Überzeugungen. Generaloberst Beck hat im Sommer 1938 die Notwendigkeit zum Handeln zwar aus militärischen Bedenken hergeleitet, aber seine Bedenken waren doch zugleich Ausfluss einer umfassenden Anschauung vom Wesen des Krieges und vom Verhältnis zwischen Politik und Kriegführung, die letztlich von moralischen Überzeugungen getragen war. Unter den Offizieren, die während des Krieges zur Widerstandsbewegung hielten, waren viele Männer, die einen deutschen Sieg, selbst wenn er möglich gewesen wäre, nicht zu wünschen vermochten, weil er ein Unglück für Deutschland und Europa bedeutet hätte.

Die Traditionsgebundenheit, aus der auch eine solche Entscheidung erwuchs, bestimmte überhaupt das Verhältnis der echten Konservativen zur nationalsozialistischen Diktatur. Neben Offizieren standen Angehörige der alten Aristokratie, höhere Beamte und Monarchisten. Der bayerische Königstreue, der entschieden für ein rechtlich-patriarchalisches Staatswesen eintrat, musste sich in seinem Sinn für politische Ordnung nicht weniger verletzt fühlen als der Gutsbesitzer, der sich für das Ergehen seiner «Leute» verantwortlich fühlte. Sie standen für die Bewahrung einer gewachsenen Ordnung, die sie in allen Bereichen des politischen Lebens bedroht sahen. Der Oberbürgermeister konnte als echter Stadtvater der Zerstörung der traditionellen Selbstverwaltung, den Eingriffen in die Rechte der Bürgerschaft und der Manipulierung des öffentlichen Lebens nicht untätig zusehen. Und der Diplomat alter Schule war um das wirkliche Ansehen seines Landes im Ausland besorgt, wenn ihm schon die innenpolitischen Vorgänge ferner lagen; auch er erkannte mit dem untrüglichen Gefühl für echte Noblesse das Wesen der neuen Herrschaft und erlebte ihre beschämenden, verhängnisvollen Rückwirkungen auf die Beziehungen zwischen den Völkern.

Den Weg der bedenkenlosen Abenteurer konnten Menschen, deren Wurzeln wirklich in traditionellen Rechts- und Ehrbegriffen verankert waren, guten Gewissens nicht mitgehen. Die echten Konservativen schieden sich hier von denen, die um gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Vorteile willen in dem Zerstörer der Demokratie den Träger des brutalen Machtwillens begrüßten und so dem Missbrauch der Tradition Hilfe boten; sie hingegen, denen die Tradition ein wahrhaftes Anliegen war, nahmen den Konflikt mit der Obrigkeit auf sich und entschlossen sich sogar zum revolutionären Widerstand. Damit bewiesen sie eine Rückbesinnung auf den echten Grund jener Werte, die ihre Erziehung und ihren Beruf getragen hatten. Aus solcher Überprüfung und Neubelebung des Überlieferten wuchs ihnen, deren Leben auf Bewahrung gerichtet war, die Kraft zum Widerstand und zur Empörung gegen den eigenen Staat zu.

ADOLF VON HARNIER

Freiherr von Regendorf wurde als dritter Sohn eines Gutsbesitzers und königlich bayrischen Kämmerers am 14. April 1903 in München geboren, studierte Rechtswissenschaften und schloss sein Studium mit der Promotion im Jahre 1934 ab. Danach liess er sich in München als Rechtsanwalt nieder, weil er eine seinen Neigungen entsprechende Betätigung staatsrechtlicher oder staatspolitischer Art unter dem Nationalsozialismus nach seiner grundsätzlichen Auffassung von einem geordneten und rechtlichen Staatsleben für unmöglich hielt. Er lehnte Hitler aufs Schärfste ab, nachdem er dessen Putsch von 1923 und Auftreten im anschliessenden Hochverratsprozess als Augenzeuge miterlebt hatte.

Adolf von Harnier, der sich stark mit religiösen und philosophischen Fragen beschäftigte, ist im Jahre 1934 zum katholischen Glauben übergetreten.

Am 12. Mai 1943 hat Adolf von Harnier nach sechsjähriger Haft den Tod im Zuchthaus Straubing durch Hungertyphus und allgemeine körperliche Entkräftung gefunden. Er hat seine Befreiung nicht mehr erlebt, da er an dem gleichen Tag starb, an dem er von den Amerikanern, die das Zuchthaus bereits besetzt hatten, entlassen werden sollte. Dies war die Mitteilung, die seine Frau erhielt, als sie sechs Tage nach seinem Tod endlich Straubing erreichte, in der Hoffnung, ihren Mann abholen zu können.

Adolf von Harnier ging unbeirrbar den Weg, der ihm als der rechte erschien. Gewaltanwendung im politischen Leben lehnte er seiner inneren Einstellung nach ab; er war zutiefst überzeugt, dass der Nationalsozialismus an sich selbst zugrunde gehen müsse und konzentrierte seine Tätigkeit auf Schulung und Vorbereitung der ihm erreichbaren Kreise in monarchischem Sinne auf demokratisch-rechtlich-christlicher Basis für die Zeit nach dem Zusammenbruch.

Zu den Zusammenkünften, die meist in der Wohnung des städtischen Bauaufsehers Josef Zott – der auch zu den Opfern jener Jahre zählt – stattfanden, hatte ein Spitzel der Gestapo Zutritt erlangt. Im August 1939 wurde der ganze Kreis verhaftet und Harnier als Hauptgestalt nach fünfjähriger Untersuchungshaft in verschiedenen Gefängnissen 1944 in einem Hochverratsprozess zu zehn Jahren Zuchthaus und zehn Jahren Ehrverlust verurteilt.

Gefestigt, wie in der Vorausschau über den Entwicklungsgang des Dritten Reiches bis zum katastrophalen Ende, unerschrocken, wie bei der Verteidigung Geistlicher oder bei der Rechtshilfe verfolgter Juden während seiner Anwaltstätigkeit, so blieb die Haltung Harniers durch die Jahre der Haft. In dieser schweren Zeit hat er noch vielen seiner Leidensgenossen Rückhalt gegeben.

Darüber berichtet sein Freund Erich Chrambach:

«Oft erschrak ich, wenn wir uns für Augenblicke zwischen Vernehmungen oder auf dem düsteren Gefängnishofe begegneten: totenblass, die dunklen Augen wie aus tiefen Höhlen leuchtend, bot er mir das Bild eines körperlich schwer Leidenden – und doch, nie kam auch nur ein Laut der Klage über seine Lippen, oft aber hat er uns, seinen Mitgefangenen, unter Ausnutzung irgendeiner der wenigen zur Verfügung stehenden Verbindungsmöglichkeiten, einen ermunternden Gruss, ein Wort tröstenden Ausblicks gesandt!»



Auszüge aus den Notizen, die Adolf von Harnier in der Haft für seine Verteidigung machte, zeichnen sowohl die Hintergründe der Anklage wie Gesinnung und Charakter des Angeklagten:

«Ich bin nicht nur auf Grund meiner Untertanenpflicht treuer Diener meines Königs und Vaterlandes, sondern ich bin auch in akademisch-staatsphilosophischer Beziehung überzeugter Monarchist; damit spreche ich aus, dass ich – jenseits meiner Person und meines Verhältnisses zu meinem bayerischen und deutschen Vaterland – die monarchische Staatsordnung für die glücklichste aller bisher in der Geschichte der Menschheit bekannt gewordenen Staatseinrichtungen halte...

Ich bin auf Grund natürlichen Menschenrechts als erwachsener und steuerzahlender Staatsbürger unter jedwedem staatsrechtlichen Zustand der öffentlichen Verhältnisse meines Vaterlandes befugt, ja moralisch sogar verpflichtet, an den letzteren Interesse und entsprechend meinen individuellen Fähigkeiten tätigen Anteil zu nehmen. Solcher Betätigung kann nur im Einzelfall durch Verfassung und sonstige Gesetzgebung eine praktische, nie aber eine grundsätzliche, das Recht als ein Ganzes umfassende Grenze gesetzt werden.

Die Gesetzeslage in Deutschland nach 1933 hat sehr einschneidende Beschränkungen der politischen Betätigungsmöglichkeiten der Staatsbürger gebracht; sie hat dieselben aber selbst in praktischer Beziehung nicht bei weitem völlig und noch viel weniger theoretisch aufgehoben. Insbesondere sind auch seit 1933 mannigfache Volksabstimmungen erfolgt, in denen der Regierung Billigung und Missbilligung einzelner politischer Akte, ihrer Politik in cumulo und sogar ihres eigenen Bestandes auszusprechen war...

Ich habe nie zum Eintritt in Parteiorganisationen und deren «Zerbröckelung» aufgefordert, sondern habe es im Gegenteil stets als Anstandspflicht jedes charaktvollen Menschen bezeichnet, die Zugehörigkeit zu politischen Parteien usw. auch auf die Gefahr von Zurücksetzung, Schädigung und erst recht von Vorteilsverlusten hin dann zu verzichten, wenn sie im Widerspruch zur wirklichen, inneren Überzeugung wäre. Dies ist der passive Widerstand, den ein Mann von Ehre, gleichgültig unter welchem System, zu leisten hat...

Über Hitlers Abstammung kann ich nichts anderes geäußert haben, als dass in den k. u. k. Beamtenfamilien Blutmischungen aller Völker der Monarchie an der Tagesordnung seien. Von besseren oder schlechteren, geschweige denn allerschlechtesten Rassen kann ich unmöglich gesprochen haben, weil ich von Grund aus die Überhebung einer Rasse über die andere als unmoralisch und ebenso die Blutmischung, deren Produkt ich selbst bin, dementsprechend beurteile bzw. verteidige. Gerade wegen meines Gegensatzes zur nationalsozialistischen Rassen-Programmatik verwahre ich mich gegen die mir unterstellte Äußerung über Hitlers mir gänzlich unbekanntes Abstammung...

Ich habe nie beabsichtigt, «einen Gedanken in eine Waagschale zu werfen», sondern wollte ganz einfach dem Kreis einfachster, grundständiger, rat- und fassungsloser Gesinnungsgenossen insoweit Helfer und Ratgeber sein, als sie mich jeweils ausdrücklich darum angehen würden. Das ist mir soziale Pflicht und zugleich Anlass zur eigenen politisch-moralischen Gewissensforschung gewesen. Nichts ist so schwer, als vor einem Kreis ungebildeter, aber kritisch denkender, mit untrüglichen Instinkt für Charakterwerte ausgestatteter Arbeiter die Probe auf das Exempel des eigenen guten Gewissens zu bestehen ...»

OTTO KARL KIEP

als Sohn eines deutschen Konsuls am 7. Juli 1886 in Saltcoats/Schottland geboren, setzte die väterliche Berufstradition fort und erwarb sich allgemeines Ansehen in der internationalen Diplomatie durch seine vielseitigen Bemühungen im deutschen Auswärtigen Dienst.

Am 16. Januar 1944 wurde er von der Gestapo verhaftet, am 1. Juli zum Tode verurteilt und am 26. August in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Nach dem Studium der Rechtswissenschaften in Deutschland, der Promotion zum Dr. jur. an der Londoner Universität und der Teilnahme am Weltkrieg 1914-1918 tritt Otto Karl Kiep in das Auswärtige Amt ein. Zunächst wird er der deutschen Friedensdelegation in Versailles als Sachverständiger für englisches Recht zugeteilt. Er nimmt dann an allen Konferenzen zur Regelung der Reparationsfrage teil.

Seine folgende diplomatische Tätigkeit in den verschiedenen Ländern findet eine Periode der Unterbrechung, in der er unter dem Kabinett Luther Leiter der Presseabteilung der Reichsregierung ist. Ab 1927 Botschaftsrat an der deutschen Botschaft in Washington und ab 1930 Generalkonsul in New York, wird er 1933 auf eigenen Antrag zur Disposition gestellt. Die Gründe des Ausscheidens schildert er selbst in Aufzeichnungen, die er während seiner späteren Haft für seine Kinder abfasst; mit begreiflichen Konzessionen an die Zensur der Nationalsozialisten, denen er ausgeliefert ist, formuliert er: «In Deutschland 6 Millionen, in den USA 12 Millionen Arbeitslose ... So fand die deutsche Neuordnung in der amerikanischen Öffentlichkeit zunächst mehr Verständnis, als man es in Anbetracht ihres Kampfes gegen Demokratie und Liberalismus hätte erwarten dürfen. Diese günstige Lage wurde aber bald durch den Kampf gegen das Judentum in Deutschland beseitigt... Eine wichtige Rolle in der jüdischen Reaktion spielte die Person Albert Einsteins, der sich um diese Zeit zu Vorträgen gerade in Amerika aufhielt. Er wurde gewissermassen zum Märtyrer des Weltjudentums erhoben, und seine Anwesenheit in USA als Flucht aus Deutschland vor den dortigen Verfolgungen hingestellt.

Ich war zur Ausheilung einer Erkältung auf zwei Wochen nach Florida gefahren . . . Bei meiner Rückkehr fand ich, dass mein Vertreter, der Konsul Schwarz, für mich die Teilnahme an einem Essen zugesagt hatte, das von der Stadt New York und zahlreichen dortigen Kulturverbänden zu Ehren Einsteins gegeben wurde... Meine Entscheidung, am Essen teilzunehmen, hat mir späterhin unendlich viele Schwierigkeiten eingebracht und zum Ausscheiden aus dem aktiven Dienst geführt..

Kiep berichtet dann weiter über Warnungen und Drohbriefe, die einen Überfall von verhetzten deutschen Austauschstudenten auf Einstein vor der Rückkehr nach Deutschland befürchten und die Teilnahme an dem Essen um so notwendiger erscheinen liessen, als Kiep derartige Möglichkeiten nicht mit dem «Amtlichen Deutschen Hintergrund» identifiziert sehen wollte. Und er schreibt: «Wenn ich auch späterhin viele und interessante diplomatische Aufgaben erlebte, so bin ich doch immer wieder bei der Frage der Übertragung einer Botschaft oder Gesandtschaft dem Einwand begegnet, dass der ‚Fall Einstein‘ mich zu sehr belastet habe.»

Auf seinen Antrag ruft ihn das Auswärtige Amt 1933 aus New York zurück. Da, wie man ihm

mitteilt, zunächst kein anderer Posten für ihn frei ist, wird er in den vorläufigen Ruhestand versetzt. Darüber äussert er sich ebenfalls in den Aufzeichnungen während der Haft:

«Auch diese Entscheidung hat mir manch Kopfzerbrechen bereitet... Ich hielt es aber in anbetracht der völligen Umkehr des politischen Kurses gegenüber dem, den ich die letzten Jahre in der amerikanischen Öffentlichkeit vertreten hatte, für unbedingt nötig, einem neuen Mann Platz zu machen, und habe diese Auffassung, so sehr ihr auch von Freunden und Bekannten widersprochen wurde, im Licht der späteren Entwicklung als unbedingt richtig erkannt.»

Als Leiter einer Wirtschaftsdelegation geht Otto Kiep 1934 nach Südamerika und 1935 nach Ostasien. Von 1937 bis 1939 ist er deutscher Vertreter im Londoner Nichteinmischungsausschuss für Spanien.

Statt 1939 in England zu bleiben, was voraussichtlich Internierung bedeutet hätte, wählt er die Rückkehr nach Deutschland und lässt sich als Reserveoffizier ins OKW, Abteilung Ausland, einziehen – an einen Platz, der eine wichtige Schlüsselstellung zur Widerstandsarbeit gegen Hitler zu sein scheint.

Nach aussen hin unbemerkt knüpft er seine Verbindungen bis zu dem Tag, an dem durch einen Agenten die Unterhaltung bei dem Tee in der Wohnung Elisabeth v. Thaddens über die Kriegslage und Auflösungserscheinungen an der Ostfront an die Gestapo veratet wird. Am 28. September 1943 besucht Otto Kiep seine Schwester Ida und vertraut ihr – nach deren Gedenkbericht – an: «Ich habe mir die Sache lange und ernsthaft überlegt. Wenn wir aber nicht bald selber etwas unternehmen, um das Steuer des Staates umzudrehen, dann gehen wir mit Sicherheit dem völligen Verderben entgegen. Ich habe immer gehofft, dass sich – wie 1813 – ein Yorck unter den Generälen findet, der die Weiche umstellt auf eigene Verantwortung... Wenn sie jetzt hinter mir her sind, so ist es nur wegen der Denunziation auf meine Äusserung bei dem Tee. Freilich versuchen sie, alle Männer, die tieferen Einblick in die politischen Geschehen haben, oder in der Opposition zur Partei und ihren Machenschaften stehen, zu beseitigen. Ich ziehe dich ins Vertrauen, denn es ist anzunehmen, dass man – wenn man mich verhaftet – auch meine Frau verhaften wird. Das wird jetzt immer so gemacht.

Ich muss dir die Fürsorge um meine Kinder ans Herz legen, und dann sollst du meinen Brüdern, falls mir etwas passiert, sagen, dass ich sie von Herzen grüssen lasse, und dass sie meinen Tod auffassen sollen, als sei ich in vorderster Front gefallen.»

Nach diesem Besuch kehrt Otto Kiep nach Berlin zurück. Am 16. Januar wird er von drei SS-Leuten aus der Wohnung abgeholt. Ein Kriminalbeamter und eine -beamtin bleiben in der Wohnung zur Bewachung des sechzehnjährigen Sohnes Albrecht. Wenige Tage später wird seine Frau Hanna verhaftet, und während die Eltern – durch Mauern getrennt – im Konzentrationslager Ravensbrück gefangen gehalten werden, muss sich Albrecht, kaum 17 Jahre, am 1. April 1944 bei der Kriegsmarine in Stralsund melden. Nach der Vollstreckung des Urteils an Otto Kiep wird seine Frau aus der Haft entlassen. Sein Sohn wird drei Monate später mit dem Untergang eines Schiffes an der finnischen Küste als vermisst erklärt.



KARL FRIEDRICH GOERDELER

wurde am 31. Juli 1884 in Schneidemühl als Sohn einer preussisch-konservativen Beamtenfamilie geboren. Nach dem juristischen Studium, anschliessender Bank- und Handelsausbildung und der Teilnahme am Weltkrieg 1914-1918 war Karl Goerdeler, der damals den Deutschnationalen nahestand, von 1920 bis 1930 als Zweiter Bürgermeister in Königsberg, von 1930 bis 1937 als Oberbürgermeister in Leipzig tätig, und arbeitete neben seinem Amt unter Brüning auch vorübergehend als Preiskommissar. Seine vielseitigen Verbindungen und sein Ansehen als bekannter Kommunalpolitiker hat er in den Dienst des Aufbaus der Widerstandsbewegung gestellt. Er wurde am 7. September 1944 zum Tode verurteilt und nach einer qualvollen Haftzeit am 2. Februar 1943 hingerichtet.

Die deutsche Opposition gegen Hitler hat auf dem Weg zur befreienden Tat immer wieder neue Schwierigkeiten und Rückschläge erleben müssen. In dieser Lage ist Karl Friedrich Goerdeler, der ehemalige Oberbürgermeister von Leipzig, mit seinem nie erlahmenden Willen und durch seine unverzagte Haltung ein starker Antrieb geworden. Er hatte den unerschütterlichen Glauben, dass sich das Gute dank menschlicher Vernunft und Einsicht schliesslich durchsetzen werde. Ein System, das «von finanziellem Wahnsinn, von wirtschaftlichem Zwang, von politischem Terror, von Rechtlosigkeit und Unmoral» lebte, konnte nach seiner Überzeugung nicht von Dauer sein. «Der frühere oder spätere Zusammenbruch» desselben war ihm «nach dem von Gott in dieser Natur verankerten Gesetz vollkommen gewiss».

Ein Zeugnis für Goerdelers Haltung sind die Worte, mit denen er in einem geheimen Rundschreiben vom März 1943 die Generäle zum Handeln aufrief:

«Keine Beschönigung, kein Einlullen unseres Gewissens enthebt eine verantwortungsbewusste Führung von der Pflicht, rechtzeitig die Folgerungen zu ziehen, die allein das heranrückende Unheil abwenden können. 1918 lehrt uns, was rechtzeitig ist. Wenn man nach gewissenhafter Prüfung zu der Überzeugung kommt, dass man den Krieg nicht mehr gewinnen und eine günstigere Situation für Verhandlungen nicht mehr herbeiführen kann, dann muss man an die Stelle des militärischen Tuns das politische setzen, und wenn die vorhandene Staatsführung sich die Wege dazu verbaut hat, dann muss sie selbstverständlich weichen, wie das noch immer in der Geschichte jedes Volkes der Fall gewesen ist, insbesondere aber dann, wenn diese Staatsführung sich selbst so in den Vordergrund gestellt und so sehr die Verantwortlichkeit aller anderen ausgeschaltet hat. Sieht eine solche Staatsführung nicht ihre selbstverständliche Pflicht, das eigene Geschick für nichts, das des Volkes für alles zu achten, so muss ihr das beigebracht werden.

Ein Risiko sehe ich für den entschlossen Handelnden überhaupt nicht mehr. Wie ist es möglich, dass das so anständige deutsche Volk so lange ein so unhaltbares System trägt? Die Erklärung ist einfach: nur weil sich alle Verstösse gegen Recht und Anstand im Schutze der Geheimhaltung und unter dem Druck des Terrors vollziehen. Dies ändert sich mit einem Schlage, wenn das Licht der Wahrheit in aller Öffentlichkeit auf die unhaltbaren



Zustände gerichtet wird. Man stelle dem deutschen Volk in klaren Worten, aber öffentlich dar, was es im Geheimen schon weiss und bespricht: nämlich die Folgen unfähiger militärischer Führung, das Übermass an Korruption, die zahllosen Verbrechen, die mit unserer Ehre nicht vereinbar sind, und richte dann öffentlich an alle die Frage, wer bereit ist, diesen Zustand gutzuheissen, und wer es für richtig hält, dass er bestehen bleibt. Ich übernehme die Bürgschaft dafür, dass niemand dann vortritt; denn es gibt in der ganzen Welt niemand, selbst keinen geborenen Verbrecher, der sich öffentlich zu einem System der Verbrechen bekennt.

Es ist ein grosser Irrtum anzunehmen, dass die seelische Kraft des deutschen Volkes erschöpft sei; sie ist nur geradezu planmässig verschüttet. Es ist also die Aufgabe einer rettenden Tat, die Deckmasse, das heisst das Geheimnis und den Terror hinwegzuräumen, Recht und Anstand wieder herzustellen und damit einen ungeheuren seelischen Kraftzuwachs frei zu machen. Lassen wir uns nicht in unserem Glauben daran beirren, dass das deutsche Volk wie in der Vergangenheit, so auch für die Zukunft dies will: Gerechtigkeit, Redlichkeit und Wahrhaftigkeit! Die geringen entarteten Bestandteile unseres Volkes, die das nicht wollen, müssen, wie früher, durch die auf das Recht gestützte Kraft des Staates unten gehalten werden.

Es handelt sich also praktisch nur darum, einen Zustand herzustellen, in dem es auch nur vierundzwanzig Stunden möglich ist, die Wahrheit wieder zu Worte kommen zu lassen und damit das allgemeine Vertrauen in den festen Willen zu gewinnen, dass Recht und Anstand wieder herrschen sollen.»

EWALD VON KLEIST-SCHMENZIN

am 22. März 1890 auf dem elterlichen Gut Dubberow bei Belgard in Pommern geboren, war Jurist und Grossgrundbesitzer, Vorsitzender der Arbeitgebergruppe des Landbundes Kreis Belgard und Mitglied der Provinzialsynode. Politisch stand er der Deutschnationalen Volkspartei und dem Stahlhelm nahe. 1933 geriet er in Widerspruch zu Hugenberg wegen der Kabinettsbildung zwischen den Deutschnationalen und Nationalsozialisten.

Bei seiner ersten Verhaftung am 2. Mai 1933 wurde er für einige Tage in Polizeigewahrsam nach Belgard und bei seiner zweiten Verhaftung am 21. Juni 1933 für drei Wochen nach Schievelbein gebracht.

Seine dritte Verhaftung erfolgte auf Grund seiner Beziehungen zu den verschiedenen Widerstandsgruppen vom 20. Juli 1944. Ein Aufgebot von SD und Landjägern umstellte am 21. Juli das Schmenziner Gutshaus, Ewald von Kleist wurde über Köslin nach Stettin und am 18. August in das der Gestapo unterstellte Gefängnis Berlin, Lehrter Strasse, geschafft. Am 9. April 1943 ist er in Plötzensee enthauptet worden.

Seine klare Einschätzung der politischen Situation und frühzeitige Ablehnung des Nationalsozialismus geben Auszüge aus einem Flugblatt wieder, das er 1932 veröffentlichte:

Der eingehämmerte Glaube an den alleinseligmachenden, alles erneuernden Nationalsozialismus und Hitler befördert eine kaum begreifbare Unduldsamkeit. In Dörfern, in denen früher Deutschnationale und Sozialdemokraten immerhin noch erträglich zusammen wohnten, stehen sich oft Deutschnationale und Nationalsozialisten wie feindliche Völker gegenüber...

Die zerstörenden Wirkungen des Nationalsozialismus machen sich auf erschütternde Weise auf jedem Gebiet bemerkbar. Da die fanatischen Parteianhänger sich nur noch der Partei verpflichtet fühlen, werden ordnungsmässige Beschlüsse auch unpolitischer Organisationen missachtet. Privatbeamte versäumen ihren Dienst, kurz, überall eine Zerstörung der Voraussetzungen menschlichen und staatlichen Zusammenlebens...

Es genügt nicht, sich an die sich in der Öffentlichkeit vollziehende Agitation der Nationalsozialisten zu halten, obwohl die, namentlich bei kleineren Veranstaltungen, an gewissenloser Aufhetzung nichts zu wünschen übrig lässt. Die Agitation von Mund zu Mund ist noch viel demagogischer und gewissenloser ... So ist sogar in hiesiger Gegend die Hoffnung verbreitet, dass nach Machtergreifung durch die Nationalsozialisten jeder ungestraft sich an ihm missliebigen Menschen vergreifen und plündern kann, und zwar auch bei früher völlig ruhigen und ordentlichen Leuten. Es hat mich immer wieder in Erstaunen versetzt, wie wenige Menschen diese Gefahren sehen oder sehen wollen.

Der Nationalsozialismus hätte nie diesen verheerenden Aufschwung genommen, wenn die nationalen Kreise sich offenbar von ihm abgesetzt hätten. Die von uns geduldete Auffassung, als ob der Nationalsozialismus als eine nationale Bewegung anzusehen wäre, der lediglich noch einige Mängel anhaften, hat eine Gefahr für unsere ganze Zukunft heraufbeschworen, die nur mit äusserster Kraftanstrengung gebannt werden kann. Die vielleicht durch Unkenntnis des Sachverhalts entschuldbaren, jeden politischen Instinkt

vermissen lassenden Parolen des Reichslandbundes, der V.V. V., des Kronprinzen und anderer mehr zur zweiten Reichspräsidentenwahl haben mehrere hunderttausend anständige Menschen zu Hitler hinübergetrieben und sie zur Seelenvergiftung bereit gemacht. Aber auch seitens der Deutschnationalen Partei sind Unterlassungen begangen. Mindestens nach Harzburg oder bei Aufstellung der Kandidaten zum ersten Reichspräsidentenwahltag war es klar, dass mit dem Nationalsozialismus und Hitler eine innere Gemeinschaft niemals möglich sein würde...

Uns trennt und muss immer trennen vom Nationalsozialismus die Einstellung zur Religion. Grundlage für unsere Politik ist, dass der Gehorsam gegen Gott und der Glaube an ihn auch das ganze öffentliche Leben zu bestimmen habe. Der Nationalsozialismus steht grundsätzlich auf einem anderen Standpunkt, wobei ich bemerke, dass wir dogmatische Fragen natürlich auszuschalten haben. Hitler erkennt tatsächlich – wenn er gelegentlich etwas anderes sagt, ändert das nichts daran – als höchstes Gesetz des staatlichen Handelns die Rasse und ihre Erfordernisse an. Das ist ein mit Christentum unvereinbarer Materialismus.

Der Staat hat nach seiner Auffassung nicht die Aufgabe, Fähigkeiten zu erzeugen, sondern 'Sie rassischen Anlagen zu pflegen. Damit entwürdigt er den Staat zu einem Zuchtward und zeigt, dass er unfähig ist, Wesen und Pflichten des Staates auch nur zu begreifen. Er erkennt also nicht an, dass auch jede Rasse Mängel hat, deren Beseitigung Aufgabe des Staates ist.

In erster Linie kommt für Hitler die Heranzüchtung gesunder Körper. Ausdrücklich betont er, dass erst in zweiter Linie die Pflege des Charakters kommt. Zu dieser Auffassung gibt es keine Brücke. . .

Ich halte es nicht mehr für tragbar, dass die Fiktion, als ob der Nationalsozialismus eine nationale Bewegung sei, von uns weiter geduldet wird. Dieser Wahn muss zerstört werden. Ebenso das völlig falsche Bild, das sich die Menschen von Hitler machen. Nach dem vorher Ausgeführten frage ich:

Was haben wir denn eigentlich noch innerlich mit dem Nationalsozialismus gemeinsam? In den entscheidenden Dingen müssen wir doch erkennen, dass er ein Schädling der Nation und Todfeind unserer Anschauungen ist. Die in ihm vorhandenen anständigen Elemente werden das Wesen der Bewegung immer weniger bestimmen. Das Ende einer nationalsozialistischen Regierung wird auf jeden Fall das Ende Rienzis sein, nämlich: Chaos.

Ewald von Kleist-Schmenzin hat auch nach der Machtübernahme jeden Kompromiss mit dem System abgelehnt und die folgenden Jahre von allen öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen auf seinem Gut gelebt.

Als tief religiöser Mann den Tod nicht fürchtend, schrieb er kurz vor der Vollstreckung des Urteils: «Wer ist grösser, wer hat für die Welt mehr geleistet: Cäsar oder ein schlichter, pflichttreuer, frommer Arbeiter, dessen ganzes Leben Vorbild eines gläubigen Menschen war? Ich meine der Arbeiter. Es lohnt sich, diesem Beispiel nachzudenken.»



LUDWIG BECK

wurde am 29. Juni 1880 in Biebrich/Rhein geboren. Sein Vater hatte als Industrieller des Hüttenbaus die Offizierstradition der Familie durchbrochen. Ludwig Beck wählte nach dem Abitur die Laufbahn des aktiven Offiziers. Seit 1911 wirkte er im Generalstab und nach dem ersten Weltkrieg in verschiedenen Kommandeurstellen der Reichswehr; 1932 befehligte er als Generalleutnant eine Kavallerie-Division, ein Jahr später das Truppenamt, 1935 wurde General Beck Chef des Generalstabs. Der Generaloberst lehnte die Fortführung militärischer Aufgaben unter Hitler ab und nahm 1938 seinen Abschied.

In den Jahren 1935 bis 1938 stand General Beck an der Spitze des Generalstabes des Heeres. Diese Dienststelle hatte alle für Vorbereitung und Durchführung des Landkrieges notwendigen Aufgaben zu besorgen und war mit den tüchtigsten Offizieren besetzt. Als Chef dieses Amtes war General Beck verpflichtet und befähigt, in den entscheidenden Fragen der Kriegführung massgeblich zu urteilen.

Als Hitler am 30. Mai 1938 den höheren Offizieren der Wehrmacht seinen «unabänderlichen Entschluss» verkündete, «die Tschechoslowakei in absehbarer Zukunft durch eine militärische Aktion zu zerschlagen», erhob General Beck dagegen den entschiedensten Einspruch. Der unvermeidbaren Ausweitung zu einem Krieg als Folge dieser Aktion konnte die noch im Aufbau befindliche Wehrmacht, zumal bei der schlechten wirtschaftlichen Lage Deutschlands, nicht gewachsen sein. Es war seine Forderung, dass die politische Reichsleitung bei einem kriegerischen Einsatz der Wehrmacht die Ansichten der militärischen Sachverständigen berücksichtigen müsse. «Meinungsverschiedenheiten über das Verhältnis zwischen Politik und Kriegführung sowie fehlender Ausgleich zwischen den politischen Ansprüchen und Zielen und der militärischen Leistungsfähigkeit eines Staates können der erste und vielleicht entscheidende Schritt zum Verlust eines Krieges sein. Nicht umsonst weiss die Geschichte von Kriegen zu berichten, die gewonnen oder verloren waren, ehe sie begonnen hatten. Die Ursache war fast allemal Verdienst oder Schuld der Politik.»

Seine Ablehnung eines militärischen Vorgehens gegen die Tschechoslowakei gründete Beck aber nicht allein auf die Erkenntnis, dass ein solcher Schritt zu einem Weltkrieg führen müsse, dem eine deutsche Niederlage folgen würde. Vielmehr war er empört, mit welcher Leichtfertigkeit und Selbstverständlichkeit das Kriegsinstrument zum Einsatz gebracht werden sollte, ohne dass dies durch eine unbedingte Notwendigkeit geboten war. Seine Einsichten in das Wesen des Krieges erlaubten es ihm nicht, einer Politik der Reichsregierung nachzugeben, die ihre Ziele in der Lösung der deutschen «Raumfrage» einfach auf gewaltsamem Wege zu erreichen strebte.

Beck stand in scharfem Gegensatz zu den Folgerungen, die Ludendorff aus den Geschehnissen des ersten Weltkrieges gezogen hatte. Damals waren alle Lebensbereiche in den Strudel des kriegerischen Geschehens gerissen worden, die politischen Stellen hatten immer mehr an Einfluss verloren, und alles wurde schliesslich auf die völlige Vernichtung des Gegners abgestellt. Ludendorff hat sich auf Grund dieser Erfahrungen den modernen Krieg nur noch als Vernichtungskrieg zwischen ganzen Volkskörpern (als «totalen»



Krieg) vorstellen können und hat auch die Politik diesem Gedanken dienstbar machen und in ihr nur noch das kämpferische Element betonen wollen.

General Beck sprach dagegen dem totalen Krieg seine Berechtigung ab, weil er «einen massvollen politischen Zweck» des Kriegsunternehmens ausschliesst und somit nicht «zu einem guten Frieden im Bismarckschen Sinn führen kann». Er war überzeugt, dass auch der moderne Krieg in seiner Entfaltung begrenzt werden könne. Er erwartete dies aber nicht «auf dem Wege über das Kriegsinstrument, seine technische Gestaltung und Handhabung, sondern nur auf dem Weg einer sittlich fundierten Politik, die sich in jeder Beziehung das Primat wahrt (die den Krieg ‚zu einem politischen, respektive der Politik untergeordneten Instrument‘ mache), und auf der Grundlage eines neuen sittlichen Idealismus im Staat und in seinem Verhältnis zu den anderen Völkern». Dazu aber war es nach seiner Ansicht notwendig, «dass der Leiter der Politik ein moralischer Mensch sein müsse, der in letzter Instanz dem eigenen inneren Moralgesetz, seinem Gewissen unterworfen bleiben müsse».

Aus dieser Haltung heraus musste Beck eine Politik ablehnen, die bedenkenlos gewaltsame Mittel zur Verwirklichung ihrer Pläne einsetzte, sich rücksichtslos über das Lebensrecht anderer Völker hinwegsetzte und einen weltweiten Vernichtungskrieg entfachte.

Er suchte 1938 zunächst die Generalität zu einem gemeinsamen Vorgehen bei Hitler zu bewegen. Unter Androhung des geschlossenen Rücktritts sollten sie ein Ablassen von den Kriegsplänen fordern. Als dieses Unternehmen scheiterte, weil der Oberbefehlshaber des Heeres sich dem Plan versagte, trat Beck am 18. August auf eigenen Wunsch von seinem Amt als verantwortlicher Chef des Generalstabes zurück und wurde von Hitler drei Tage später unter Geheimhaltung der Vorgänge verabschiedet. Er war dann in den folgenden Jahren führend im Kreis der deutschen Widerstandsbewegung tätig und galt als das anerkannte Haupt der Verschwörung. Am 20. Juli 1944 stand er an ihrer Spitze bereit. In der Zentrale des Reichskriegsministeriums in der Bendlerstrasse hat er nach dem Scheitern des Aufstandsversuches am Abend desselben Tages seinem Leben ein Ende gesetzt.

HANS OSTER

9. August 1888- 9. April 1945

Dieses Leben beginnt in der Geborgenheit eines reformierten Pfarrhauses am Elbestrand. Die äusseren Daten Hans Osters zeigen den Berufsweg des Soldaten: humanistisches Gymnasium zum Heiligen Kreuz in Dresden, Eintritt in ein sächsisches Artillerieregiment, nach hoher Auszeichnung an der Front 1917 die roten Streifen des Generalstabes. Nach dem Weltkrieg führt die Verwendung in Truppe und Generalstab nach Dresden, Mecklenburg und Westfalen. Ab 1933 – im regulären Fortlauf seiner Karriere – ist Oster im Reichswehrministerium, später im OKW, in jener so vieldeutigen aber zum Teil auch missgedeuteten Gruppe «Abwehr» tätig. Von dort führt ihn der Weg schon 1943 in höchste persönliche Gefahr, am 21. Juli 1944 in die Fänge der Gestapo. In ihrem Gewahrsam endet Oster vier Tage vor dem Einrücken alliierter Truppen in dem KZ Flossenbürg.

Die Abschnitte seiner inneren Entwicklung machen deutlich, wie das Gewissen eines Mannes unserer Tage durch die Zeichen der Zeit wachgerufen werden kann.

In der Kindheit gehört seine Neigung dem Garten, den er säuberlich pflanzt, und aus dem er der Mutter stolz das erste Gemüse verkauft. Die Jugendjahre sind von dem geliebten Cello begleitet. Mit dem Eintritt in die Armee halten ihn Pferd und Reiten gefangen – seine grosse und manches ausgleichende Passion bis in die letzten Jahre.

Nach dem ersten Weltkrieg packen den jungen, eleganten und den Freuden des Lebens zugeneigten Generalstabsoffizier Not und Jammer, die der Krieg nach sich zieht. In den Strassen von Dresden sieht er von den Kommunisten aufgehetzte, hungernde Arbeiter mit Frauen und Kindern. Er ist Zeuge, wie der sächsische Kriegsminister, selber ein Arbeiter, von der wütenden Menge in die Elbe geworfen und getötet wird. Die Reichswehr schießt, aber Soldaten bringen zusammen mit der Heilsarmee auch erste Hilfe, und die Gulaschkanonen dampfen an den Strassenecken. Am Aufbau dieser Hilfe ist Oster beteiligt. In jenen Tagen mögen – wie sein Sohn Achim schreibt – zwei Sätze bei ihm zur Gewissheit geworden sein: «Der Berufssoldat sollte der überzeugteste Pazifist sein, denn er kennt den Krieg und daher auch die Verantwortung.» Und weiter: «Die Armee darf nicht in die Lage gebracht werden, auf das eigene Volk zu schiessen.»

Im katholischen Münster verfolgt Oster Anfang der dreissiger Jahre wachsam das Anwachsen der Rechtsradikalen und gewinnt dort – gewissermassen aus erster Hand – die Überzeugung, dass der Nationalsozialismus keine Lösung ist. Seine Hoffnungen begleiten daher den Versuch des Reichskanzlers von Schleicher, durch seine Regierungsmassnahmen die Machtergreifung Hitlers zu verhindern. Als von Schleicher zwei Jahre später, am 30. Juni 1934, ermordet wird, reift in Oster der Entschluss, sich dem Hitlerstaat in jeder Weise entgegenzustellen. So wird das breite Netz der «Abwehr» im Laufe der Jahre vielen Bedrängten zur tarnenden Deckung und zum Schutz.

Als im Frühjahr 1938 der Generaloberst Freiherr von Fritsch den Nationalsozialisten «lästig» wird, kennt Oster Tag und Nacht keine Ruhe, bis er dem Chef des General-

Stabes, dem General Beck, die Unterlagen über die hinterhältige Verleumdungskampagne geschaffen hat. Von da an wirken Oster und Beck ständig zusammen.

Nun wird der gelernte Soldat zum offenen Rebell. Einem hohen Offizier des österreichischen Bundesheeres – und späterem Freund –, der sich nach dem Einmarsch bei ihm meldet, wirft er verzweifelt vor: «Warum hat die österreichische Armee beim Einmarsch nicht geschossen? Wissen Sie, dass Sie einem Verbrecher verfallen sind?»

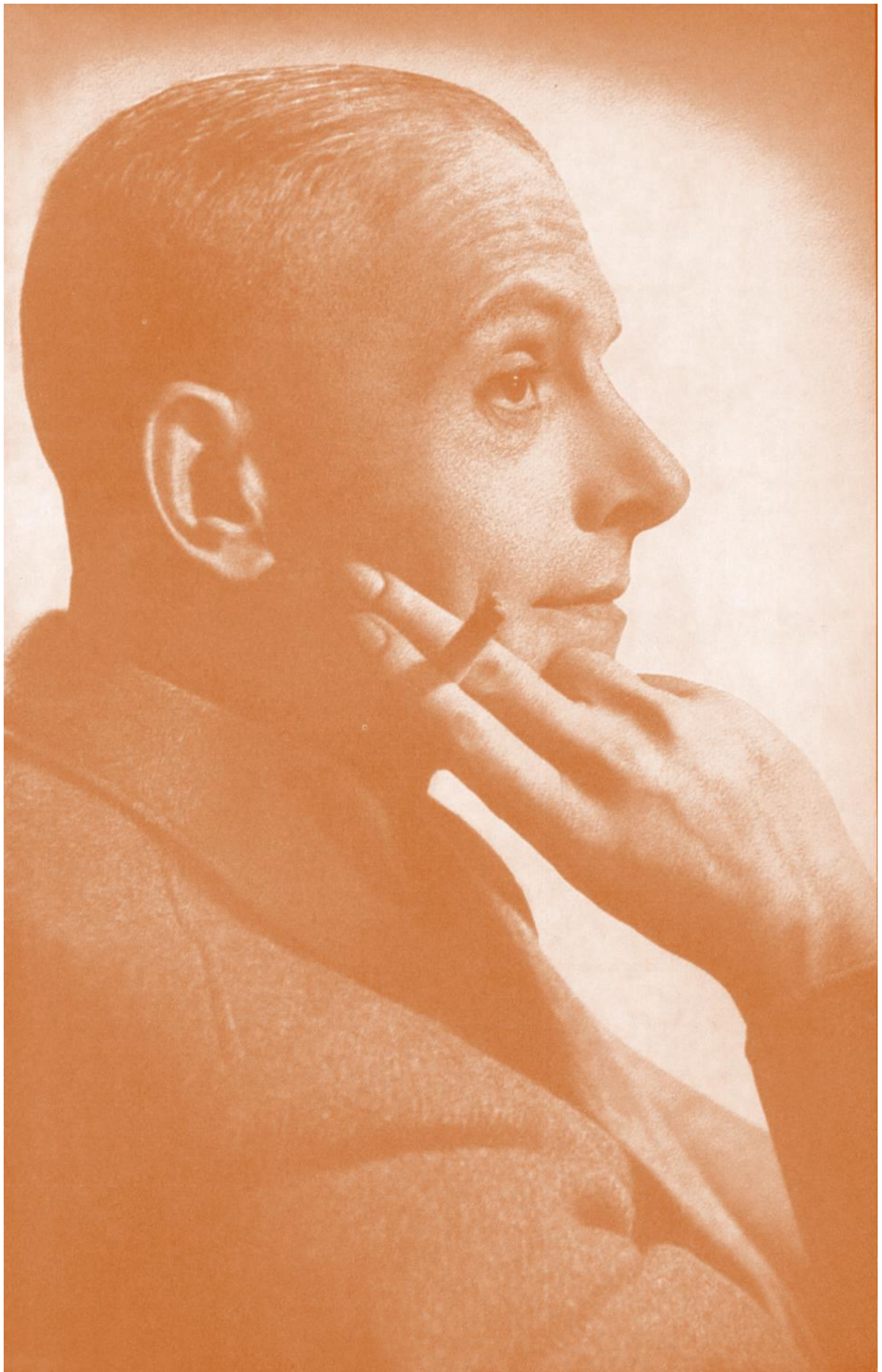
Aus dieser Gesinnung wächst im Herbst 1938 ein von vielen Seiten gewissenhaft vorbereiteter Plan: Rat an die Engländer, hart zu bleiben in der Tschechenfrage! Umfrage bei den Befehlshabern, wer für Freiheit und Erhaltung des Friedens zu kämpfen bereit ist. Zusammenstellung einer Truppe, die der Reichsführung mit Gewalt entgegenzutreten kann, um sie festzusetzen. Abtastung des Auslandes, wie ein solcher Schritt zur Wiederherstellung des Rechtes aufgenommen wird. Fühlungnahme mit den Vertretern der ehemaligen Gewerkschaften und der Sozialdemokratie, um Verständnis für das Vorgehen im Volke vorzubereiten.

Doch alles umsonst. Mit dem «Frieden in München» wird Hitler Sieger über die Gegenkräfte in der Armee. Hans Oster weiss, dass niemand mehr Hitler abhalten kann, sein Ziel bedenkenlos zu verfolgen. «Finis Germaniae!» – so begrüsst er einen Freund auf der Strasse am Tage des Kriegsausbruches gegen die Polen.

Die Entwicklung fordert noch schwerere Beschlüsse. Sie zeigt, dass das Schicksal nicht mehr von innen heraus, vielleicht aber durch Einflüsse von aussen gesteuert werden kann. Als der Termin des Überfalles durch deutsche Truppen gegen jene Neutralen feststeht, denen der «Führer» noch wenige Wochen zuvor den Frieden und ihre Unantastbarkeit garantiert hat, unterrichtet Oster, im Bewusstsein einer höheren Pflicht, Freunde in diesen Ländern über die bevorstehenden Ereignisse. Dabei leitet ihn die Hoffnung, dass von dort aus noch in gleicher Nacht der Rechtsbruch über die Sendestationen in die Welt gerufen wird, zugleich als Appell an die Ehre des deutschen Soldaten, um ihn zu entscheidenden Schritten mitzureissen. Aber die erhofften Worte über die Sender bleiben aus.

In den Kriegsjahren rüttelt Oster an dem Gewissen der ihm zugänglichen hohen Militärs. Ob Kommissarbefehl, Judenerschiessungen, Euthanasie oder Geiselmorde – keiner soll sagen können, dass er nicht unterrichtet würde. Vielmehr soll jeder immer und immer wieder hören, welchem Regime er dient und welche Verantwortung er auf sich nimmt, wenn er sich nicht für die Wiederherstellung des Rechtes einsetzt. Nicht aber nimmt Oster seine vielseitigen Möglichkeiten wahr, seinen eigenen Sohn, der vor Stalingrad auf verlorenem Posten steht, zu retten. Seine Begründung heisst: «Das Leid und die Not müssen von allen getragen werden.»

Das letzte Lebensjahr von Hans Oster ist nur noch Ausklang. Er sieht keinen Weg mehr, über den das Schicksal des Landes von dem seiner unheilvollen Führung zu trennen ist. So sucht er zu helfen und Freunde zu decken, soweit es sein Amt und seine Stellung ermöglichen. Bei dem Bemühen, seinem engsten Mitarbeiter Dohnanyi bei der Verhaftung Beistand zu leisten, wird er selbst aus Amt und Stellung und aus Berlin verwiesen. Jedoch erst der 20. Juli 1944 bestätigt der Gestapo die Rolle Osters im Widerstand.



HENNING VON TRESCKOW

am 10. Januar 1901 in Magdeburg geboren, kam aus einer Familie jahrhundertalter Militärtradition. Im ersten Weltkrieg wurde er mit 17 Jahren Leutnant im 1. Garderegiment zu Fuss und trat nach Ende des Krieges in die Reichswehr über. Anfang der zwanziger Jahre unterbrach er seine militärische Laufbahn, erlernte das Bankfach und hielt sich längere Zeit im Ausland auf. Wieder zu seinem Regiment nach Potsdam zurückgekehrt, wurde er nach mehrjährigem Truppendienst und Besuch der Kriegsakademie in den Generalstab versetzt. Bei Kriegsausbruch 1939 war er Erster Generalstabsoffizier einer ostpreussischen Infanteriedivision. Nach langer Tätigkeit als Erster Generalstabsoffizier des Oberkommandos der Heeresgruppe Mitte führte er einige Zeit ein Infanterieregiment an der Ostfront in schwersten Abwehrkämpfen. Anschließend wurde er als Generalmajor Chef des Generalstabes der 2. Armee, die er nach dem Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte am Dnjepr in einem klassischen Rückzug aus den Pripjetsümpfen herausführte.

Tresckow war eine der markantesten Persönlichkeiten der militärischen Gegenbewegung. Von einer wichtigen Stellung an der Ostfront aus stand er massgebend hinter den unablässigen Bemühungen um eine Sammlung der Offiziere zum Widerstand gegen den Missbrauch der Wehrmacht, wie schliesslich hinter den wiederholten Versuchen, Hitler zu beseitigen. Als er an dem Scheitern des Attentats vom 20. Juli erkannte, dass es ihm nicht vergönnt war, das Schicksal des Vaterlandes zu wenden, setzte er am 21. Juli 1944 seinem Leben ein Ende.

Seine Erziehung liess in Tresckow – so schreibt Bernd von Kleist – schon frühzeitig den Geist jener Tugenden lebendig werden, die in den Begriffen Gottesfurcht, Treue, Moral, Bescheidenheit, Achtung vor der Tradition und einem starken Pflichtbewusstsein ihren Ausdruck fanden. Mit dieser hohen sittlichen Lebensauffassung verband sich bei ihm ein klarer Verstand, der es ihm ermöglichte, auch die ausserhalb des Militärischen liegenden Dinge zu durchschauen. Seine Tätigkeit auf zivilem Gebiet und sein Aufenthalt im Ausland unterstützten diese Fähigkeit.

Wenn Tresckow noch am Tage von Potsdam im März 1933 unter dem Eindruck des feierlichen Gelöbnisses Adolf Hitlers gehofft hatte, dass die «nationale Erhebung» in den Bahnen des Rechts und der Ehre verlaufen würde, so erkannte er schon nach kurzer Zeit, wohin dieser Weg führte. Für einen Mann wie Tresckow gab es aber nichts Halbes, und so finden wir ihn schon frühzeitig im Lager der Männer der Widerstandsbewegung.

Bald sollte es sich zeigen, dass er, wie Wenige dazu berufen war, an führender Stelle in der Organisation der militärischen Fronde zu wirken und andere dafür zu gewinnen. Das Wesentliche und Überzeugende waren seine menschlichen Grundsätze, die er, so konsequent er ein Ziel verfolgen konnte, nie im Kampf gegen den inneren und äusseren Feind verriet. Aus diesem Grund sind ihm auch alle Entschlüsse, die die unheilvolle Situation von ihm forderte, besonders schwer geworden. In einer harten inneren Auseinandersetzung hat er um diese Entschlüsse gerungen und sie nicht anderen überlassen.

Wie oft hat Tresckow bei der Heeresgruppe Mitte in Smolensk mit seinen Getreuen alle Möglichkeiten erörtert, die zu einer inneren Befreiung des Vaterlandes führen könnten.



In all diesen Gesprächen kam immer wieder die Sorge um das Halten der Ostfront im Augenblick höchster innerpolitischer Belastung zum Ausdruck, der ganze Gewissenskonflikt, in den ein Soldat gerät, wenn er sich im Krieg gegen seine Regierung stellt, aber auch das hohe sittliche Verantwortungsgefühl, das ihm letzten Endes keine Wahl liess, als es darum ging, für die Ehre des Soldaten, für die Ehre und Zukunft des Vaterlandes einzustehen.

Tresckow selbst war sich des Risikos des Umsturzversuches bewusst, sein Handeln aber bestimmte nicht die Meinung des Tages oder die Chance des Erfolges, sondern die Verantwortung vor der Geschichte, in die er sich in der Not des Vaterlandes gestellt sah. Wenn seine früheren Untergebenen bis hinab zum jüngsten Soldaten nach dem Misslingen des Attentats trotz der diffamierenden Propaganda der Nationalsozialisten gegen die Männer des 20. Juli in unveränderter Liebe und Verehrung zu ihm standen, so ist dies ein beredtes Zeugnis dafür, dass sie aus tiefstem Herzen von der Lauterkeit seines Willens überzeugt waren.

«Trotz oder wegen der hohen Anforderungen, die er an den Menschen stellte, war Henning von Tresckow ein wunderbarer Kamerad», meint dazu einer seiner Vertrauten, der damalige Oberst von Gersdorff. «Er hat sehr viel von seinen Untergebenen verlangt und konnte auch scharfe Rügen austeilen. Und doch gab er jedem, der mit ihm zu tun hatte, das Gefühl wirklicher Geborgenheit, denn er schien alle inneren und äusseren Nöte zu kennen. Er vergass nie, den Menschen im anderen zu sehen und wäre unfähig gewesen, die Würde eines anderen zu verletzen.»

In seinem Buch «Offiziere gegen Hitler» überliefert Schlabrendorff die Worte Tresckows aus der Nacht vor seinem Tode:

«Wenn einst Gott Abraham verheissen hat, er werde Sodom nicht verderben, wenn auch nur zehn Gerechte darin seien, so hoffe ich, dass Gott auch Deutschland um unseretwillen nicht verderben wird. Niemand von uns kann über seinen Tod Klage führen. Wer in unseren Kreis getreten ist, hat damit das Nessushemd angezogen. Der sittliche Wert eines Menschen beginnt erst dort, wo er bereit ist, für seine Überzeugung sein Leben hinzugeben.»

ULRICH-WILHELM GRAF SCHWERIN VON SCHWANENFELD

als Sohn eines Diplomaten am 21. Dezember 1902 in Kopenhagen geboren, wurde durch Erbschaft Grossgrundbesitzer in Mecklenburg und Westpreussen. Ab 1939 Kriegsteilnehmer, war er später Ordonnanzoffizier. Am 8. September 1944 stand Ulrich-Wilhelm Schwerin als Angeklagter vor dem Volksgerichtshof. Offen erklärte er Freisler, dass er zum Gegner dieses Systems geworden sei wegen «all seiner Morde in und ausserhalb Deutschlands». Er wurde zum Tode verurteilt und noch am gleichen Tage hingerichtet.

Während des Studiums der Landwirtschaft an der Technischen Hochschule in München erlebt Ulrich-Wilhelm Schwerin 1923 den Hitlerputsch. Schon damals lehnt er den Nationalsozialismus aufs Schärfste ab und beteiligt sich aktiv am Kampf gegen die Putschisten.

Mit gleicher Entschiedenheit weist er die mehrfachen Werbungen der Korpsstudenten und Burschenschaftler zum Beitritt in eine Verbindung ab. Während seiner Breslauer Zeit – dort legt er 1925 seine Diplomprüfung ab – steht er in enger Beziehung zu seinen ehemaligen Schulkameraden Peter Graf von Yorck, Albrecht von Kessel und Botho von Wussow. Das Thema, das die Freunde beschäftigt, ist die politische Erneuerung Deutschlands auf christlich-sozialer Grundlage.

Im Laufe der Jahre wächst das Interesse Ulrich-Wilhelm Schwerins an der politischen Entwicklung. Er äussert im Jahre 1932 schwere Bedenken über die Wiederwahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten wie über die zunehmende Radikalisierung der Nationalisten. Mit der Machtübernahme durch Hitler sieht er die kommende Katastrophe klar voraus, der er durch eine Sammlung Gleichgesinnter entgegenbauen will. 1934 zählen zu seinem Freundeskreis Männer wie Adam von Trott zu Solz, Eduard Brücklmeier und Josias von Rantau. Schon 1935 vertritt Schwerin die Ansicht, «dass eine Befreiung Deutschlands von den Nationalsozialisten nur durch den gewaltsam herbeizuführenden Tod Hitlers zu erhoffen sei».

Von dieser Zeit an sucht er noch intensiver die Verbindung zu anderen Widerstandsgruppen. Bald findet er Kontakt zu Oster, Dohnanyi und deren Kreis. Mit Witzleben und anderen Offizieren aus dem militärischen Widerstand durch persönliche Freundschaft verbunden, wird er – selbst Zivilist – während der Sudetenkrise das führende Verbindungsglied zwischen den militärischen und zivilen Stellen, die Hitler stürzen wollen. Dazu schreibt sein Sohn Christoph: «Kurz vor dem Besuch Chamberlains in München fand in unserem Hause in Göhren eine letzte Zusammenkunft der führenden Persönlichkeiten statt, wobei die abschliessenden Richtlinien für die Umsturzaktion gefasst wurden. Der überraschende Flug Chamberlains nach München liess die auf dieser Zusammenkunft gefassten Beschlüsse nicht zur Durchführung kommen. Trotz der grossen Enttäuschung

nahmen die Freunde die Ausarbeitung neuer Pläne auf. Mein Vater war auch in den Plan, Hitler bei seinem Besuch am ‚Westwall‘ Anfang 1939 zu beseitigen, eingeweiht.

Dann bei Ausbruch des Krieges wurde mein Vater eingezogen und machte in den vordersten Linien den Polenfeldzug mit. Nach dessen Beendigung kam er als Ordonnanzoffizier zu Witzleben und hielt – in der Fortsetzung seiner politischen Tätigkeit – die Verbindung zwischen Witzleben und anderen Generälen.

Das im Frühjahr 1942 gegen Hitler geplante Attentat hat er gemeinsam mit Oster und seinen nächsten Freunden ausgearbeitet. Nach der Verabschiedung Witzlebens musste auch er als ‚politisch nicht zuverlässig genug‘ seinen Posten aufgeben, kam für kurze Zeit nach Utrecht, um bald darauf von Oster nach Berlin geholt zu werden, wo er in den verschiedensten Stellungen seine ganze Kraft den Vorbereitungen zum Sturz des Regimes widmete. Seine Arbeit hat ihn dann engstens mit Leber, Leuschner und Mierendorff zusammengeführt.

In der letzten Zeit vor dem Juli 1944 war er sich jedoch völlig bewusst, dass die gewaltsame Beseitigung des nationalsozialistischen Regimes die Katastrophe für Deutschland nicht mehr abwenden könne. Doch er meinte: auch ein Scheitern würde beweisen, dass man kein Opfer scheue, um sich von der geistigen Krankheit des Nationalsozialismus zu befreien.»

Charakteristisch für die Auffassung, die Ulrich-Wilhelm Schwerin als Mensch und Soldat von der Pflicht hatte, sind die Worte, die er einem der Söhne am 6. April 1944 bei der Konfirmation auf den Lebensweg mitgibt: «In einer solchen Zeit des Leides und der allgemeinen Verwirrung bedürfen wir alle eines Haltes und einer inneren Kraft, die uns stark macht, und es ist sicher, dass die Lehre Christi, die fast 2000 Jahre Geltung hat, uns die innere Hilfe bringt, der wir bedürfen. Täglich und stündlich werden an uns Forderungen gestellt, und wir sind gehalten, unsere Pflicht zu erfüllen. Es ist nicht immer leicht, zu entscheiden, was die Pflicht ist. Wenn Du vor einer Wahl stehst, dass Du mehrere Wege beschreiten kannst, so wähle stets den schwereren Weg, und Du kannst sicher sein, dass Du den richtigeren gewählt hast. Du siehst daran, dass die Erfüllung der Pflicht schwer, ja oft sogar hart ist, ganz gleich, ob sie herantritt an den Schüler oder an den Soldaten, an den Mann im Berufsleben oder an die Hausfrau. Die höchste Anforderung erlebst Du heute täglich im Kriege, wenn die Pflicht von dem Soldaten sein Höchstes, nämlich sein Leben fordert. Es wäre aber unrichtig in der Erfüllung der Pflicht nur das Bedrückende zu sehen. Ich erinnere Dich an ein Wort Deines Grossvaters, der sagte, Pflicht ist mir Freude. Wer die Pflicht so sieht, wird in allen Lebenslagen aus ihr die stärksten Kräfte sammeln können.»

Als Ulrich-Wilhelm Schwerin am Abend des 20. Juli mit Eugen Gerstenmaier aneinander gefesselt aus der Bendlerstrasse abgeführt wurde, sagte er zu diesem:

«Man kann schliesslich nicht mehr tun, als dafür sterben.»



PETER GRAF YORCK VON WARTENBURG

Der Name «Yorck» weckt Erinnerungen an die Zeit der Befreiungskriege gegen Napoleon. Am 30. Dezember 1812 löste der General Hans David Ludwig von Yorck, ein Offizier, der bisher seinem König in treuem Gehorsam gedient hatte, ohne dessen Billigung das von ihm kommandierte Hilfskorps aus dem Verband der napoleonischen Truppen, die geschlagen aus Russland zurückfluteten. In eigener Verantwortlichkeit schloss Yorck mit dem russischen Gegner die Konvention von Tauroggen. Diese Tat des Generals wurde das weithin sichtbare Zeichen zum nationalen Freiheitskampf.

Am 7. und 8. August 1944 stand sein Urenkel, Peter Yorck, Leutnant und Oberregierungsrat, vor dem Volksgerichtshof – angeklagt wegen seiner Teilnahme an dem Umsturzversuch des 20. Juli. In der Gerichtssitzung nennt er unerschrocken, was ihn in Konflikt mit dem Nationalsozialismus gebracht hat: «Das Wesentliche ist der Totalitätsanspruch des Staates gegenüber dem Staatsbürger unter Ausschaltung seiner religiösen und sittlichen Verpflichtungen vor Gott.»

Peter Graf Yorck von Wartenburg wurde am 13. November 1904 in Klein-Oels in Schlesien geboren. Er studierte Rechts- und Staatswissenschaften in Bonn und Breslau, war zunächst Regierungsassessor am Breslauer Oberpräsidium und später Oberregierungsrat in Berlin beim Reichskommissar für die Preisbildung. Im Kriege nahm Peter Yorck am Polenfeldzug teil. Seit 1942 fand er in einem Wehrwirtschaftsamt Verwendung und konnte im Rahmen dieser Tätigkeit in Berlin und auf Reisen viele Verbindungen für die deutsche Opposition schaffen. Als Mitbegründer des Kreisauer Kreises und naher Freund von Helmuth Moltke arbeitete er an den Plänen für einen künftigen Neuaufbau des Staates, in dem er die Verantwortung der Gemeinden und Länder gestärkt und entfaltet sehen wollte. Am 20. Juli war Yorck unter der Gruppe von Männern, die in der Bendlerstrasse tätig wurden. Er gehört mit zu den ersten Opfern dieses Tages und wurde am 8. August 1944 hingerichtet.

In den letzten Stunden seines Lebens schreibt er:

(An die Mutter) «Am Ende eines an Liebe und Freundschaft überreich gesegneten Lebens habe ich nur Dank gegen Gott und Demut unter seinen Willen. Dass ich Dir diesen Kummer bereite, ist mir ein sehr grosser Schmerz nach alledem, was Du an Traurigem erleben musstest. Ich bitte Dich, mir das von ganzem Herzen zu vergeben. Ich habe über zwei Wochen Zeit gehabt, mich und mein Handeln vor Gott zu stellen und bin überzeugt, in ihm einen gnädigen Richter zu finden. Das Ausmass an innerer Not, das Menschen wie ich in den letzten Jahren zu durchleben hatten, ist gewiss nicht von denen zu verstehen, die ganz von ihrem Glauben beseelt sind, den ich nun einmal nicht teile. Dich darf ich versichern, dass kein ehrgeiziger Gedanke, keine Lust nach Macht mein Handeln bestimmte. Es waren lediglich meine vaterländischen Gefühle, die Sorge um mein Deutschland, wie es in den letzten zwei Jahrtausenden gewachsen ist, das Bemühen um seine



innere und äussere Entwicklung, die mein Handeln bestimmten. Deshalb stehe ich auch aufrecht vor meinen Vorfahren, dem Vater und den Brüdern. Vielleicht kommt doch einmal die Zeit, wo man eine andere Würdigung für unsere Haltung findet, wo man nicht als Lump, sondern als Mahnender und Patriot gewertet wird. Dass die wunderbare Berufung ein Anlass sein möge, Gott die Ehre zu geben, ist mein heisses Gebet.»

(An seine Frau): «Wir stehen wohl am Ende unseres schönen, reichen, gemeinsamen Lebens. Denn morgen will der Volksgerichtshof über mich und die anderen zu Gericht sitzen. Ich höre, das Heer hat uns ausgestossen; das Kleid kann man uns nehmen, aber nicht den Geist, in dem wir handelten. Und in ihm fühle ich mich den Vätern und Brüdern und auch den Kameraden verbunden. Dass Gott es so geführt hat, wie es gekommen ist, gehört zu der Unerforschlichkeit seiner Ratschlüsse, die ich demutsvoll annehme. Ich glaubte mich durch das Gefühl der alle niederbeugenden Schuld getrieben und reinen Herzens. Ich hoffe deshalb auch zuversichtlich, in Gott einen gnädigen Richter zu finden... Als wir vom letzten Abendmahl hinweggingen, da fühlte ich eine fast unheimliche Erhabenheit, ich möchte es eigentlich Christusnähe nennen. Rückblickend scheint sie mir als ein Ruf.»

... «Mein Tod, er wird hoffentlich angenommen als Sühne aller meiner Sünden und als Sühneopfer für das, was wir alle gemeinschaftlich tragen. Die Gottesferne unserer Zeit möge auch zu einem Quäntchen durch ihn verringert werden. Auch für meinen Teil sterbe ich den Tod fürs Vaterland. Wenn der Anschein auch sehr rühmlos, ja schmachvoll ist, – ich gehe aufrecht und ungebeugt diesen letzten Gang, und ich hoffe nur, dass Du darin nicht Hochmut und Verblendung siehst. – Des Lebens Fackel wollten wir entzünden, ein Flammenmeer umgibt uns, welch ein Feuer!«

IN CHRISTLICHEM GEIST

Eine Würdigung des deutschen Widerstands darf sich nicht an den organisierten Aktionen gegen die nationalsozialistische Diktatur allein orientieren. Nur wenn der Blick über solche Gruppen hinausgeht, erfasst das Bild den wahren Umfang und die ganze Tiefe der Wirklichkeit. Es setzt sich dann aus einer Fülle von Einzelbildern zusammen, deren Konturen schwer nachzuzeichnen, deren erschütternde Details kaum zu ergründen sind. Menschen aus allen Städten und Dörfern, die meist in keinerlei Beziehung zueinander standen und aus verschiedenen Lebenskreisen und Vorstellungswelten kamen, haben in den vielfältigsten Erlebnissen den Anstoss zu ihrer Entscheidung für den Widerstand erfahren. Ebenso verschieden war auch die Stärke der Reaktion und die Art ihres Ausdrucks. Sie mochte sich in der Verweigerung des Fahngrusses, in der Hilfe für einen Verfolgten, im vernehmlichen Protest beweisen und bewähren: immer war sie Äusserung einer inneren Spannung, Antwort auf den unerträglichen Druck eines Regimes, das in allen Bezirken rücksichtslos über den Menschen hinwegging.

Hinter den vielen Einzelnen aber standen die Familien und Freunde, und so erweiterte sich das individuelle Schicksal sogleich wieder zum Schicksal einer Gruppe, hatte repräsentativen Charakter. Diese stellvertretende Bedeutung des Einzelfalls mag auch die Frage in ein anderes Licht rücken, warum oft ein einziger Akt des isolierten Protestes zum bitteren Tod führte, fortwährende Tat des Widerstands hingegen sich zuweilen bis zuletzt zu behaupten vermochte.

Was aber alle Schicksale zusammenbindet, ist jener rechtsbewusste Wille zur individuellen Verantwortung, ist jenes humanistische Bekenntnis zur Grundlage des Menschlichen, ist jene aus christlichem Geist lebende Entscheidung: der Einzelne tritt aus dem befohlenen Gleichschritt, um für den anderen ein Opfer auf sich zu nehmen. Dieser Gedanke klingt durch alle Bilder, oft unausgesprochen, öfter noch deutlich hörbar. Und seinen

starken Ausdruck findet er in dem grossen Anteil, den Glieder der christlichen Kirchen am Widerstand gegen den Nationalsozialismus haben.

Die evangelische Kirche stand sogleich im Mittelpunkt der Auseinandersetzung. Sie war in ihrem innersten Wesen, in der Wahrhaftigkeit ihrer Verkündigung angegriffen, seit sich 1932 in ihren Reihen eine Bewegung von «evangelischen Nationalsozialisten», von «Deutschen Christen» gebildet hatte, die die kirchliche Verkündigung der neuen «Weltanschauung» anzugleichen suchte, die Vorstellungen von Blut und Rasse in ihr Denken aufnahm, die Absetzung von «nichtarischen» Geistlichen betrieb und den Totalitätsanspruch des nationalsozialistischen Staates als «den Ruf Gottes an Familie, Volk und Staat» proklamierte. Ihre Ziele strebte sie durch Schaffung einer evangelischen Nationalkirche zu verwirklichen, in deren Rahmen dann die 28 Landeskirchen gleichgeschaltet werden sollten. So wurde das Ringen um die Schaffung der Nationalkirche und um die kirchliche Leitung zu einem Kampf um die rechte Lehre.

Das Einigungsbedürfnis in den evangelischen Kirchen Deutschlands und die Nachwirkungen ihrer jahrhundertlang geübten Anlehnung an den Staat kamen den Bestrebungen der Deutschen Christen zunächst zu Hilfe. Auch hatte das nationalsozialistische Bekenntnis zum «positiven Christentum» einige Wirkung; es trieb viele Anhänger des neuen Regimes in die Kirchen und veranlasste den Nationalsozialismus, der in den Kirchen ohnehin nur entleerte bürgerliche Institutionen erblickte und für seine Zwecke auszunützen hoffte, seine fortschreitende Machtergreifung in einen pseudochristlichen Rahmen zu stellen. So fand die feierliche Eröffnung des neuen Reichstags nach einem Wahlkampf des staatlich sanktionierten Terrors am 21. März 1933 in der Potsdamer Garnisonkirche statt. Und so sicherte die Unterstützung der Partei den «Deutschen Christen» in den Kirchenwahlen vom Juli 1933 fast überall die Mehrheit. Aber als sie von da aus immer mehr «Machtpositionen» der Kirche an sich rissen, wuchs der Widerstand. Auf der Grundlage der Bibel und der Bekenntnisse des Reformationszeitalters entstand in der «Bekennenden Kirche» eine Gegenbewegung, die auf einer von breiten Volkskreisen getragenen Synode in Barmen im Mai 1934 sich eine neue Vertretung der Deutschen Evangelischen Kirche schuf.

Nun liess auch das Regime selbst die «Deutschen Christen» und mit ihnen das Ziel einer politischen Ausnützung der evangelischen Kirche fallen. Dafür aber ging es seit 1935 dazu über, die Arbeit der kirchlichen Organisationen unter Aufsicht zu nehmen und ihren Vertretern den Weg zu den ordentlichen Gerichten, bei denen sie in den ersten Jahren ihr Recht noch hatten finden können, zu versperren. Nicht eine Angleichung der Kirche an die nationalsozialistische «Weltanschauung», sondern eine Vernichtung des Christlichen schlechthin bestimmte alle weiteren staatlichen Massnahmen.

Diese Bedrängung hatte auch die katholische Kirche in zunehmendem Masse erfahren müssen, obwohl die Verhandlungen, die dem Reichskonkordat von 1933 folgten, zunächst noch einen gewissen Schutz gewährten. Gegenüber den fortgesetzten und immer

intensiver werdenden «weltanschaulichen» Angriffen auf die Kirche, verbunden mit der Verfolgung von Menschen, die sich zu ihr bekannten, bedeutete dann die päpstliche Enzyklika «Mit brennender Sorge», die 1937 den katholischen Gläubigen von den Kanzeln verlesen wurde, die offene Kampfansage.

In der Folgezeit und besonders im Krieg erlitten beide Kirchen schwere Verluste durch propagandistische Verleumdungen, Scheinprozesse gegen Klöster und Geistliche, Wegnahme von Kirchengut und Beschränkung der theologischen Ausbildung. Die ausserpolitischen, dann militärischen Probleme hinderten das Regime freilich, die Auseinandersetzung mit den Kirchen endgültig auszutragen.

Dieser Existenzkampf der Kirchen ist jedoch nur die eine Seite des christlichen Widerstands gewesen. Eindrucksvoller noch ist, wie Christen immer wieder hinausgetreten sind in die schreckensvolle Wirklichkeit der politischen Welt, um anderen Menschen einen rechten Weg zu zeigen und gleichzeitig den Unterdrückten und Verfolgten zu helfen. Der langjährige württembergische Staatspräsident Bolz hat beispielsweise aus diesem politischen Verantwortungsbewusstsein des Christen heraus sein Leben für den Sturz der Diktatur eingesetzt und für die Rettung Deutschlands geopfert.

Dies Hinaustreten in den politischen Bereich geschah freilich nicht ohne Bedenken: man fürchtete, die Kirchen könnten dabei zu einem Sammelpunkt Unzufriedener werden, denen ein echtes Verhältnis zur christlichen Botschaft fehlte. Aber unter dem Eindruck der ungeheuerlichen Geschehnisse traten solche Bedenken zurück. Die Kirchen wendeten sich gegen biologische Weltanschauung und Vergötzung des eigenen Volkes, sie sprachen deutlich aus, dass der Eid einen Anspruch Gottes an den Menschen in sich birgt und deshalb nicht einseitig zum unbedingten Gehorsam gegenüber einem Menschen verpflichtet kann, sie protestierten gegen die Entchristlichung der Jugend, gegen die Rechtszerstörung, gegen die Willkür der Gestapo, die Greuel der Konzentrationslager und die Misshandlung der Bevölkerung in den besetzten Gebieten, sie erhoben entschiedenen Einspruch gegen die Tötung von Kranken.

Viele christliche Familien, Pfarrhäuser und Orden haben selbstverständlich Schutz geboten, ohne dass sie sich damit als besondere Widerstandskämpfer vorgekommen wären. So weigerten sich unter eigener Lebensgefahr Leiter christlicher Krankenanstalten, von der Euthanasie bedrohte Patienten herauszugeben. Die tapferen Briefe der Schwester Anna Bertha Königsegg an den Reichsverteidigungskommissar stehen hier neben der energischen Weigerung Pastor von Bodelschwings für die Anstalten in Bethel. Beide hatten den Erfolg, dass der Mord an den Patienten dieser Anstalten verhindert wurde. Indem die Kirchen unzählige Opfer brachten, gewannen sie auch wieder ein festeres Verhältnis zu Volksteilen, die ihrer Verkündigung vorher fern standen.

Die Namen von vielen Geistlichen und Priestern wurden weithin bekannt. Den Pater Rupert Mayer führten seine aufrechten Predigten schon 1936 ein erstes Mal ins KZ; bald nach seiner Befreiung 1945 starb er, der heute in Bayern wie ein Heiliger verehrt

wird, auf der Kanzel. Ebenso bekannt wurde Pastor Schneider-Dickenschied, der als «Prediger von Buchenwald» in jahrelanger KZ-Haft bis zum Tod wieder und wieder gegen Verbrechen des Regimes seinen christlichen Protest erhob. Neben ihm steht mit dem österreichischen Pater Franz Reinisch ein Mann, den 1940 das Predigtverbot der Gestapo, dann die Einberufung aus seiner Tätigkeit riss, der darauf den Fahneid auf Hitler verweigerte und 1942 hingerichtet wurde. In der Schlussvernehmung begründete er seine Bereitschaft, «für Christus und die deutsche Heimat sein Leben hinzuopfern, auf dass unser Volk wieder werde ein starkes und freies Gottesvolk inmitten der Völker des Abendlandes».

Unvergesslich bleiben die Predigten Niemöllers in der Dahlemer Kirche, die ihm eine achtjährige KZ-Haft eintrugen. Beispielhaft war auch das Wirken des Bischofs Graf von Galen in Münster, der seinen Gläubigen das Christentum als einen festen Bestandteil deutschen Wesens und deutscher Vergangenheit predigte und damit den hohlen Nationalismus der Machthaber entlarvte: «Werdet hart! Bleibet fest! Bleibet standhaft! Wie der Amboss unter den Hammerschlägen. Es kann sein, dass der Gehorsam gegen Gott, die Treue gegen das Gewissen, mir oder euch das Leben, die Freiheit oder die Heimat kostet. Aber lieber sterben als sündigen! Möge Gottes Gnade, ohne die wir nichts vermögen, euch und mir diese unerschütterliche Festigkeit geben und erhalten.»

Die theologische Wissenschaft musste sich in dieser Zeit der Prüfung mit den Fragen des praktischen christlichen Lebens in neuer Weise auseinandersetzen. Besonders die evangelische Kirche, die bis 1918 dem Staat aufs Engste verbunden war, stand im Zeichen einer völligen Neubesinnung auf das rechte Verhältnis zur Obrigkeit. Einer ihrer theologischen Zeugen, Dietrich Bonhoeffer, hat die Möglichkeit des aktiven Widerstandes bis zur Beseitigung des Tyrannen bejaht. Es gelte nicht nur die Opfer unter dem Rad zu verbinden, sondern dem Rad selbst in die Speichen zu fallen: «Wer in Verantwortung Schuld auf sich nimmt – und kein Verantwortlicher kann dem entgehen –, der rechnet sich selbst und keinem anderen diese Schuld zu und steht für sie ein, verantwortet sie. Er tut es nicht in dem frevelnden Übermut seiner Macht, sondern in der Erkenntnis, zu dieser Freiheit – genötigt und in ihr auf Gnade angewiesen zu sein. Vor den anderen Menschen rechtfertigt den Mann der freien Verantwortung die Not, vor sich selbst spricht ihn sein Gewissen frei, aber vor Gott hofft er allein auf Gnade.»

So haben denn Christen im Bewusstsein ihrer Verantwortung den Widerstand bis in die äussersten Konsequenzen auf sich genommen. Besonders eindrucksvoll ist es aber auch, wie Menschen, die den Kampf gegen die Diktatur zunächst nur als ein politisches Anliegen auffassten, sich darin mehr und mehr vor echte religiöse Entscheidungen gestellt sahen. Sie gingen gewissermassen den umgekehrten Weg, sie wurden vom Erlebnis des politischen Geschehens zu einem vertieften Verständnis des Christentums geführt. Ein denkwürdiges Zeugnis für diesen Vorgang sind die Briefe aus Tegel, die Graf Moltke zwischen Verurteilung und Hinrichtung geschrieben hat.

ERICH KLAUSENER

geboren am 25. Januar 1888 in Düsseldorf, ging – ähnlich wie sein Vater – den Weg des höheren preussischen Verwaltungsbeamten bis zum Regierungs-assessor im Handelsministerium. Nach seiner Kriegstraumung am 1. August 1914 kam er an die Front. Von dort 1917 zurückgerufen, um die Aufgaben des Landrates in Adenau (Eifel) zu übernehmen, wurde er 1919 Landrat des Industriekreises Recklinghausen, 1924 Ministerialdirektor im Wohlfahrtsministerium in Berlin und 1926 Leiter der Polizeiabteilung im preussischen Innenministerium. Am 2. Februar 1933 musste Erich Klausener, der sich durch seine Arbeit in der katholischen Laienbewegung bekanntgemacht hatte und seit 1928 Leiter der Katholischen Aktion im Bistum Berlin war, sein Amt verlassen. Er wurde dann im Reichsverkehrsministerium beschäftigt.

Es war am 25. Februar 1933. Schon hatte der Nationalsozialismus in die Freiheit der Kirche eingegriffen, die katholischen Arbeitervereine als «staatsfeindlich» bezeichnet und alle katholischen Verbände in ihrer Daseinsberechtigung angezweifelt. Dennoch füllten das weite Rund des Stadions in Berlin 45'000 Menschen – die ohne Hakenkreuz gekommen waren.

In der nächsten Nummer des «Völkischen Beobachters» vermerkte Alfred Rosenberg in einem Leitartikel: «Der Berliner Katholikentag hat wie früher so auch jetzt einen glanzvollen Verlauf genommen. Und wenn er nur eine kirchliche Kundgebung gewesen wäre, hätten wir keine Ursache, an die Veranstaltung irgendwelche Kritik anzuschliessen.» Aber da war ein Satz in Dr. Klauseners Rede, der Rosenberg «unerträglich» schien: «Wenn die Revolution der nationalen Erhebung nicht begleitet wird von einer Revolution der inneren, geistigen Erneuerung, dann ist alle Kraft und alles Mühen vergebens gewesen.»

Rosenberg hatte den Sinn der Worte verstanden und entgegnete darauf: «Der Zentrumsmann Dr. Klausener sieht also den vierzehnjährigen Kampf Adolf Hitlers und die grosse Erhebung unseres Volkes, wie sie den Nationen nur alle Vierhundert Jahre beschert werden kann, als eine von nicht genügend innerer Geistigkeit getriebene Bewegung an.»

Erich Klausener gehörte zu jenen Männern, die aus Sorge um die Zerrissenheit des Volkes gewisse Möglichkeiten in manchen Plänen der Nationalsozialisten sahen, sich aber dennoch keinen Augenblick im Unklaren darüber waren, dass ein anderer Geist als der nationalsozialistische neue und notwendige Begriffe prägen müsse. Bezeichnend dafür waren die Worte aus seiner Rede: «Nichts wäre schlimmer, als wenn Deutschland und gerade die junge Generation jetzt in den Gegensatz zum Liberalismus verfielen, nämlich in die gleichgültige und gedankenlose Einordnung in ein vollkommenes Staatssystem», und «darum sei unser Bekenntnis am heutigen Tage: Die Weihe unseres Lebens muss ausgehen von der Eucharistie und in die entferntesten Bezirke des Lebens wirken».

Und weiter führte er aus: «Wenn unsere Kirche uns den Blick weitet über die Grenzen unseres Landes hinaus, wenn sie ihren Dom spannt über die Lande und Völker, alle Rassen und Geschlechter, dann ist das kein verschwommener Internationalismus, der dem nationalen Wollen, Denken und Fühlen entgegensteht. Die katholische Kirche ist universal. Sie vermählt sich mit jedem Volk der Erde. Solches Gedankengut in unseren katholischen Mitbürgern zu mehren und zu erhalten, ist der Sinn und Zweck unserer katholischen Organisationen. Darum wünschen wir so leidenschaftlich ihre Erhaltung.»

Noch am Abend der Rede klingelte in Klauseners Wohnung das Telefon. Ob es wahr sei, so fragte man, dass der Ministerialdirektor Klausener verhaftet worden wäre. Er selbst lachte darüber. Er wollte nicht glauben, dass die Zeit des Rechtes vorbei war.

Ein Jahr verging. Die Arbeit in der Katholischen Aktion brach nicht ab. Immer neue Überlegungen wurden gemacht, sie zu vertiefen, die einzelnen Menschen gegen den Druck von aussen widerstandsfähiger zu machen. Gleichzeitig aber war Erich Klausener auf seinem neuen Aufgabengebiet als Leiter der Schiffahrtsabteilung im Reichsverkehrsministerium ein Motor sachlicher Arbeit, auf die selbst die Nationalsozialisten nicht verzichten wollten und konnten.

Es kam der 24. Juni 1934 – diesmal mit 60'000 Menschen beim Berliner Katholikentag in Hoppgarten, wieder ohne Hakenkreuzfahnen, doch 60'000 Menschen mit festem Glauben und klarem Willen zum Bekenntnis in der Öffentlichkeit.

Zum Abschluss – aus der Atmosphäre der Stunde, aber auch aus der Spannung der Zeit heraus – sprach Erich Klausener einige Worte, die im Tagungsprogramm nicht vorgesehen waren, doch weithin über die 60'000 Versammelten Widerhall fanden. Es war der unmissverständliche katholische Protest gegen den wachsenden politischen Druck, gegen die Rassenpolitik und gegen die nationale Überheblichkeit.

Am Samstag darauf fiel um 13.15 der Schuss, durch den Erich Klausener in seinem Amtszimmer ermordet wurde. Es war der 30. Juni 1934, der Tag der «grossen Bereinigung», an dem Hitler mit den Kräften eines noch möglichen Widerstandes gegen seine Macht aufzuräumen liess – aus Anlass der sogenannten Röhms-Revolution in Bayern.

Wer war der Mörder? Göring, der 17 Jahre später in der Voruntersuchung in Nürnberg zugab, dass er den Katholikenführer Klausener habe treffen wollen? Heydrich, der einen SS-Führer mit eindeutigem Befehl in das Reichsverkehrsministerium sandte? Oder der SS-Mann, der den Befehl ausführte und sich in seinem Prozess 1952 in Berlin daran erinnerte, dass er vor 17 Jahren den «Auftrag Klausener» erhalten hatte.

Und wer war der Ermordete? Auf seinem Schreibtisch wurde ein Zettel mit einigen Worten seiner Handschrift gefunden: «Breche nie dein Wort! Zeige kein falsches Prestige. Habe gerechten Zorn, aber verschwende niemals deinen Zorn. Sei wahrhaftig in deinem Handeln.»

Aus dem Geleitwort zum Katholikentag 1933:

Dem Leid und Tod folgte die glorreiche Auferstehung. Darum ist das Kreuz des Leidens das Kreuz des Sieges geworden. Es muss eine sieghafte Kraft in diesem Holze liegen, die Leben ersteinen liess von dem Kreuze, von dem der Tod ausgegangen. Göttliche Kraft ist diese Siegeskraft. In ihrem Zeichen wird die Welt genesen, nach der Zeit des Kreuztragens das Ostern der Auferstehung folgen. Aber nur dann, wenn auch wir in Demut und Gehorsam Christus nachfolgen, unser Kreuz auf uns nehmen und uns des Namens würdig zeigen, den wir tragen!





KARL FRIEDRICH STELLBRINK

am 28. Oktober 1894 in Münster geboren, war der Sohn eines Zollbeamten. Nach dem humanistischen Abitur trat er in das Landeskirchliche Diasporaseminar in Detmold ein, nahm dann am Weltkrieg teil, kehrte 1917 mit verkrüppelter Hand zurück und legte 1920 die Abschlussprüfung auf dem genannten Seminar ab. Für kurze Zeit Vikar in Barkhausen, wurde er 1921 für das geistliche Amt des überseeischen Auslandsdienstes der evangelischen Landeskirche Preussens ordiniert. Nachdem er 8 Jahre als Seelsorger deutscher Siedler in Brasilien war, kam er mit seiner Familie 1929 wieder nach Deutschland und wurde nach einem bestandenen Colloquium Pfarrer der Gemeinde Steinsdorf in Thüringen. Am 1. Juni 1934 folgte er einem Ruf an die Lutherkirche in Lübeck.

«Er war ein Mensch mit weiter, tiefer Schau des Lebens und der Dinge und ahnender Seele», schrieb zum Gedächtnis des Pfarrers Stellbrink sein Freund, der evangelische Probst Stoldt. «Obwohl kein eigentlicher Akademiker, war er doch ein Mann von hoher Bildung und Kultur, voll sprühendem Geist und von reichem Wissen und vielen Amtsbrüdern mit akademischem Studium geistig weit überlegen. Wenn wir in meinem Landpfarrhaus oder bei ihm gemütlich beisammen sassen, erzählte er so gern aus der Zeit, als er den Siedlern in Brasilien diente. Diese Zeit liess ihn reiche Lebenserfahrungen sammeln. Er sehnte sich oft zurück nach der Sonne und der Freiheit jenes gesegneten Landes, nach der Ungebundenheit des dortigen Lebens und Schaffens, nach der Grösse und Weite des Raumes, der ihm dort für seine Wirksamkeit offen stand. Denn nichts war ihm verhasster als die Beschneidung der Freiheit in Wort und Tat... Er war ein ausgesprochener Wahrheitsfanatiker, der es liebte, möglichst den Nagel auf den Kopf zu treffen und gerade heraus zu sagen, was er meint, er war ein praktischer Mann, der überall hinpasst und sich in alles hineinfinden konnte, nur nicht in das Dritte Reich. Deswegen mussten auch seine anfänglichen Versuche, sich diesem Reich anzupassen oder es gar zu unterstützen und zu fördern, kläglich scheitern ... Und so konnte es gar nicht anders sein, es musste einmal Zeit und Stunde kommen, in der die Agenten der Gestapo begannen, sich für ihn zu interessieren.» (Aus: «Wo seine Zeugen starben ist Sein Reich.» Hansa Verlag Josef Toth, Hamburg.)

Am 7. April 1942 hatte die Gestapo den evangelischen Pfarrer Karl Friedrich Stellbrink festgenommen; kurz darauf folgte die Verhaftung der katholischen Kapläne Johannes Prassek, Hermann Lange und Eduard Müller. Am 24. Juni 1943 stand Stellbrink gemeinsam mit diesen vor dem Volksgerichtshof, der von Berlin nach Lübeck gekommen war, um unter Ausschluss der Öffentlichkeit das Todesurteil gegen die vier Geistlichen auszusprechen. Am folgenden Tage fand die Verhandlung gegen eine grössere Gruppe christlicher Laien statt, von denen 18 – zum Teil Soldaten – im Laufe eines Tages zu längeren Gefängnisstrafen verurteilt wurden.



Den Anstoss zu diesem Christenprozess hatte, am Tage nach dem schweren Fliegerangriff auf Lübeck, die Predigt des Pfarrers Stellbrink gegeben, in der er am 29. März 1942 die Christenheit aufrief, die Stimme Gottes zu hören und ihr zu folgen.

Durch diese Worte wurde die Gestapo aufmerksam. Sie stellte die gemeinsame Arbeit in der Verbreitung der Briefe des Bischofs von Galen und die geistige Verbundenheit der Seelsorger beider Konfessionen gegen den Nationalsozialismus fest.

Hierzu fand Hermann Lange am 25. Juli 1943 in der Haft folgende Worte: «Das gemeinsam ertragene Leid der letzten Jahre hat die beiden christlichen Kirchen einander näher gebracht. Ein Symbol dieser Leidensgemeinschaft, aber auch der Annäherung, ist die gemeinsame Haft des katholischen und des evangelischen Geistlichen.»

Zur gleichen Zeit waren die Überlegungen Eduard Müllers: «Wenn es uns Menschen von heute so schwer fällt, unser Leid zu tragen, unser Kreuz auf uns zu nehmen, das der Herr uns schickt, so liegt doch der Grund darin, dass uns der Sinn des Kreuzes und Leides verlorengegangen ist. Das alles ist für uns blosser Theorie geworden; in der Praxis machen wir nur zu schnell Einschränkungen. Denn sonst würden auch wir uns rühmen für Christus zu leiden und bereitwillig alles Widerwärtige auf uns zu nehmen . . . Und nun nimmt uns unser Herr und Meister in seine harte Schule; jetzt lässt er uns ein klein wenig spüren, was es heisst, Christus nachfolgen!»

Johannes Prassek schrieb am 27. Januar 1943, ebenfalls in der Haft: «In diesem Fall ist es grösser, anders zu sein als unsere Zeit – unmodern, rückständig, lebensfeindlich, weltflüchtig – und wie die komischen Reklameworte einer verirrtten, modernen Weltanschauung heute heissen. Wir wissen, dass wir in diesen unsern Ideen, in diesen unsern Dogmen die Sicherheit und Wohlfahrt der Menschen beschlossen tragen, wissen, dass in diesen unsern Ideen die Naturgesetze und Gott auf unserer Seite stehen; das gibt uns unsere Sicherheit, das gibt uns auch den Mut, unter Umständen auch einer übermächtigen Gegenwart immer wieder ein ‚Nein‘ entgegenzurufen, selbst wenn wir als Einzelne dann vielleicht von dieser Gegenwart erdrückt würden.»

Und kurz vor dem Tode schrieb Karl Friedrich Stellbrink am 31. Oktober 1943 an seine Frau: «Gott bestimmt keinen Menschen vor seiner Geburt zur Verdammnis, verstockt selbst kein Menschenherz. Unser Wille ist ganz frei zur eigenen Entscheidung, daher können und müssen wir wollen, dann gibt Gott das Vollbringen. Er flösst uns auch nicht die Entscheidung ein, sondern diese müssen wir selbst treffen, aber Er weiss sie vorher. Und Seine Allwissenheit mit unserer Willensfreiheit zu vereinbaren, das können wir uns an den zwei Sätzen der Mathematik klarmachen: 1. Parallelen schneiden sich nie, 2. sie schneiden sich in der Unendlichkeit. Diese zwei Sätze widersprechen sich und sind doch beide richtig.»

Wenige Tage später – am 10. November 1943 – traten die vier Geistlichen Lübecks ihren letzten Weg zur Hinrichtungsstätte in Hamburg an. Als überzeugte Christen gingen sie mutig und aufrecht in ihren Tod.

BERNHARD LICHTENBERG

geboren am 3. Dezember 1875 in Ohlau, empfing 1899 die Priesterweihe. Nach kurzer Kaplanzeit in Neisse war er seit 1900 in der Pfarrseelsorge Berlins und während des Weltkrieges 1914-1918 als Militärpfarrer bei dem Garderegiment III tätig und erhielt damals die Verdienstmedaille des Roten Kreuzes. Er machte sich nach dem Krieg als Berliner Stadtverordneter der Zentrumsfraktion bekannt. 1932 wurde er Dompfarrer und 1938 Domprobst an der St. Hedwigs-Kathedrale in Berlin. In apostolischer Armut, strenger Askese und unermüdlichem Dienst an seiner Gemeinde lebte er, was er predigte. Im Herbst 1941 wurde er von der Gestapo in Haft genommen.

Am 28. August 1941 sandte Domprobst Bernhard Lichtenberg folgendes Schreiben ab:
An den Herrn Reichsärztführer Dr. Conti im Reichsministerium des Innern
Berlin NW 7, Unter den Linden 72

Der Bischof von Münster hat am 3. August 1941 in der St. Lamberti-Kirche in Münster eine Predigt gehalten, in der er behauptete, es sei ihm versichert worden, dass man im Reichsministerium des Innern und auf der Dienststelle des Reichsärztführers Dr. Conti gar kein Hehl daraus mache, dass eine grosse Zahl von Geisteskranken in Deutschland vorsätzlich getötet worden ist und in Zukunft getötet werden soll.

Wenn diese Behauptung unwahr wäre, hätten Sie, Herr Reichsärztführer, den bischöflichen Prediger schon längst als Verleumder öffentlich gebrandmarkt und gerichtliche Klage gegen ihn angestrengt oder die Geheime Staatspolizei hätte sich seiner bemächtigt. Das ist nicht geschehen, Sie geben also die Richtigkeit der Behauptung zu. Wenn auch die heiligen zehn Gebote Gottes öffentlich ignoriert werden, so hat doch das RStGB noch Gesetzeskraft. § 211 des RStGB bestimmt: «Wer vorsätzlich einen Menschen tötet, wird, wenn er die Tötung mit Überlegung ausgeführt hat, wegen Mordes mit dem Tode bestraft.» § 139 bestimmt: «Wer von dem Vorhaben eines Verbrechens wider das Leben . . . glaubhafte Kenntnis erhält und es unterlässt, der Behörde oder dem Bedrohten hier- von zur rechten Zeit Anzeige zu machen, wird ... bestraft.»

Wenn die mit der Strafverfolgung und Strafvollstreckung betraute staatliche Behörde hier keinen Anlass einzugreifen erkennt, muss jeder deutsche Staatsbürger, den Gewissen und Amt dazu drängen, sich zum Worte melden.

Ich tue es hiermit:

Vor kurzer Zeit war eine fassungslose Mutter in meinem Büro. Sie wollte meinen Rat und meine Hilfe in Anspruch nehmen. Sie hatte vor einer Woche aus einer Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt die Nachricht bekommen, dass ihr 38jähriger Sohn an Lippen- furunkel und Hirnhautentzündung gestorben und verbrannt worden sei. Er befand sich in dieser Anstalt erst seit einer Woche. Er war aus einer anderen Anstalt dorthin transportiert worden, die nur eine Sammelstelle für die «zum Tode Verurteilten» war. 18 Jahre hatte er in einer anderen Pflegeanstalt zugebracht, deren Arzt der Mutter vor einem Monat das Anerbieten gemacht hatte, ihren Sohn nach Hause zu beurlauben. Der Vater des Patienten hatte, sobald ihm seine Frau nach der Rückkehr von ihrem Krankenbesuch davon Mitteilung machte, durch einen eingeschriebenen Brief sein Einverständnis mit der Beurlaubung des Sohnes ausgesprochen; dieser Brief kam zu spät an, der Sohn war schon nach der Sammelstelle transportiert worden. Ein zweiter eingeschriebener Brief nach der Sammelstelle kam auch zu spät, der Sohn war schon zur «Hinrichtungsstelle» geführt worden. Die Mutter fuhr ihm nach, verlangte den Sohn, wie mit dem Arzt der ersten

Pflegestelle verabredet war, zu wiederholten Malen heraus; der Arzt weigerte sich, ihn zu entlassen, die Mutter fuhr zurück, der Vater verlangte durch eingeschriebenen Brief die sofortige Herausgabe seines Sohnes, als Antwort erhielt er wenige Tage darauf die Mitteilung seines Todes, die Asche könne zur Verfügung gestellt werden. Wieviele tausend oder -zigtausend Male sich diese Fälle wiederholt haben, weiss Gott allein. Die Öffentlichkeit darf es nicht wissen, und die Angehörigen fürchten, wie auch in diesem Falle, für ihre Freiheit und ihr Leben, wenn sie öffentlich Einspruch erheben.

Auch auf meiner priesterlichen Seele liegt die Last der Mitwisserschaft an den Verbrechen gegen das Sittengesetz und das Staatsgesetz. Aber wenn ich auch nur einer bin, so fordere ich doch von Ihnen, Herr Reichsärztführer, als Mensch, Christ, Priester und Deutscher Rechenschaft für die Verbrechen, die auf Ihr Geheiss oder mit Ihrer Billigung geschehen und die des Herrn über Leben und Tod Rache über das deutsche Volk herausfordern.

Ich gebe von diesem Briefe der Reichskanzlei, den Reichsministerien und der Geheimen Staatspolizei Kenntnis.

gez. Bernhard Lichtenberg

Ein weiterer Brief, den Domprobst Lichtenberg als Antwort des Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz, Kardinal Bertram, auf ein Schreiben des Reichsministers Kerrl vorbereitete, erreichte sein Ziel nicht. Die Gestapo hatte ihn bei einer Durchsuchung der Wohnung Lichtenbergs gefunden und beschlagnahmt. Diesem Brief ist folgender Auszug entnommen:

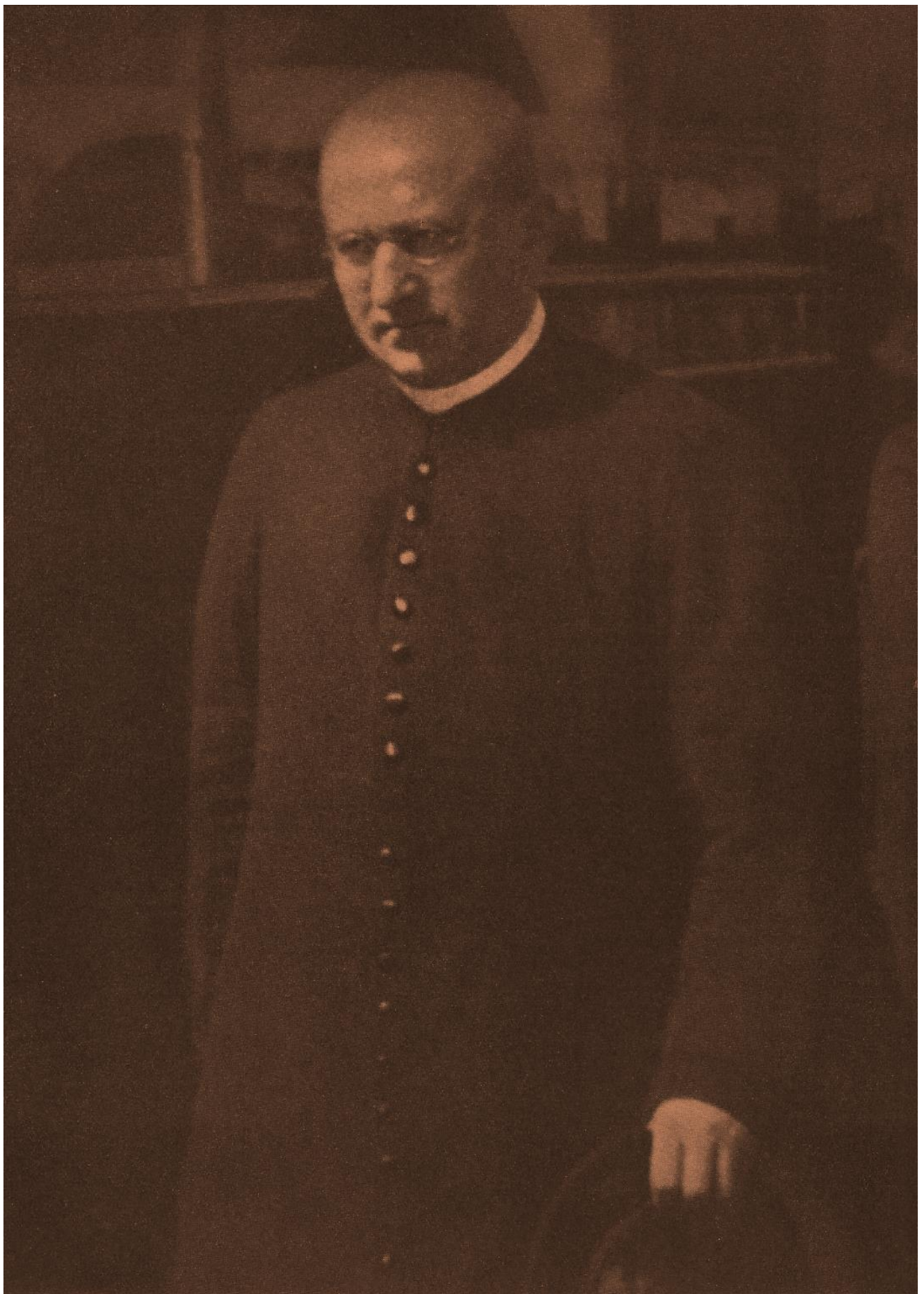
An die Reichsregierung z. Hd. des Reichsministers Kerrl

Sie haben in Ihrem Brief vom 4. August 1941 an den Herrn Kardinal den gemeinsamen Hirtenbrief der Deutschen Bischöfe zum Anlass genommen, dem Herrn Kardinal das tiefste Befremden der Reichsregierung über das Verhalten aller deutschen Bischöfe auszusprechen, die an der Fuldaer Bischofskonferenz vom 24. bis 26. Juni teilgenommen haben, weil die Bischöfe sich nicht darauf beschränkt haben, wie es sich Ihrer Meinung nach für deutsche Bischöfe geziemt hätte, der Reichsregierung in einer Denkschrift berechnete oder unberechnete Sorgen zur Kenntnis zu geben. Sie fügen hinzu, dass Sie in diesem Falle durchaus bereit gewesen wären, dem Herrn Kardinal (und somit allen deutschen Bischöfen) die Stellung der Reichsregierung zum Inhalt der Denkschrift und zu der Frage, ob einzelne Punkte Berücksichtigung verdienen, zur Kenntnis zu geben.

Herr Reichsminister, es gibt ein Gebiet, auf dem die katholischen Bischöfe durch den Willen des göttlichen Stifters der katholischen Kirche, Jesus Christus, keinerlei Bevormundung bedürfen, auf dem sie vielmehr Lehrer und Führer sind und selbst der rechtmässigen staatlichen Obrigkeit ein ernstes, warnendes «Halt» zurufen müssen: In rebus fidei et morum!

Es wäre ein Fehlschluss, aus einer verbindlichen schriftlichen Ausdrucksweise auf Schwäche in den Grundsätzen zu schliessen. Wenn die Bischöfe nur selten fordern, so ist doch in der Tat eine Bitte des Gesamt-Episkopates in rebus fidei et morum eine Forderung, erst recht an eine Staatsgewalt, welche die von Gott gesetzten Machtgrenzen in verstiegenem Totalitätsanspruch nicht zum Schutze, sondern zum Schaden von Volk und Vaterland überschreitet...

Am 22. Mai 1942 wurde Domprobst und Prälat Bernhard Lichtenberg vom Sondergericht I beim Landgericht wegen Kanzelmissbrauchs und Vergehen gegen das Heimtückegesetz zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.



In der Urteilsbegründung heisst es:

I

Am 29. August 1941 hielt der Angeklagte in der St. Hedwigs-Kirche eine Abendandacht, welcher zahlreiche Gläubige beiwohnten. Diese Andacht schloss er mit einem Gebet, in dem er unter anderem erklärte: «Lasst uns nun beten für die Juden und die armen Gefangenen in den Konzentrationslagern, vor allem auch für meine Amtsbrüder.» Hieran nahmen zwei Studentinnen, welche sich gerade in der Kirche befanden, Anstoss und erstatteten Anzeige. Die Anklage ist ihm deswegen zur Last, als Geistlicher in Ausübung seines Berufes in einer Kirche mehrere Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung gemacht zu haben. Der Angeklagte gibt zu, die vorerwähnten Erklärungen im Laufe des Abendgebetes von der Kanzel der St. Hedwigs-Kirche abgegeben zu haben... Die Juden schliesse er in sein Gebet ein, seit die Synagogen in Brand gesteckt und die jüdischen Geschäfte geschlossen worden seien. Er sei damals über diesen Vandalismus entrüstet gewesen und deshalb entschlossen, für die Juden allabendlich mitzubeten.

II

Etwa Mitte Oktober 1941 fand der Angeklagte auf seinem Schreibtisch ein gedrucktes Flugblatt vor... Es handelt sich um ein Exemplar der Flugblätter, welche damals auf Anordnung des Reichspropagandaministeriums hergestellt und von den Ortsgruppen der NSDAP unter sämtliche Volksgenossen im Deutschen Reich verteilt wurden. Der Angeklagte war sofort entschlossen, gegen den Inhalt des Blattes innerhalb seiner Gemeinde Stellung zu nehmen, und zwar in der Form der Vermeidung, das heisst einer Verkündigung während des Gottesdienstes durch alle Geistlichen der St. Hedwigs-Kirche. Zu diesem Zweck fertigte er folgenden Entwurf an, der bei seiner Festnahme am 23. Oktober 1941 vorgefunden wurde:

«Vermeidung

In Berliner Häusern wird ein anonymes Hetzblatt gegen die Juden verteilt. Darin wird behauptet, dass jeder Deutsche, der aus angeblicher falscher Sentimentalität Juden unterstützt, und sei es auch nur durch freundliches Entgegenkommen, Verrat an seinem Volke übt. Lasst euch durch diese unchristliche Gesinnung nicht beirren, sondern handelt nach dem strengen Gebot Jesu Christi: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.»

III

Bei der Strafzumessung ist zu seinen (Lichtenbergs) Gunsten zu berücksichtigen, dass er sich bisher straffrei geführt hat, auf viele Jahre segensreichen Wirkens als Pfarrer zurückblicken kann, innerhalb seiner Gemeinde allseitig Verehrung geniesst und während des Weltkrieges in dem ihm gesteckten Rahmen seine Pflicht erfüllt hat...

Unter Berücksichtigung aller dieser Umstände sowie im Hinblick darauf, dass sich der Angeklagte nicht der besten Gesundheit erfreut und ihn deshalb jede Freiheitsentziehung härter, als das sonst üblich ist, trifft ... ist gemäss § 74 StrGB eine Gesamtstrafe von zwei Jahren Gefängnis gebildet worden.

Domprobst Bernhard Lichtenberg hat seine zweijährige Gefängnishaft in der Strafanstalt Berlin-Tegel verbüsst. Er wurde danach jedoch nicht in die Freiheit entlassen. Bei der Überführung in das Konzentrationslager Dachau starb er am 3. November 1943 auf dem Transport.

EDITH STEIN

wurde 1891 in Breslau geboren. Nach dem frühen Tode des Vaters führte die Mutter die Holzhandelsfirma fort. Edith Stein studierte von 1911 bis 1915 in Breslau und Göttingen Philosophie, Germanistik und Geschichte, promovierte nach dem Staatsexamen 1916 bei dem Freiburger Philosophen Husserl zum Dr. phil. und arbeitete dann als seine Assistentin. Durch philosophische Studien vom Atheismus zur Gotteserkenntnis geführt, wurde sie 1922 katholisch. Von 1922 bis 1931 war sie Lehrerin in Speyer; bedeutende Arbeiten auf dem Gebiet der Phänomenologie und scholastischen Philosophie begründeten ihren wissenschaftlichen Ruf. Ihr Werk «Husserls Phänomenologie und die Philosophie des Heiligen Thomas von Aquin» baut die Brücke von der scholastischen zur modernen Philosophie. Es folgen «Endliches und ewiges Sein. Versuch eines Aufstiegs zum Sinn des Seins» und «Kreuzeswissenschaft, eine Studie über Johannes vom Kreuz». 1932 wurde Edith Stein als Dozentin an das «Deutsche Institut für wissenschaftliche Pädagogik» gerufen, doch bereits 1933 wegen ihrer jüdischen Herkunft wieder entlassen. Einem langgehegten Wunsche folgend trat sie in das Karmelitenkloster in Köln-Lindenthal ein.

«Ich glaube zu wissen, dass ich um des Judentums willen noch viel leiden muss» und «es ging mir auf einmal ein Licht auf, dass Gott wieder einmal schwer Seine Hand auf Sein Volk gelegt habe, und dass das Schicksal dieses Volkes auch das meine war». Kein Wort der Klage hören wir, als Edith Stein auf der Höhe ihres geistigen Schaffens aus der Arbeit gerissen wird. Im Karmel folgt sie als Schwester Benedicta still ihrem innersten Beruf, ganz dem Dienste Gottes geweiht.

«Darüber kam der grosse Tag der letzten entscheidenden Hitlerwahl», schildert die Priorin des Kölner Karmel, Schwester Teresia Renata de Spiritu Sancto. Und sie schreibt: «Dem Führer Dein Ja – war in Lapidarschrift an jeder Linde der Dürener Strasse in Lindenthal zu lesen. Laut Bekanntmachung durfte kein Nichtarier sich an der Wahl beteiligen. Schwester Benedicta sollte Zurückbleiben, während die Schwestern mit Erlaubnis des Erzbischöflichen Stuhles zur Wahlurne pilgerten. Am Abend des Tages aber, kurz vor Wahlschluss, erschienen zwei Herren im Sprechzimmer. Sie hatten festgestellt, dass als Einzige im Karmel Frau Dr. Stein ihrer Wahlpflicht nicht genügt habe. Jedenfalls wegen Unpässlichkeit, so meinten sie. Sie hätten aber ein Auto und seien gern bereit, die Schwester hin- und zurückzufahren. Ihre Abstammung wollte Schwester Benedicta vorerst nicht verraten, ‚also‘, erklärte sie einfach, ‚wenn die Herren so grossen Wert auf meine Nein-Stimme legen, den Gefallen kann ich ihnen erweisen‘. Aber am 10. April 1938 sah die Sache ernster aus.

Die Grundsätze des Nationalsozialismus und die Staatsführung Hitlers hatten sich so klar als christus- und gottesfeindlich erwiesen, dass auch der harmloseste Deutsche über das angestrebte Ziel nicht mehr im Zweifel sein konnte. Zugleich war die Macht der Gewalthaber in eine brutale Schreckenherrschaft ausgeartet, vor der alles zitterte. So bestand auch im Kölner Karmel eine grosse Unsicherheit, wie man sich verhalten sollte. Schon hatte die Geheime Staatspolizei fristlos und ohne Grund mit Gewalt eine Menge von Ordensleuten aus ihren Klöstern ausgewiesen und mittellos auf die Strasse gestellt. Für den Kölner Karmel erwartete man schon lange das gleiche Schicksal. Würde es nicht unverzüglich über ihn hereinbrechen, wenn man bei dieser Wahl den Behörden auffiel? Deshalb war der von guter Seite erteilte Rat, geschlossen von der Wahl fernzubleiben, unannehmbar. Die meisten vertraten den Standpunkt, dass es gleichgültig sei, ob man Ja oder Nein stimme. Das Wahlergebnis sei schon eine von der Partei vorher abgemachte

Sache und werde sowieso in jedem Wahlkreis von den Nazis auf den gewünschten Nenner gebracht.

Aber gegen diese Auffassung erhob Schwester Benedicta mit grossem Eifer ihre Stimme. Die sonst so Sanfte und Nachgiebige war nicht mehr zu erkennen. Immer wieder beschwor sie die Schwestern, Hitler nicht zu wählen, ganz gleich, welche Folgen für den Einzelnen oder die Gemeinschaft daraus entstünden. Er sei ein Feind Gottes und werde Deutschland mit sich ins Verderben reissen.

Die Verwirrung war gross, wuchs aber noch, als am Morgen des Wahltages vor acht Uhr, in dem Augenblick, als die erste Gruppe der Schwestern sich zum Wahllokal begeben wollte, eine Abordnung der Wahlleitung mit der Wahlurne im Sprechzimmer des Kölner Karmel gemeldet wurde. Das war noch nie vorgekommen, und die Mutter Priorin unterliess es auch nicht, den Herren ihr Befremden darüber unverhohlen auszudrücken. Diese aber gaben vor, es sei ihnen bekannt, dass Karmelitinnen die Klausur nicht verlassen dürften, darum wollten sie den Schwestern in dieser Weise entgegenkommen und die Stimmzettel abholen. Noch einmal betonte die Oberin, dass es sich um einen öffentlichen, wenn auch geheimen Wahlakt handele, dem die Schwestern sich bisher niemals entzogen hätten ... Es half kein Sträuben, man musste sich fügen. Alphabetisch nahm die Stimmenabgabe ihren Verlauf.

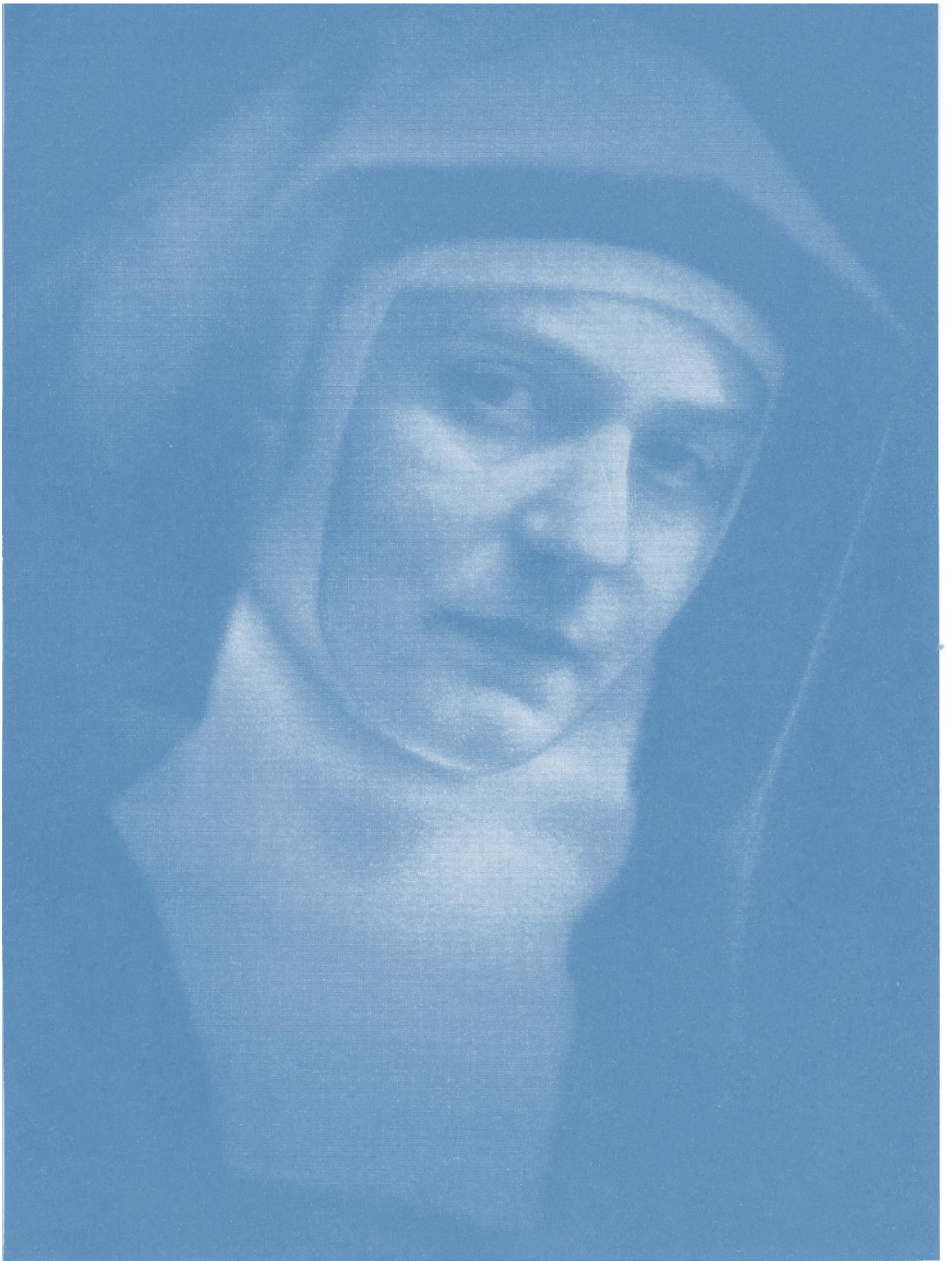
Am Schluss erklärte der Vorsitzende, der die Wählerliste führte: ‚Es haben noch nicht alle gewählt..‘. Dann kam das Gefürchtete: ‚Und Dr. Edith Stein?‘ – ‚Die ist nicht wahlberechtigt.‘ Selbstverständlich, 91 geboren! Also auch wahlberechtigt!‘ Mit eiserner Ruhe kam die Antwort: ‚Sie ist nicht arisch.‘ Die drei Herren fuhren zurück. Dann rief einer: ‚Schreiben Sie hin, sie ist nicht arisch.‘ Eiligst brachen sie auf und verliessen den Karmel... Es kamen die Ereignisse vom 9. November und gaben den Ausschlag. In der stillen Vorstadt Lindenthal blieb zwar die Ordnung einigermassen gewahrt, aber die Nachrichten vom Brand der Synagogen, von Ausschreitungen und Plünderungen bei Juden und Judenfreunden, drangen auch in den Karmel und erfüllten alle mit Entsetzen.

Schwester Benedicta war wie erstarrt vor Schmerz. Die Furcht, ihre Gegenwart könne die Kommunität gefährden, liess ihr keine Ruhe mehr.» (Aus: Edith Stein, Lebensbild einer Philosophin und Karmelitin, Verlag Glock u. Lütz, Nürnberg.)

Ende des Jahres 1938 übersiedelt Edith Stein in den holländischen Karmel zu Echt. Dort wird sie im Januar 1942 von der SS abgeholt. Als sie das Büro der Gestapo in Maastricht betritt, grüsst sie mit: «Gelobt sei Jesus Christus.» Später – in der Frist einer gewissen Bewegungsfreiheit, in der sie den Judenstern tragen muss – erzählt sie der Priorin, dass sie sich zu diesem Gruss getrieben fühlte, weil sie sich klar war, «in dem uralten Kampf zwischen Jesus und Luzifer zu stehen».

Die endgültige Verhaftung trifft sie am 2. August 1942. Jüdische Augenzeugen berichteten: «Unter den am 5. August eingelieferten Gefangenen fiel Schwester Benedicta auf durch ihre grosse Ruhe und Gelassenheit. Der Jammer im Lager und die Aufregung bei den Neueingetroffenen war unbeschreiblich. Schwester Benedicta ging unter den Frauen umher, tröstend, helfend, beruhigend wie ein Engel, nahm sich sofort der armen Kleinen an, wusch und kämmte sie, sorgte für Nahrung und Pflege. Solange sie im Lager weilte, entwickelte sie mit Waschen und Putzen eine rege Liebestätigkeit, so dass alle darüber staunten.»

Dann geht der Weg nach Osten. Im Lager Auschwitz wird Edith Stein als Nummer 44074 am 9. August 1942 vergast.



MAX JOSEF METZGER

am 5. Februar 1887 in Schopfheim im Schwarzwald geboren, studierte in Freiburg Theologie, empfing 1911 die Priesterweihe, promovierte zum Dr. theol., war nach seinen Kaplansjahren in Mannheim, Karlsruhe und Oberhausen/Br. von 1914-1915 Divisionspfarrer in Frankreich und 1916 Leiter der Volkshilfzentrale in Graz. Unter dem Eindruck des Kriegsgeschehens reifte er bald zu einer führenden Persönlichkeit des katholischen Pazifismus heran. 1917 gründete er mit dem Dominikaner P. Stratmann den «Friedensbund Deutscher Katholiken», deren Generalleiter er bis zu seinem Tode blieb. Eine Frucht seiner regen ökumenischen Bemühungen war 1938 die Gründung der «Bruderschaft Una Sancta».

Die Sorge um Deutschlands Zukunft veranlasste Max Josef Metzger 1942 zu einem Memorandum an den evangelischen Erzbischof Eidern von Upsala über eine neue deutsche Staatsordnung mit der Bitte, sich bei den alliierten Bischöfen um einen erträglichen Friedensvertrag zu verwenden. Das Dokument, in dem nur zum Zweck der Übersendung ins Ausland aus Gründen der Vorsicht statt Deutschland «Nordland» und statt NSDAP «antinationale Partei» gesagt war, hatte sonst folgenden Wortlaut:

«Deutschland (die vereinigten deutschen Länder) ist ein Bund von demokratisch geführten Freistaaten (Preussen, Bayern, Sachsen usw.). Jeder Freistaat ist im Rahmen der deutschen Verfassung selbständig in Bezug auf Innenpolitik, kulturelle und soziale Angelegenheiten und Verwaltung. Die Aussenpolitik ist gemeinsam und der Führung des Staatenbundes vorbehalten. Die Politik Deutschlands ist nach innen und aussen verfassungsmässig festgelegt als eine redliche Friedenspolitik auf der Grundlage sittlicher Wahrheit und Treue sowie sozialer Gerechtigkeit.

Die Friedenspolitik nach innen gründet auf der Achtung des ewigen Sittengesetzes, auf der Anerkennung und Wahrung des gleichen Grundrechtes für alle Bürger, einer fortschrittlichen Sozialpolitik (Sicherung von Arbeit, Verdienst und Lebensmöglichkeit für alle; Nationalisierung aller Bergwerke, Kraftwerke, Eisenbahnen sowie des Grossgrundbesitzes an Feld, Wald und Seen; soziale Steuerpolitik unter Schonung der Schwachen), und einer gerechten Nationalitäten- und Rassenpolitik (Selbstverwaltung der nationalen Kurien, z.B. in Bezug auf die öffentlichen Mittel für Schulzwecke).

Die Friedenspolitik nach aussen anerkennt und achtet in vollstem Umfang die Lebensrechte fremder Völker und vertritt bzw. verwirklicht freiwillig eine Abrüstung (bis auf eine Polizeitruppe zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung) zugunsten einer überstaatlichen Wehrmacht, die im Dienst eines unparteiischen Organs der ‚Vereinigten Staaten von Europa‘ einen gerechten Frieden unter den Staaten zu schützen übernimmt. Verfassungsmässig ist jedem Deutschen die Unantastbarkeit der persönlichen Würde und Rechtssicherheit, die Freiheit des Gewissens, der Sprache und Kultur, sowie der Religionsübung, die Freiheit der Meinungsäusserung und schliesslich der Freiheit des persönlichen Eigentums und Eigentumsgebrauchs innerhalb der durch das Gemeinwohl bestimmten und rechtlich klar festgelegten Grenzen gewährleistet.

Alle Deutschen, die an dem nationalen Unglück und der Vergewaltigung ihres Volkes nachweisbar mit Schuld tragen, bleiben, ebenso wie alle wegen gemeiner Verbrechen Verurteilten, für zwanzig Jahre von allen bürgerlichen Ehrenrechten (Wahlrecht, Recht auf Bekleidung öffentlicher Ämter) ausgeschlossen. Bis zur allfälligen Feststellung bzw. Bewährung ihrer charakterlichen und verfassungsgemässen Zuverlässigkeit wird diese



Mitschuld vorausgesetzt bei allen Funktionären der NSDAP und ihren Gliederungen und deren militärischen Selbstschutzorganisationen. Die darüber geführte Volksliste ist öffentlich.

Die gesetzgebende Gewalt Deutschlands steht bis zur Festlegung der endgültigen Verfassung auf Grund allgemeiner freier Volkswahlen beim deutschen Volkstag. Dieser besteht aus führenden Vertretern aller Stände sowie hervorragenden Persönlichkeiten der geistigen, kulturellen, religiösen Körperschaften, die erstmals ausgewählt werden vom deutschen Friedensorden, einer Vereinigung solcher Persönlichkeiten als allen Staatsgruppen und ehemaligen Parteien, die sich in der Vertretung der sittlichen, sozialen und politischen Grundsätze der neuen Friedenspolitik vor ihrem Volk und der Welt bewährt haben, insbesondere auch dadurch, dass sie für ihre Überzeugung und Haltung von Seiten des vergangenen Systems persönliche Nachteile zu tragen hatten.

Dies politische Programm ist aufgestellt für den Fall, dass mit dem Kriegsende eine Revolution ausbricht, durch die die Kontinuität des Rechts nicht mehr aufrecht zu erhalten ist.»

Dieses Schreiben fiel in die Hände einer Gestapo-Agentin. So wurde Metzger, der schon 1936 vorübergehend in Haft war, am 29. Juni 1943 von der Gestapo abgeholt und wegen «Hochverrat und Feindbegünstigung» angeklagt. Für ihn war freilich «kein Raum» im Dritten Reich, wie Freisler es ihm vor dem Volksgerichtshof bestätigte.

Hatte doch Bruder Paulus – so nannte sich Metzger nach dem Völkerapostel – immer wieder auf den grossen internationalen Friedenskongressen der Nachkriegsjahre in Bern, Haag, Graz, Luxemburg und Konstanz, und 1921 als erster Deutscher in Paris, seine Stimme erhoben, dass das Wissen um die Gewissenspflicht von dem Christen fordere, auch auf politischem Gebiet mit den Geboten Gottes und dem Reich der Liebe Ernst zu machen. «Das ist es, was den Frieden bringt, dieser Geist der letzten persönlichen Selbstaufopferung, auch um den Preis des eigenen Lebens, wie ihn Christus am Kreuze zahlte, der Selbstaufopferung für Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe, Frieden, für das Reich Gottes auf Erden.»

Als das Todesurteil am 14. Oktober 1943 verkündet wurde, erwiderte Bruder Paulus ruhig: «Ich möchte nur noch einmal sagen, dass ich vor Gott und meinem Volke ein gutes Gewissen habe und ihm nur zu dienen suchte». – «Nun ist es geschehen. Ich bin ruhig, ich habe mein Leben Gott angeboten für den Frieden der Welt und die Einheit der Kirche», sagte er nach der Verhandlung. Er ist am 17. April 1944 in Brandenburg hingerichtet worden.

FRIEDRICH JUSTUS PERELS

am 13. November 1910 in Berlin geboren, stand von Jugend an in enger Beziehung zur Kirche. Als Schüler des Friedenauer Gymnasiums gehörte er dem Schülerbibelkreis in Berlin an; als Student der Rechtswissenschaften in Heidelberg und Berlin war er Mitglied der christlichen Studentenvereinigung. Nach dem Referendarexamen 1933 war er überwiegend und nach dem Assessor-examen 1936 fast ausschliesslich für den Pfarrernotbund und die Bekennende Kirche tätig. Als tief überzeugter Christ ging er auch in den Tod. Mit ihm wurde sein Vater, Dr. Ernst Perels, Professor an der Universität Berlin, auf Grund der Sippenhaft ein Opfer der Gestapo.

Christ sein hiess für Friedrich Justus Perels, dass Gott bei seinem Wort genommen werden will und dann das Leben und Wesen seiner Menschen frei macht und formt. Deshalb hat Perels auch während der Zeit seiner Arbeit für die Bekennende Kirche unnachgiebig und scharf deutsch-christliche Deutungen der biblischen Botschaft zurückgewiesen und trat für ihre unverfälschte und ungekürzte Verkündigung und die daraus folgenden Konsequenzen ein. So liess er nicht zu – wie es in einem Nachruf von Martin Fischer lautete – wenn gesagt wurde, die Kirche habe dem Volk zu dienen. «Nein, nicht dem Volke, sondern Gott! Wie leicht fühlt sich einer gerechtfertigt in seinem Dienst am Volk, und hat Gott längst gegen sich und gegen sein Volk.»

Friedrich Justus Perels lehnte den unwahren Kompromiss in jeder Form ab. Wie er sich konsequent allen Versuchen einer allmählichen Anpassung und Gleichschaltung widersetzte, so wirkte er auch mit Energie, Klugheit und Geschick für die Klarheit und Unterschiedenheit des kirchlichen Handelns, für die Einmütigkeit der verschiedenen Richtungen innerhalb der Bekennenden Kirche, für ihre Rechtsvertretungen gegenüber staatlichen Eingriffen. Zum Teil brauchte er hierfür, – wie besonders bei seinen Bemühungen um Verfolgte – die Vermittlung derer, die in Staatsstellungen waren, aber dem Regime kritisch gegenüberstanden. Es brachte ihn neben seiner Freundschaft mit Dietrich Bonhoeffer in Kontakt zu den verschiedenen Gruppen der Widerstandsbewegung – sozialistischen, konservativen und konfessionellen. Den Dienst, den er durch diese Fühlungnahme auch der Kirche leistete, würdigte später Bischof Dibelius mit folgenden Worten: «Wir denken daran, dass er uns als der Einzige, den wir in Berlin noch hatten, die Türen offengehalten hat zu den anderen Menschen, Kreisen und Mächten ... Er hat uns geholfen für die Stunde bereit zu sein, die kommen musste, und ihr Herannahen zu verfolgen ... Er hat uns geholfen, unsere Pläne und Gedanken für die Zukunft nicht durch die vier Wände der Katakomben verengen zu lassen, in die wir hineingezwängt waren . . .» Über den Christen im Tagesdasein schrieb sein naher Freund und späterer Mitgefangener Pfarrer Eberhard Bethge: «Wann kam einer vergeblich zu Friedrich Justus Perels? Vom Morgen bis Abend liess er sich in Anspruch nehmen und machte Wege bis zur Erschöpfung, um Gefangenen die Freiheit zu verschaffen, Angehörigen von KZ-Leuten zu helfen, Pfarrfrauen zu beraten, Juden ihr Los zu erleichtern, sie zu verstecken oder ihnen zur Flucht zu verhelfen.»

Die Gefährlichkeit seiner gesamten Arbeit hatte Perels klar vor Augen. Nach seinen eigenen Worten war sie ihm aber selbstverständlich. «Es fallen jetzt so viele im Kampf für dieses System. Ich finde besser, man fällt im Kampf gegen dieses System.»

Auf diese Vorausahnung folgte am 5. Oktober 1944 seine Verhaftung. Aus der anschliessenden Gefängniszeit berichtete Eberhard Bethge: «Wir entdeckten uns zuerst Ende

November 1944, als ich ihn beim Spaziergang von seinem Zellenfenster aus mir zuwinken sah. Bei jeder Runde stieg er wieder auf seinen Schemel, um von oben herab winken zu können. Sprechen konnten wir uns allerdings erst im März 1945, als ich einen Kalfaktorposten übertragen bekam und beim Essenausteilen an seiner Zelle vorüberging. In der Zwischenzeit hatten wir einige Kassiber gewechselt, um uns über die gegenseitigen Vernehmungen zu orientieren. Er ist besonders grausam verhöhnt worden: Körperliche Misshandlungen, ständige Bedrohung für seine Familie, Schmähungen gemeinster Art musste er wochenlang ertragen. Sachlich sind mir folgende Vorwürfe zu Ohren gekommen: Beteiligung an dem Freiburger Kreis, Ritter, Wolff, von Dietze, Bauer; nächste Bekanntschaft mit Attentäter des 20. Juli, ständiges Konspirieren mit Bonhoeffer und v.Dohnanyi, Bekanntschaft mit dem Leiter der Berliner Kriminalpolizei Nebe und anderes mehr. Am 2. Februar wurde er – im Wesentlichen wegen Nichtanzeige – zum Tode verurteilt. Vor dem Gericht standen Rüdiger Schleicher, Klaus Bonhoeffer, Hans John, Hans Kloss aus Wien, Pereis. Nur Kloss kam mit 4 Jahren Zuchthaus davon. Von diesem erfuhr ich später, dass Pereis am Gerichtstage die geschickteste Verteidigung führte und eine sehr gute Haltung zeigte.

Als die Todeskandidaten in meinen Flügel verlegt wurden, gelang es mir fast täglich, mit ihnen, so vor allem auch mit Pereis heimlich Gespräche zu führen. Er war unausgesetzt beschäftigt, Material und Vorschläge in die Aussenwelt zu schieben, um eine Wiederaufnahme des Verfahrens zu erreichen, die Ausfertigung des Vollstreckungsbefehls zu verzögern und das ganze mit den Mitverurteilten abzustimmen. Diese Bemühungen hatten Erfolg, dass nach Ostern berechnete Hoffnung war, dass ein Vollstreckungsbefehl nicht erginge. Er ist auch nie erlassen worden.

Nachdem Pereis wochenlang versucht hatte, auf offiziellem Wege die Erlaubnis zum Empfang des Heiligen Abendmahls zu erhalten, und alles vergeblich blieb, habe ich ihm heimlich, von einem Posten unterstützt, am 1. Ostertag das Heilige Abendmahl gereicht. Der Wein war aus der Zelle von Ernst v. Harnack, der schon früher hingerichtet war, die Oblaten gab uns der katholische Jesuiten-Provinzial, Pater Roesch, aus seiner Zelle.

Die Spannung angesichts der näherrückenden Alliierten war manchmal kaum zu ertragen. Eine neue Belastung war es, als am 21. April 1945, während die ersten Artilleriegeschosse in Berlin einschlugen, die Todeskandidaten der Justiz übergeben wurden und damit in einen anderen Flügel wanderten.»

In der Nacht vom 22. zum 23. April 1945 wurde Friedrich Justus Pereis aus seiner Zelle gezerrt und, wie seine Mitverurteilten, durch ein SS-Sonderkommando auf der Strasse erschossen.

«Nach dem Krieg wird die Kirche abgeschafft», schrie Freisler, der den Tag darauf von einer Bombe erschlagen wurde, in der Gerichtsverhandlung Pereis entgegen.

«Die Kirche wird bleiben», war dessen feste und ruhige Antwort.

Kurz vor dem Tode schrieb Friedrich Justus Pereis an seine Frau: «Heute, am Karfreitag, steht der ganze grosse Trost des Kreuzes Jesu Christi unmittelbar vor unseren Augen. Das ist eine starke und ewige Gewissheit, dass Er für unsere Sünden dahingegeben ist und dass wir durch Seine Wunden geheilt sind. Diese Gewissheit gibt Er uns und macht uns damit in der grossen Trübsal fröhlich und reisst uns aus der Angst und Qual. Das erfahre ich hier in ganz reichem Masse. Und daran und an nichts anderes dürft und sollt Ihr Euch auch halten.»



DIETRICH BONHOEFFER

am 4. Februar 1906 in Breslau geboren, wuchs im grossen Geschwisterkreis auf. Daheim in Berlin verkehrten Dellbrücks und Harnacks. Auch später war es das Haus des Vaters, in dem sich die Freunde der Jugendzeit und die Verantwortlichen der Kirche trafen: das Haus des bekannten Psychiaters Karl Bonhoeffer. Dort fuhren im April 1943 Gestapo und Kriegsgerichtsbeamte vor, um Dietrich Bonhoeffer abzuholen und das Material zu suchen, das ihn und die Freunde belasten würde. Aber erst nach dem Fehlschlag der Verschwörung vom 20. Juli fielen der Gestapo belastende Hinweise in die Hände. Dietrich Bonhoeffer hatte darum gekämpft zu überleben, lange, mit vielen Mitteln und mancherlei Hoffnungen – aber er hatte sich und andere daran erinnert, dass, wer das Schwert nimmt, damit rechnen muss, dass er durch dasselbe auch umkomme. Am 9. April 1945 tötete man ihn im Konzentrationslager Flossenbürg.

Er war voll vitaler Kraft und sensibel zugleich, lufthungrig und intellektuell und besass doch einen untrüglichen Sinn, dass die Schönheit des Lebens auf dem Grund weniger vollzogener Entscheidungen wächst. Sie waren selbstverständlich gefällt oder schwer erkämpft – und damit ausserhalb weiterer Diskussion: die Entscheidung zum Beruf eines Pastors, die Entscheidung für die Bekennende Kirche, die Entscheidung zur politisch-konspirativen Aktion, die nach den überkommenen Vorstellungen seiner Kirche so unpriesterlich schien.

Solchen Entscheidungen auszuweichen bot sich ihm zweimal lockende Gelegenheit; zweimal schlug er sie aus. Von seinem Posten als Auslandspfarrer in England rief man ihn 1935 mitten aus den Vorbereitungen einer Indienreise in die Leitung eines illegalen Predigerseminars nach Pommern. Er kam, um – kaum älter als seine Schüler – zum fesselnden und bindenden Lehrer einer neuen Theologengeneration zu werden. Noch war es eine Entscheidung, die die Einkreisung und Bedrohung der eigenen Person nicht unmittelbar offenbarte.

Das wurde 1939 anders. Jetzt hatte sich für ihn entschieden, dass neben dem religiösen der politische Widerstand übernommen werden musste mit allen Konsequenzen der Bedrohung und der Einsamkeit, weil er seine Kirche damit nicht belasten durfte und wollte. In qualvoller Unruhe erlebte er im Sommer 1939 die weltpolitische Entwicklung auf einer Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten. Man bot ihm Aufenthalt, Amt und Professur, doch er wählte den Weg zurück. So steht im Tagebuch: «Bei allem fehlt mir Deutschland, die Brüder ... Ich begreife nicht, warum ich hier bin ... Das kurze Gebet, in dem wir an die deutschen Brüder dachten, hat mich fast überwältigt... Ich will für den Kriegsfall nicht hier sein ... Seit ich auf dem Schiff bin, hat die innere Entzweiung über die Zukunft aufgehört.» Und später aus der Zelle an seinen Freund Eberhard Bethge: «Dass ich jetzt sitze, rechne ich auch zu dem Teilnehmen an dem Schicksal Deutschlands, zu dem ich entschlossen war.»

So band er sich selbst in wenigen klaren Entscheidungen und betrat damit doch den Raum einer grossen inneren Freiheit. Er hatte Freiheit, Menschen zu begegnen jeder Herkunft, Art und Überzeugung, er tat es aufmunternd, undoktrinär und einfallsreich. Er



hatte Freiheit, Ferien zu machen, wenn immer die Gelegenheit sich bot; zu spielen mit selbstvergessener Leidenschaft; zu musizieren, was er am meisten liebte: die Meister vor Bach und die grossen Klassiker. Dazu kam eine Kunst zu leben, die er unwiderstehlich mitzuteilen wusste. Er war ein guter Lehrer, weil nichts an ihm dozierte, ein guter Überzeuger, weil er niemand seine eigene Entscheidung vorzeitig zumutete.

Während seiner zweijährigen Haftzeit hat sich Dietrich Bonhoeffer mit theologischen und philosophischen Ausarbeitungen befasst. Sein starkes Erleben hat in Briefen und in der Form von Gedichten Ausdruck gefunden. Folgende Auszüge sind aus einem unveröffentlichten Romanfragment, verfasst im Tegeler Gefängnis 1943:

«Wenn Ihr schon das Leben verachten müsst, um es zu gewinnen – so vergesst nicht, es zu lieben, wenn Ihr es gewonnen habt. Hütet Euch, leichtfertig über das Glück zu sprechen und mit dem Unglück zu kokettieren! Das ist gegen das Leben, gegen den Menschen, wie er geschaffen ist und als armer Sünder sein Leben fristet und nach dem Glück als dem kleinen Zeichen der Freundlichkeit Gottes verlangt. Es ist nicht so leicht, unglücklich zu sein, und wer es wirklich ist, der verachtet und schmäht den Glücklichen nicht. Wozu wollt Ihr bereit sein, Unglück zu tragen, wenn nicht um andere Menschen glücklich machen zu dürfen! Das Unglück kommt von selbst oder besser von Gott; wir brauchen ihm nicht nachzulaufen! Unglücklich werden, das ist Schickung; – aber unglücklich sein wollen, das ist Lästerung und eine schwere Krankheit der Seele.»

«Wie die Natur, so entwickelt auch die Geschichte einen Überschuss von Kraft, um zu einem bescheidenen, aber notwendigen Ziel zu kommen. Auch die Geschichte ist verschwenderisch, wenn es ihr darum geht, das Menschengeschlecht zu erhalten; sie bietet die ungeheuersten Kräfte auf, um die Menschen zu einer einzigen notwendigen Erkenntnis zu bringen. Auch wenn wir das uns unbegreifliche Missverhältnis zwischen den scheinbar sinnlosen, unfruchtbaren Opfern und dem bescheidenen Ergebnis sehen und beklagen, dürfen wir darüber die Wichtigkeit auch des bescheidensten Ergebnisses niemals gering anschlagen. Es ist wie die eine unter tausend Kastanien, die unscheinbar im Boden Wurzel schlägt und wiederum Frucht zu bringen versteht.»

THEO HESPERS

12. Dezember 1903 - 9. September 1943

Aus der ruhigen Zuverlässigkeit einer katholischen Familie des niederrheinischen Bürgertums führt der Lebensweg Theo Hespers über die Jugendbewegung in das politische Kampffeld und in den frühen Tod. Man könnte bei diesem Schicksal auch von einem späten Opfer des Krieges 1914 bis 1918 sprechen.

Während der Schulzeit ist Theo Hespers als Mitglied der katholischen Jugendorganisation «Quickborn» begeisterter Wandervogel. Mit dem Einjährigen geht er von dem Gymnasium ab und tritt in die Kaufmannslehre ein und schliesst die Ausbildung mit dem Diplom als Textilingenieur ab. Doch die Probleme der Nachkriegsgeneration fesseln ihn mehr und mehr, so dass ihm statt des eigentlichen Berufes die Organisation der Jugend Inhalt und Aufgabe wird.

Die Belgier verhaften den Neunzehnjährigen, der mit jugendlichem Temperament – sehr seiner Heimat verbunden – die Separatisten an Rhein und Ruhr bekämpft. Drei Jahre später zeichnet sich seine stärkere Anteilnahme an den sozialen und menschlichen Grundsatzen ab. Er tritt bei gleichzeitiger Bindung an die «Pfadfinderschaft Westmark» der «Christlich-Sozialen Bewegung» bei. Schon vor der Machtübernahme gerät er als links-eingestellter Katholik in heftigste Auseinandersetzungen mit den Nationalsozialisten. So sieht er sich 1933 zur Emigration nach den Niederlanden gezwungen. Auf Grund seiner politischen Grenzarbeit in Roermond läuft dort eine Beschwerde des «Dritten Reiches» ein, der zufolge Theo Hespers von Limburg nach Nordbrabant übersiedeln muss.

Der Essener Prozess gegen den «Jungnationalen Bund» der Bündischen Jugend im Juni 1937, in dessen Mittelpunkt Hans Böckling zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt wird, ruft unter den niederländischen Jugendorganisationen grösste Erregung hervor. Es führt zu der Forderung nach Unterstützung der deutschen Jugend, die sich der Diktatur nicht beugen will, und damit zu der Gründung der Zeitschrift «Kameradschaft» in Brüssel und Amsterdam mit den Herausgebern Theo Hespers und Hans Ebeling.

«Die katholische Jugend hat einen zu hohen Begriff von wirklicher nationaler Einheit und Freiheit, als dass sie sich und ihre Ideen der Nazi-Demagogie opfern könnte. Für sie ist die Einheit des Volkes nicht die Zerstörung der Eigenartigkeit seiner Kirchen, Stämme und Schichten, sondern bedeutet sinnvolle Zusammenarbeit und Ergänzung aller Kräfte für eine gemeinsame Aufgabe: die Erneuerung des Volkes auf einer wirklich ethischen und sozialen Basis. Und es ist nur zu selbstverständlich, dass Freiheit als erste Voraussetzung nicht Zwang, sondern Freiwilligkeit hat», ruft Theo Hespers 1938 in der Zeitschrift «Kameradschaft» der deutschen Jugend zu. «Wir werden unserer Pflicht nie gerecht, wenn wir uns auf die Sakristei zurückziehen und ins Ghetto gehen! Terror und Angst vor der Illegalität darf uns nie davor zurückhalten, als Christen unsere Pflicht zu erfüllen.»

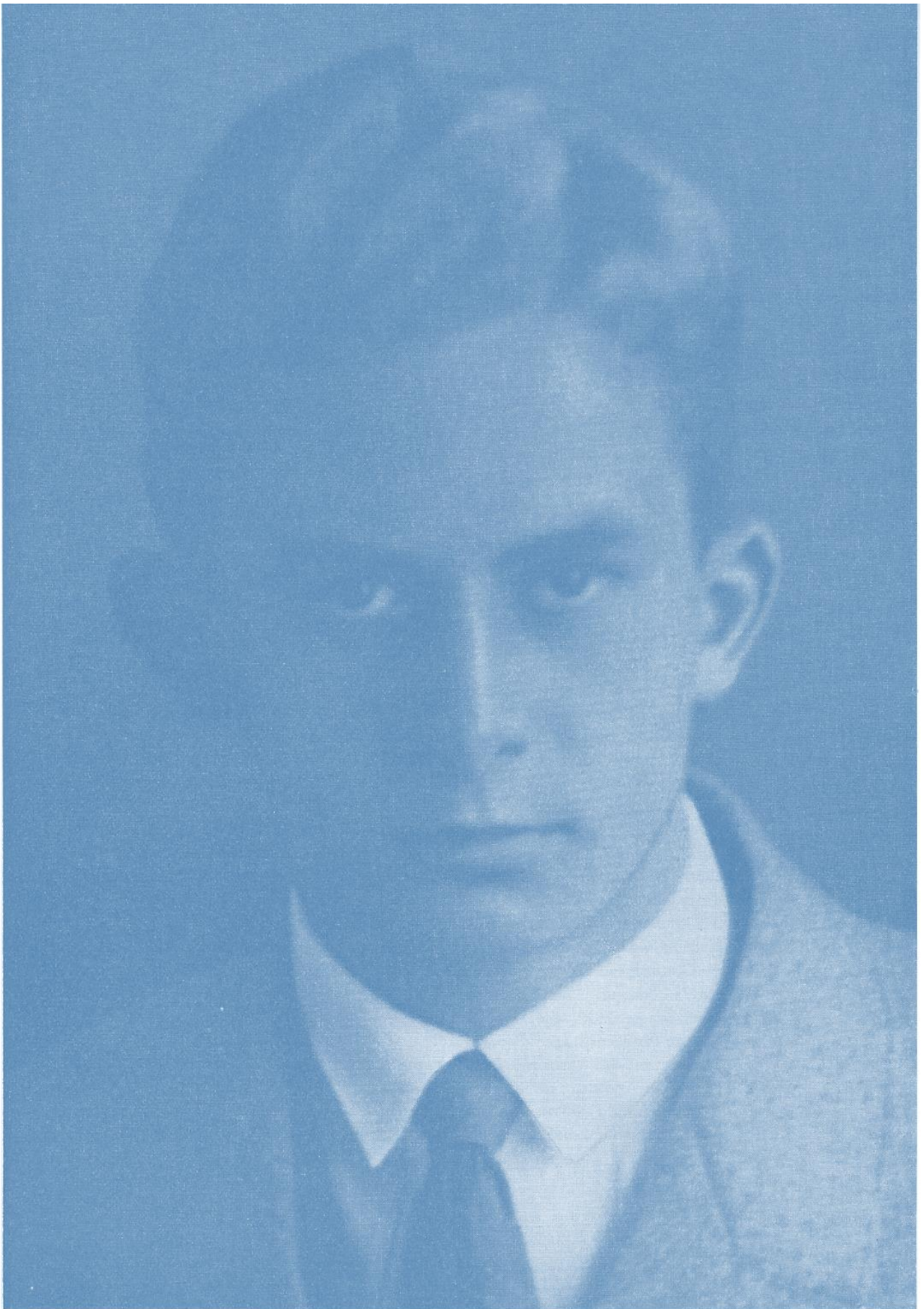
Und weiter begründet er seine katholisch-bündische Haltung: «Wir Menschen der deutschen Jugendbewegung haben den alten Parteien, den kulturellen und religiösen Formen stets sehr kritisch gegenübergestanden. Aus der Kritik entstand zum Teil scharfe Ablehnung. Wo man sich aber bewusst in die gegebenen Formen hineinstellte, um sie lebendig zu gestalten, blieb der nötige Abstand gewahrt, so dass man seine persönliche Haltung aufrecht erhielt. Es ist der Mühe wert, noch einmal klar herauszustellen, warum wir so vielen Formen kritisch und ablehnend gegenüberstanden, die an sich wertvolle Ideen vertraten. Wem galt unsere Kritik am Sozialismus, am Nationalismus, am Katholizismus, am Christentum? Waren es die Ideen oder die Menschen? Wir können eindeutig antworten, dass es die Menschen waren und die Halbheit, mit der die Ideen vertreten und gelebt wurden. Wir sahen, dass die Vertreter des Sozialismus sich nicht entschieden für eine soziale Neuordnung einsetzten, dass die Vertreter des Nationalismus nicht das Wohl des Volkes und der Nation, sondern egoistische Ziele im Auge hatten, dass die Vertreter des Katholizismus nicht die Weite zeigten, die der Weltkirche ansteht, dass die Vertreter des Christentums mit der Lehre der Nächstenliebe nicht ernst machten ...

Keine der bis 1933 führenden politischen und kulturellen Gruppen brachte die Kraft auf, den Machtantritt dieses Gewaltregimes zu verhindern oder sich in ihm zu behaupten. Was war die tiefste Ursache dafür, dass kein genügender Widerstand da war, um den Ausbruch der totalen Barbarei zu verhindern? War das deutsche Volk nicht mündig genug oder nicht gewillt, für seine innere Freiheit zu kämpfen? Verfügte man nicht über die nötigen Machtpositionen? Nein, das war nicht das Entscheidende! Was fehlte, war die tiefste Überzeugung in den führenden Kreisen aller Richtungen, war das Verantwortungsbewusstsein und die Opferbereitschaft für die eigene Sache ...

Das deutsche Volk – schon allzuoft betrogen und verraten und jetzt in ein System des organisierten Misstrauens verstrickt, ist so gründlich enttäuscht, dass es von heute auf morgen nicht wieder irgendeiner marktschreierischen Parole folgen wird. Die wichtigste und schwerste Arbeit wird daher sein, wieder ein Vertrauensverhältnis unter den deutschen Menschen herzustellen. Diese Arbeit kann aber nur durch Menschen und Gruppen geleistet werden, die aus der Vergangenheit und Gegenwart unbelastet sind und durch ihre geradlinige Haltung und ihren persönlichen Einsatz überzeugen.»

Nach dem Einmarsch in Holland im Mai 1940 gelingt es Hespers, bis nach Dünkirchen zu kommen. Die Engländer sind bereit, ihn mitzunehmen, nicht aber, auf dem militärischen Rückzug die Verantwortung für Frau und Kind zu tragen. Mit seiner Familie geht er nach Belgien und lebt dort unter Decknamen auf dem Lande – durch Freunde der belgischen Jugendbewegung verborgen –, bis er im Februar 1942 erkannt, verhaftet und in das Reichssicherheitshauptamt Berlin überführt wird. Bald danach erfolgt die Verkündung des Todesurteils gegen Theo Hespers.

Nach einem Fliegerangriff auf das Zuchthaus Plötzensee wird er, da es an Raum für neue Zugänge fehlt, zusammen mit 250 ebenfalls zum Tode Verurteilten am 9. September 1943 erhängt.



ALFRED DELP

wurde als ältester Sohn von sechs Kindern eines Mannheimer Beamten der Krankenkasse am 15. September 1907 geboren. Nach der Volksschule, als Fünfzehnjähriger zum katholischen Glauben übergetreten, bereitete ihn der Lampertheimer Pfarrer auf den Besuch der Höheren Schule vor.

Er machte innerhalb von drei Jahren sein Abitur und trat mit 18 Jahren in den Jesuiten-Orden ein.

1937 wurde er im Alter von 30 Jahren zum Priester geweiht, hatte jedoch schon zuvor den Dr. phil. gemacht.

Von 1937 bis 1941 hat er zum Teil selbst gelehrt, zum Teil an den «Stimmen der Zeit» gearbeitet. Seine dortige Tätigkeit trug ihm bereits damals eine mehrwöchige Verhaftung ein.

Von 1941 bis 1944 war er als Seelsorger an der St. Georg-Kirche, München-Bogenhausen, tätig. Seine im Gefängnis verfassten Schriften «Im Angesicht des Todes» beschliessen seine früheren Arbeiten «Tragische Existenz», «Der Mensch und die Geschichte», «Zur Erde entschlossen» und «Der mächtige Gott».

«Das allgemeine Schicksal, meine persönliche Lage, die Entscheidung der nächsten Tage: alles sammelt sich in das eine: Mensch, lass dich los zu deinem Gott hin und du wirst dich selbst wiederhaben. Jetzt haben dich andere, sie quälen dich und erschrecken dich und jagen dich von einer Not in die andere. Das ist dann die Freiheit, die singt: – uns kann kein Tod nicht töten. Das ist dann das Leben, das da ausfährt in die grenzenlose Weite.»

«In diesen Wochen der Gebundenheit habe ich dies erkannt, dass die Menschen immer dann verloren sind und dem Gesetz ihrer Umwelt, ihrer Verhältnisse, ihrer Vergewaltigungen verfallen, wenn sie nicht einer grossen inneren Weite und Freiheit fähig sind. Wer nicht in einer Atmosphäre der Freiheit zu Hause ist, die unantastbar und unberührbar bleibt, allen äusseren Mächten und Zuständen zum Trotz, der ist verloren.»
«Die Geburtsstunde der menschlichen Freiheit ist die Stunde der Begegnung mit Gott.»
Diese Worte schrieb Pater Alfred Delp um die Jahreswende 1944/45, als er in Haft war und auf die Verurteilung wartete. Er hatte sich auf Wunsch seines Provinzialoberen, Pater Rösch, seit 1942 bereitwillig an den Besprechungen des Kreisauer Kreises zur Vorbereitung einer Neuordnung Deutschlands nach dem Zusammenbruch beteiligt. Sein besonderes Aufgabengebiet war dabei die Frage einer christlichen Sozialordnung, mit der er sich schon früher beschäftigt hatte, als er an den «Stimmen der Zeit», dem Organ der Jesuiten, das Referat für Soziologie innehatte.

Noch im Gefängnis haben ihn diese Dinge beschäftigt. Sein Ausgangspunkt war dabei die Gottlosigkeit des gegenwärtigen Menschen, die seiner Meinung nach nicht nur durch die Verkündigung überwunden werden konnte. «Ich kann predigen, soviel ich will, und Menschen geschickt oder ungeschickt behandeln und wieder auf richten, solange ich will: solange der Mensch menschenunwürdig und unmenschlich leben muss, solange wird der Durchschnitt den Verhältnissen erliegen und weder beten noch denken. Es braucht die gründliche Änderung der Zustände des Lebens.» Delp forderte daher von der Kirche,



Die gesunde soziale Ordnung war ihm freilich nur eine «unterste Voraussetzung» für sein eigentliches Ziel. Sie sollte lediglich die Möglichkeit schaffen für die Erziehung des Menschen zur «Selbständigkeit, Verantwortung, Urteilsfähigkeit, Gewissensfähigkeit». Der Mensch sollte mit ihr einen Grad von «geistiger Wachheit und persönlicher Lebendigkeit» erlangen, der ihn «fähig» macht, «den Namen und das Wort Gottes noch einmal zu vernehmen und die Ordnung Gottes noch einmal anzuerkennen und zu vollziehen». Die soziale Neugestaltung war für Delp nicht Selbstzweck, sondern sie war ihm eingespant in die «Erziehung des Menschen zu Gott».

Pater Delp hat seine Mitarbeit im Kreisauer Kreis mit dem Leben bezahlen müssen. Am 2. Februar 1945 ist er in Berlin «von den Feinden des Glaubens» – wie es auf der Gedenktafel im Jesuitenkolleg St. Blasien heisst – getötet worden. Er hat sich immer für die allgemeinen Anliegen verantwortlich gewusst und das mit seinem Leben und Sterben bestätigt:

«Noch etwas wissen von Christus und selber Christ sein wollen, das heisst heute, innerlich bereit sein müssen, die Verantwortung für das Ganze auf sich zu nehmen. In diesen Zeiten erträgt Gott nicht den Menschen, der da vor ihm erscheint und nur sein privates Anliegen vor ihn bringt und nur seine private Sorge ihm vorträgt. In Zeiten, in denen Gott mit der Menschheit würfelt um die Grundordnungen des Daseins, da verlangt der Herrgott den Menschen des weiten Herzens, der grossen Verantwortlichkeit, der wirklich vor Gott hintritt und das Ganze auf sich nimmt.»

HANS-BERND VON HAEFTEN

am 18. Dezember 1905 in Berlin geboren, Sohn eines höheren Offiziers, studierte Rechtswissenschaften und setzte seine Studien nach der Referendarprüfung als Austauschstudent in Cambridge fort. Anschliessend an eine Tätigkeit als Hilfsangestellter im Deutschen Generalkonsulat Genf wurde er Sekretär der Stresemann-Stiftung.

Sein Eintritt in den Auswärtigen Dienst im Jahr 1933 führte ihn nach Kopenhagen, Berlin, Wien, Bukarest und 1940 wieder ins Auswärtige Amt Berlin zurück, wo er zuletzt als Vortragender Legationsrat in der kulturpolitischen Abteilung beschäftigt war. In dieser Zeit hielt er besonders enge Verbindung mit Adam von Trott zu Solz und Adolf Reichwein.

Haeften, der sich zuvor an den Bestrebungen des Berneuchen-Kreises zur Erneuerung des kirchlichen Lebens beteiligt hatte, wirkte dann an den Beratungen des Kreisauer Kreises mit. Auf Grund dieser Mitarbeit wurde er – nachdem sein Bruder Werner als Adjutant Stauffenbergs bereits am 20. Juli erschossen worden war –, am 15. August 1944 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und wenige Stunden nach der Urteilsverkündung hingerichtet. Seine Frau, die die Gestapo von den fünf Kindern – das jüngste im Säuglingsalter – fortgeholt hatte, befand sich, wie andere Frauen und Kinder der an der Umsturzaktion beteiligten Männer, mehrere Wochen in Sippenhaft.

«Wenn ich an unseren Freund Hans-Bernd von Haeften denke» – schreibt Marion von Yorck – «so sehe ich ihn nicht so sehr als einen Menschen starker äusserer Konturen vor mir. Fesselnd waren vielmehr bei seiner zarten Konstitution seine Augen, die die Empfindsamkeit seiner Seele und seines Gewissens verrieten. Im Kontrast dazu hatte er einen ausgeprägt scharfen Verstand und eine Begabung zur Dialektik. Den stärksten Ausdruck aber fand er nicht im gesprochenen, sondern im geschriebenen Wort. Er war ein guter Freund und ein zärtlicher Vater, und ich stelle ihn mir eigentlich immer nur im Kreise seiner Familie vor.»

Eberhard Zeller sagt in seinem Buch «Geist der Freiheit» über Haeften: «Was in Deutschland geschah, fasste er als den Einbruch einer gottfeindlichen, losgelösten Welt auf, gegenüber der so vieles, was man bisher als stark und konstituierend angesehen hatte, in ein fast unverständliches Schwinden kam. Immer wieder beschäftigten ihn die Gedanken, wie man das hybrid gewordene Staatsgeschehen wieder in die richtige Zuordnung zu den über den Menschen waltenden Menschen bringen könne. Er war von grosser und angenehmer Gestalt, ein nachsinnender Mensch des Wohltuns und Rechttuns, mit einem fast überzarten Gewissen gegen sich selbst und die Widrigkeiten der Welt.»

Als überzeugter Christ lehnt Hans-Bernd von Haeften innerlich schon lange vor der Mitarbeit im Kreisauer Kreis den Nationalsozialismus ab. Für die Unruhe seines protestantischen Gewissens in jenen Jahren spricht ein Brief, den er im Mai 1941 an seinen Freund, Herbert Krimm, schrieb, und dem folgender Auszug entnommen ist:

«Ich bin Deiner Meinung, dass die Kirche durch ihr Dasein wirken soll. Sie soll also nicht selber Politik machen, das heisst sich mit den Aufgaben der weltlichen Ordnung befassen. Aber zum Dasein der Kirche gehört das gesamte Bereich geistigen Wirkens, also auch die Seelsorge. Wenn nun in der weltlichen Ordnung oder Unordnung Ereignisse oder Zustände eintreten, die das geistliche Heil der Menschen gefährden, wenn die Politik die

Bürger in Lagen bringt, die sie als Christen nicht verantworten können, dann kommt es zu jenen Kreuzungs- oder Schnittpunkten von Staat und Kirche, die häufig und unvermeidlich sind, weil nun einmal beide Institutionen es mit denselben Menschen zu tun haben und weil diese Menschen die Einheit ihrer Person nicht in Bürger und Christ aufspalten können noch dürfen. An solchen Überschneidungsstellen aber, die natürlich mehr oder minder kritisch, Entscheidung-fordernd, auch mehr oder weniger eindeutig sein können, verbietet es ihr Bischofsamt der Kirche ‚zu schweigen wie ein stummer Hund‘. Hier gebietet ihr die seelsorgerliche Pflicht zu reden, zu verkünden und zu ermahnen.

Wenn die christlichen Völker so wie heute vom Wahnsinn politischer Dämonien gepackt werden, dann muss die seelsorgerliche Stimme der Kirche auch öffentlich ertönen und Zeugnis ablegen vor aller Welt. Das gehört auch zum Wesen einer Kirche, die ‚durch sich selber wirken soll‘.

Zu einem ‚Hofprediger‘ aber gehört, meine ich, noch mehr. Und das trifft in gleicher Weise auf Euch alle zu, die ihr theologisch gelehrte Männer, sozusagen Christen von Profession seid. Wenn nämlich einer, der mit den Dingen weltlicher Ordnung zu tun hat, euch um Rat fragte, wie er denn wohl diese oder jene Aufgabe als Christ am besten lösen könne, dann solltet ihr darauf schon etwas Nützliches zu antworten wissen.

Und dazu müsste der Theologe dann auch sub specie fidei christianae einen Rat zu geben wissen; nicht als Vertreter der Kirche freilich, denn die Kirche hat sich mit den unwandelbaren Gewissheiten des Glaubens zu befassen und nicht mit den veränderlichen Ratschlägen für irdische Ordnung, die nach Zeit und Raum und tausend Gegebenheiten der Geschichte werden verschieden sein müssen. Aber wenn eben nicht nur der Einzelmensch, sondern auch ‚die Herrschaften und Fürstentümer von Ihm und zu Ihm geschaffen‘ sind, wenn also auch das irdische ‚Reich‘ seine letzte Ausrichtung aus dem eschatologischen Sinn dieses Wortes empfängt, wenn es höchstes Ziel der Politik ist, durch rechte weltliche Ordnung dem Wachstum des kommenden‘ Reiches zu dienen, die Völker so zu erhalten und zu verwalten, wie sie am ehesten ‚ein Volk zu Seinem Eigentum‘ werden können, dann müsste auch der christliche Staatsmann bei den Männern der Kirche Rat holen können für seine Aufgaben, die ja doch von keinem anderen Auftraggeber gestellt sind als von dem einen Herrn!

Es ist dieses durch Diesseitiges und Jenseitiges, durch Irdisches und Überirdisches sich erstreckende Gesamtgefüge einer einheitlichen Bezogenheit, das Augustinus meinte, wenn er von der ‚civitas Dei‘ sprach. Der Katholizismus hat diese Überlieferung klarer erhalten, aber daraus die meiner Ansicht nach falsche Konsequenz gezogen, qua Kirche ein für alle Mal verbindliche Sozial-, Staats- und Gesellschafts-Doktrinen zu entwickeln, während doch die Konkretisierung christlichen Glaubens in weltlicher Ordnung Sache der weltlichen Instanzen bleibt und ausserdem nach den wechselnden geschichtlichen Gegebenheiten immer wieder andere Ordnungsformen annehmen muss. Hier wie oft ist der Protestantismus freier, aber er muss endlich inne werden, dass er in der Lage sein müsste, Antwort zu geben, wenn die Laien die Theologen um ihren christlichen Rat in weltlichen Dingen bitten.»



HELMUTH JAMES GRAF VON MOLTKE

geboren am 11. März 1907 auf dem elterlichen Gut in Kreisau (Schlesien), Landwirt und Jurist, während des Krieges von 1939 bis 1944 Sachverständiger für Kriegs- und Völkerrecht im Oberkommando der Wehrmacht, wurde am 23. Januar 1945 in Plötzensee hingerichtet. Kurz vor seinem Tode schrieb er an seine Söhne: «Ich habe mein ganzes Leben lang, schon in der Schule, gegen einen Geist der Enge und der Gewalt, der Überheblichkeit, der Intoleranz und des Absoluten, erbarmungslos Konsequenzen angekämpft, der in den Deutschen steckt und der seinen Ausdruck in dem nationalsozialistischen Staat gefunden hat. Ich habe mich auch dafür eingesetzt, dass dieser Geist mit seinen schlimmen Folgeerscheinungen wie Nationalismus im Exzess, Rassenverfolgung, Glaubenslosigkeit, Materialismus, überwunden werde.»

Aus: Letzte Briefe aus dem Gefängnis Tegel. Henssel Verlag, Berlin.

Helmuth James Graf von Moltke war noch vor dem Krieg der Meinung, «dass der Glaube an Gott nicht wesentlich sei», um den Kampf gegen den Nationalsozialismus durchzustehen. Später schrieb er dazu: «Heute weiss ich, dass ich unrecht hatte, ganz und gar unrecht... Der Grad von Gefährdung und Opferbereitschaft, der heute von uns verlangt wird, setzt mehr als gute ethische Prinzipien voraus ...»

Moltke, der schon Monate vor dem 20. Juli 1944 ins Gefängnis kam, weil er einen Freund vor dessen bevorstehender Verhaftung gewarnt hatte, sagte von sich: «Seitdem der Nationalsozialismus zur Macht gekommen ist, habe ich mich bemüht, seine Folgen für seine Opfer zu mildern und einer Wandlung den Weg zu bereiten. Dazu hat mich mein Gewissen getrieben, und schliesslich ist das eine Aufgabe für einen Mann.»

Was er aber aus dieser Haltung heraus unternommen hatte, stand bei seiner Gerichtsverhandlung in Tegel nicht zur Sprache. Irgendwelche tatsächlichen Handlungen gegen den Staat wurden ihm nicht zur Last gelegt. Irgendein Klasseninteresse war bei ihm ausgeschlossen. Er stand vor Freisler «nicht als Protestant, nicht als Grossgrundbesitzer, nicht als Adliger, nicht als Preusse, nicht als Deutscher».

In seinem Fall ging es um eine ganz andere Sache. Sie liegt beschlossen in dem Satz, den Freisler Moltke während der Verhandlung entgegenrief: «Herr Graf, eines haben das Christentum und wir Nationalsozialisten gemeinsam, und nur dies eine: wir verlangen den ganzen Menschen.» – In diesem Satz liegt die grundsätzliche Frage christlichen Widerstandes überhaupt. Die Forderung des totalitären Staates greift nach dem Menschen bis hinein in seine Seele. Der Anspruch des Staates steht in unauflösbarem Konflikt mit dem Anspruch Gottes. Der Mensch wird zerrieben in dieser Situation, in diesem «Chaos». Vor der Stimme des Gewissens wird jedes Nachgeben gegenüber den verwerflichen Forderungen des Staates als Schwäche und Versagen, als Haltlosigkeit und tiefinnerliche Unfreiheit gezeichnet. Aber dem Ruf Gottes folgen heisst, eine ganze Welt von Feinden



gegen sich aufbringen. Denn dies allein war es ja, was Moltke getan hatte. Und es war genug, um dem Tode verfallen zu sein. Alles, was diese Sachlage hätte verdunkeln können, alle etwaigen anderen Anklagepunkte waren fortgefallen. Er stand vor Freisler «als Christ und als gar nichts anderes». Er fiel für den einen einzigen Gedanken: «Womit kann im Chaos das Christentum ein Rettungsanker sein?»

«Ein Rettungsanker!» – Die Entscheidung des Christen für Gott bedeutet nicht nur Verfolgung und Tod, sondern ein Hindurchretten der Seele durch das «Chaos», Rettung vor dem erpresserischen Zugriff des Staates in eine alten irdischen Gewalten unerreichbare Freiheit, in eine «absolute Geborgenheit». Aus dem Bewusstsein dieser «Geborgenheit» fließt die Kraft, um jenem «Grad von Gefährdung und Opferbereitschaft» zu genügen, von dem Moltke geschrieben hat.

Das Freiheitserlebnis der christlichen Widerstandsbewegung ist immer wieder und vor allem in den Kellern der Gestapo bezeugt worden. Moltke beschreibt es: «... Der ganze Saal hätte brüllen können, wie der Herr Freister, und sämtliche Wände hätten wackeln können, und es hätte mir gar nichts gemacht; es war wahrlich so, wie es im Jesaja 43, 2 heisst: Denn so du durch Wasser gehst, will ich bei dir sein, dass dich die Ströme nicht sollen ersäufen; und so du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht versengen. – Nämlich deine Seele ...»

FREIHEIT UND ORDNUNG

Die Kräfte des deutschen Widerstandes unterstanden keiner Zentrale; sie waren auf kein einheitliches Programm verpflichtet. Sie befanden sich in gemeinsamer Gegnerschaft. Dieser Gegnerschaft lag jedoch überall ein starker ideeller und sittlicher Antrieb zugrunde.

In jenem Bereich des Widerstandes, der in den Befreiungsversuch des 20. Juli 1944 mündete und der am ehesten eine zentral gesteuerte Gegenbewegung genannt werden kann, hatten sich verantwortungsbewusste Männer und Frauen von den verschiedensten Ausgangspunkten her – mit im Einzelnen oft unterschiedlichen Auffassungen – zu gemeinsamem Handeln zusammengefunden. Unzutreffend wäre es jedoch, wollte man die geheime Front gegen die verderbliche Führung Deutschlands lediglich als ein politisches Zweckbündnis betrachten. Ihre Träger waren sich darin einig, dass es gelte, das nationalsozialistische Regime zu stürzen, den Krieg zu beenden und den Weg der Verständigung zu beschreiten. Ihr Gewissen lehnte sich in natürlicher Reaktion gegen die Unmenschlichkeit auf. Durch eine befreiende Tat wollten sie Deutschland als Rechtsstaat neu begründen.

Professor Dr. Max Braubach schreibt in einem Forschungsbericht:

«Wer sich näher mit Persönlichkeiten wie Beck, Goerdeler und Stauffenberg beschäftigt, wer die Tagebücher Hassells liest und die Mitteilungen Schlabrendorffs oder die letzten Briefe Moltkes, der wird in der Tat zu dem Ergebnis gelangen, dass in ihnen bei allem Mitwirken menschlicher Begierden und Befürchtungen in erster Linie eine sittliche Empörung gegen Unrecht und Unmenschlichkeit lebendig war.»

In einem Memorandum, das ein Abgesandter der deutschen Opposition dem Bischof von Chichester im Mai 1942 in Schweden übermittelte, wurde festgestellt, dass es gelte, «die deutsche Nation wieder auf den Boden des Rechts und der sozialen Gerechtigkeit» zu stellen. Eine Ausarbeitung des Kreises um den Grafen Moltke vom August 1943

ging davon aus, dass der totalitäre Gewissenszwang gebrochen werden müsse: «Das zertretene Recht muss wieder aufgerichtet und zur Herrschaft über alle Ordnungen des menschlichen Lebens gebracht werden.» Ende 1943 schrieb Goerdeler im Entwurf einer Regierungserklärung:

«Die Reichsregierung beginnt ihr Werk damit, dass sie die Staatsgewalt unter das Gesetz der Moral und des Rechtes stellt. Sie achtet die Persönlichkeit, die Familie, die religiösen Bekenntnisse, die Berufsverbände, die örtlichen Selbstverwaltungen und die freien Gewerkschaften, verlangt aber, dass sich alle dem Gemeinwohl verpflichtet fühlen.»

In einem anderen Entwurf für die Regierungserklärung heisst es, die Wiederherstellung der «vollkommenen Majestät des Rechts» sei die erste Aufgabe: «Wir wollen die Grundlagen der Sittlichkeit wiederherstellen, und zwar auf allen Gebieten des privaten wie öffentlichen Lebens.» Die zerbrochene Freiheit des Geistes, des Gewissens, des Glaubens und der Meinung werde wiedererrichtet werden. Statt einer Spaltung des Volkes erstrebe man seine innere Aussöhnung. Die einzige zu vollziehende Scheidung liege «zwischen Verbrechen und Gewissenlosigkeit auf der einen und Anstand und Sauberkeit auf der andern Seite». – Im «Aufruf an das deutsche Volk», der unmittelbar nach der Beseitigung Hitlers im Namen Becks erlassen werden sollte, lesen wir:

«Unser Ziel ist die wahre, auf Achtung, Hilfsbereitschaft und soziale Gerechtigkeit gegründete Gemeinschaft des Volkes. Wir wollen Gottesfurcht an Stelle von Selbstvergottung, Recht und Freiheit an Stelle von Gewalt und Terror, Wahrheit und Sauberkeit an Stelle von Lüge und Eigennutz.»

Die Meinungsverschiedenheiten zwischen den Gegnern des Regimes, denen diese ethische Grundlage gemeinsam war, konnten eigentlich erst unter der Voraussetzung praktische Bedeutung erlangen, dass die Überwindung der nationalsozialistischen Herrschaft gelingen wäre. Bis dahin hatte selbst eine Einigung, die sich überwiegend auf die Negation der Hitlerschen Diktatur konzentrierte, ihren unverkennbaren Wert; denn im Sommer 1944 wäre für Deutschland und Europa noch unendlich viel zu retten gewesen. Damals hätten jedenfalls noch die ungeheuren Opfer und Zerstörungen der letzten Phase des Krieges abgewendet werden können. Vermutlich hätte eine erfolgreiche Erhebung das deutsche Volk auch vor dem Schicksal willkürlicher Spaltung bewahrt.

Gegensätze aus der Zeit vor 1933 wurden in der Auseinandersetzung mit der neuen Wirklichkeit zurückgedrängt. Gewiss gab es – nicht zuletzt in der politischen Emigration und in den mit ihr verbundenen Gruppen – recht unterschiedliche Antworten auf die Fragen, die «der Tag danach» stellen würde. Neue Erkenntnisse rangen mit überkommenen Vorstellungen. Manche der früheren Gegensätze verblassten angesichts des gemeinsamen Leids und in der Begegnung derer, die die tödliche Gefahr des Nationalsozialismus für das eigene Volk und für die ganze Menschheit erkannt hatten. Die Begriffe «links» und «rechts» stimmten nicht mehr oder hatten nur noch bedingte Gültigkeit.

Bei den Männern und Frauen des Widerstandes fand man denn auch, unbeschadet ihres früheren Standorts, eine weitgehende Bereitschaft zum Überprüfen der Positionen und zum neuen Durchdenken künftiger Aufgaben. Es war eine nächste, grosse Aufgabe gestellt, die enge Zusammenarbeit forderte. Was darüber hinausging, blieb Gegenstand der Aussprache. Dabei gab es, trotz allen Strebens nach Verständigung, eine Fülle von Spannungen. Auf einen etwas vereinfachten Nenner gebracht: eine Strömung, die einer grundlegenden Umgestaltung nicht nur der politischen, sondern auch der sozialen Verhältnisse zustrebte, stand einer anderen gegenüber, die vorwiegend an traditionelle Lösungen anknüpfte – die «Erneuerer» rangen mit den «Konservativen».

Nach einer erfolgreichen Erhebung wären solche Meinungsverschiedenheiten vermutlich stark in Erscheinung getreten. Andererseits sollte nicht übersehen werden, dass gerade aus den schriftlichen Zeugnissen des Ringens um ein besseres Deutschland das ernste Suchen nach neuen Wegen spricht. Die verschiedenen Entwürfe programmatischer Erklärungen oder von Proklamationen einer neuen Regierung, die nur zum Teil bewahrt sind, können nicht als Endgültiges betrachtet werden. Die Diskussion innerhalb der illegalen Gruppen und zwischen ihren massgeblichen Sprechern führte zu immer neuen Versuchen der Angleichung oder zu einer wirklichen Klärung wesentlicher Probleme. So haben sich beispielsweise auch Goedelers, verschiedentlich als «reaktionär» empfundene Auffassungen weitgehend gewandelt, während sich andererseits die Männer aus dem sozialistischen Lager über die dogmatische Enge früherer Parteipolitik erhoben. In der tatsächlichen Auseinandersetzung mit dem Problem der politischen Macht wären die Standpunkte weiter gewandelt worden. Es kann sich also nicht darum handeln, als fest umrissenes Programm darzustellen, was sich in gedanklicher Weiterentwicklung befand. Wohl aber sollte respektvoll bewahrt bleiben, was in schwerer Zeit und aus der Not des Gewissens über die zukünftige Gestaltung des deutschen Staates gedacht worden ist.

Gerade die besonders aktiven und profilierten Träger der Gegenbewegung begegneten sich nicht nur in gemeinsamer Gegnerschaft. Sie kamen aus ganz verschiedenen Lagern: aus der Tradition alter Adelsgeschlechter, aus der Gedankenwelt des freiheitlichen Sozialismus. Sie fanden zueinander im Willen zur Tat und im Bekenntnis zu wirklicher Neugestaltung.

Akademische, sozialistische, kirchlich orientierte Zirkel haben sich immer wieder um eine geistige und politische Klärung bemüht. Besondere Bedeutung sollten die ersten Aussprachen erlangen, die während des Krieges zwischen Adligen und sozialistischen Politikern, Beamten und Gewerkschaftlern, Protestanten und Katholiken stattfanden und die – nach dem Moltkeschen Gut – als «Kreisauer Kreis» bekannt geworden sind. Dabei handelte es sich nicht eigentlich um eine Verschwörung, sondern um eine Gemeinschaft denkender Männer: «Ihr Feld war der Gedanke». Graf Moltke war selbst Gegner eines Attentats gewesen. Den Nationalsozialisten sollte kein Argument zu ihrer Verteidigung bleiben. Bis zum Ende sollten sie die Verantwortung für das verhängnisvolle Schicksal

tragen, das sie dem deutschen Volk bereitet hatten. Eine Reihe der Mitarbeiter dieses Kreises war jedoch an der Vorbereitung des Umsturzes aktiv beteiligt. Andere wurden zum Tode verurteilt, obgleich sie «nur gedacht» hatten.

Die Vorschläge der «Kreisauer» über die politische Organisation einer modernen Demokratie deuteten die Position der «Jungen» gegenüber der konservativen Strömung an. Sie wollten die Zukunft im Geiste der Freiheit und Menschlichkeit gestaltet sehen, aber auch im Zeichen des sozialen Fortschritts und der europäischen Gemeinschaft. Der Nihilismus des Dritten Reiches sollte durch christliche Besinnung abgelöst werden:

«Die Regierung des Deutschen Reiches sieht im Christentum die Grundlage für die sittliche und religiöse Erneuerung unseres Volkes, für die Überwindung von Hass und Lüge, für den Neuaufbau der europäischen Völkergemeinschaft.»

Bei den Überlegungen, die unserer staatlichen Zukunft galten, ging es der eben genannten Gemeinschaft entscheidend um den Gesichtspunkt der demokratischen Selbstverwaltung und um die eigenverantwortliche Teilnahme der Staatsbürger am öffentlichen Geschehen:

«Die persönliche politische Verantwortung eines jeden erfordert seine mitbestimmende Beteiligung an der neu zu belebenden Selbstverwaltung der kleinen und überschaubaren Gemeinschaften.»

Obgleich auch viele Einzelfragen, wie die einer demokratischen Schul- und Universitätsreform, erörtert und in ihren Grundzügen festgelegt wurden, beschränkten sich manche der formulierten Vorschläge bewusst auf Probleme der Übergangsordnung. An allgemeine Wahlen war zunächst nicht zu denken. In den Entwürfen einer Regierungserklärung war davon die Rede, dass man als Provisorium zunächst einen «Reichsrat» einberufen wolle. Das ganze staatliche Leben sollte jedoch so bald wie möglich auf eine verfassungsmässige Grundlage gestellt werden:

«Ordnung der Verwaltung, gerechte Verteilung und Erfüllung der Gemeinschaftsaufgaben sind nur möglich auf Grund einer Verfassung.»

In den Überlegungen Dr. Goerdelers war von einer «ständischen Organisation» die Rede. Er befürwortete eine autoritative Staatsleitung mit einem Monarchen an der Spitze – eine Lösung, für die auch Generaloberst Beck Sympathie zeigte. Einig war sich die konservative Gruppierung mit den «Erneuerern» darin, dass es einer föderativen Neugliederung des Reiches – und damit einer Aufgliederung Preussens – bedürfe. In der Regierungserklärung sollte von sich selbst verwaltenden Reichsgauen, Kreisen und Gemeinden gesprochen werden.

Man war sich auch weitgehend darüber einig, dass die frühere politische Zersplitterung vermieden werden müsse. Im konservativen Lager gab es Stimmungen, die überhaupt gegen die Neubildung von Parteien gerichtet waren. Dem standen wohldurchdachte Vorschläge zur Förderung eines Zweiparteien-Systems gegenüber. Julius Leber sprach zu seinen Freunden von «einer Art Volksfront auf der Grundlage aller überlebenden und lebensfähigen sozialen und demokratischen Kräfte». Für die Übergangszeit bis zur

Festigung des neuen Staates wurde hier und dort sogar an eine antinazistische «Einheitspartei» gedacht.

Manche Überlegungen mögen nachträglich als wenig realistisch erscheinen; die massgebende Strömung war jedenfalls nicht restaurativ.

Zur künftigen Sozialordnung betonten die «Kreisauer», das Recht auf Arbeit und Eigentum habe ohne Ansehen der Rassen-, Volks- und Glaubenszugehörigkeit unter öffentlichem Schutz zu stehen. Ein gleichwertiger Schutz gebühre der Familie, um neben der Erziehung auch die äusserlichen Lebensgüter zu sichern: Nahrung, Kleidung, Wohnung, Garten und Gesundheit.

Die Arbeit müsse so gestaltet werden, hiess es in der Ausarbeitung vom August 1943, dass sie die persönliche Verantwortung fördere. Man befürwortete die «wirksame Mitverantwortung eines jeden an dem Betrieb und darüber hinaus an dem allgemeinen Wirtschaftszusammenhang, zu dem seine Arbeit beiträgt». In dem früher erwähnten Memorandum für den Bischof von Chichester war davon die Rede, dass die wirtschaftliche Ordnung «nach echt sozialistischen Richtlinien» wiederhergestellt werden solle. In diesem Zusammenhang beschäftigte man sich mit den Problemen einer Bodenreform und einer Neuordnung der Eigentumsverhältnisse an den Bodenschätzen und Grundstoffindustrien.

In der Regierungserklärung sollte festgehalten werden, dass die Wirtschaft zunächst nur in Form der Bewirtschaftung und der Überwachung der Preise fortgeführt werden könne. In der Zeit danach werde es sich nicht nur darum handeln können, die freie Initiative des Unternehmers herzustellen und ihn zum Leistungskampf im Wettbewerb zu zwingen. Auch der deutsche Arbeiter müsse und werde Gelegenheit erhalten, an der Verantwortung der Wirtschaft schöpferisch teilzunehmen. Der Missbrauch des Eigentums werde ebenso bekämpft werden wie die ungesunde, die Unselbständigkeit der Menschen vermehrende Zusammenballung des Kapitals. Die Sozialpolitik solle auf Ausgleich gerichtet sein, äusserstenfalls durch einen gerechten Ausgleich «auf den Schultern des ganzen Volkes».

Auf dem Gebiet der auswärtigen Politik ging es zunächst darum, einem baldigen Frieden zuzustreben. Die vornehmste Aufgabe sollte – nach der Regierungserklärung – darin bestehen, tapfer und geduldig den vielfach entehrten deutschen Namen wieder reinzuwaschen:

«Wir haben vor diesem Kriege gewarnt, der so viel Leid über die ganze Menschheit gebracht hat, und können daher in Freimut sprechen ... Was wir für uns verlangen, müssen und wollen wir anderen zubilligen.»

Die Pflicht zur Wiedergutmachung – besonders auch gegenüber den Opfern des Rassenwahns – und zur Aburteilung von Kriegsverbrechern wurde von den verantwortlichen Männern der deutschen Opposition klar herausgestellt. Ihrer Meinung nach sollte die neue Regierung bereit sein, ihren vollen Anteil bei den gemeinsamen Anstrengungen zum

Wiederaufbau der Gebiete, die durch den Krieg zerstört wurden, zu übernehmen. Darüber hinaus aber gingen die Überlegungen und Vorschläge in die Richtung einer internationalen Ordnung, durch die Frieden und Freiheit gesichert werden könnten.

In der Denkschrift vom Mai 1942 heisst es, dass die deutsche Opposition eine europäische Föderation von freien Staaten einschliesslich Grossbritanniens anstrebe und dass diese Föderation mit anderen Staatenbünden eng zusammenarbeiten müsse. In der neuen europäischen Ordnung, mit gemeinsamer Exekutive, müssten eine freie polnische und eine freie tschechische Nation ihren Platz haben. Im Programm der «Jungen» vom August 1943 wurde festgestellt, die freie und friedliche Entfaltung nationaler Kultur sei mit der Aufrechterhaltung absoluter einzelstaatlicher Souveränität nicht mehr zu vereinbaren. Darum gelte es, eine überstaatliche Ordnung anzustreben. Man wollte einen Europäischen Bund und einen umfassenden Welt-Völkerbund. Auch Goerdeler sprach sich in seinen Ausarbeitungen für die Bildung von Staats-Unionen aus, die in einem Weltbund der Nationen zusammengeschlossen werden sollten, damit ein dauerhafter und gerechter Friede aufgebaut und garantiert werden könne.

Aber zuerst wäre es, wie gesagt, um die Beendigung des sinnlosen Krieges gegangen. Dazu sollte im «Aufruf an das deutsche Volk» stehen:

«Wir wollen unsere Ehre und damit unser Ansehen in der Gemeinschaft der Völker wiederherstellen. Wir wollen mit den besten Kräften dazu beitragen, die Wunden zu heilen, die dieser Krieg allen Völkern geschlagen hat, und das Vertrauen zwischen ihnen wieder neu zu beleben.

Wir erstreben einen gerechten Frieden, der an die Stelle der Selbstzerfleischung und Vernichtung der Völker friedliche Zusammenarbeit setzt. Ein solcher Friede kann sich nur auf Achtung vor der Freiheit und der Gleichberechtigung aller Völker gründen.»

Denjenigen, die für diese Ziele kämpften, ist der Erfolg versagt geblieben. Ein momentaner Misserfolg entscheidet jedoch weder über die Berechtigung einer Erhebung noch über die Gesinnung ihrer Träger. Bestehen bleibt das geistige Erbe derer, die die Zukunft im Zeichen der Freiheit und der Menschlichkeit gestalten wollten.

CARLO MIERENDORFF

wurde am 23. März 1897 in Darmstadt geboren, als Sohn eines im Dienst des hessischen Grossherzogs stehenden kleinen Angestellten. 1914 ging er als Kriegsfreiwilliger ins Feld und kam 1918 als Offizier mit hohen Auszeichnungen zurück. Ab 1930 sozialdemokratischer Abgeordneter im deutschen Reichstag, wurde er 1933 verhaftet und bis Herbst 1937 in Konzentrationslagerhaft gehalten. In den letzten Jahren vor seinem Tode gehörte er zum engeren Kreis der Männer, die eine Neuordnung der politischen Verhältnisse in Deutschland für die Zeit nach Hitlers Sturz vorbereiteten.

Am Weihnachtstag des Jahres 1943 stand im Anzeigenteil der Deutschen Allgemeinen Zeitung, die in Berlin erschien:

Der Herr über Leben und Tod rief am 4. Dezember unseren Freund und Gefährten Carl Mierendorff, Dr. phil., zu sich in die Ewigkeit. Er fiel als Opfer des Luftangriffs auf Leipzig.

im Namen aller Freunde

Emil Henk, Heidelberg

Dr. Theodor Haubach, Berlin-Grünwald

Carlo Mierendorff starb im 47. Lebensjahr. Er war ein Gezeichnete, der nur durch die Bombe dem Todesurteil Freislers entging.

Über die Jugendjahre in enger Freundschaft mit Theodor Haubach und Carlo Mierendorff schreibt Kasimir Edschmid:

Das Haus, in dem Theo Haubach wohnte, war nur wenige Meter von dem unseren entfernt. Wir kannten uns schon als Knaben. Mein Bruder machte den Nikolaus auch für die Haubachs und Theo, der sich später vor nichts fürchtete, grauste sich vor dem bärtigen Weihnachtsmann. Theo stellte mir bei Beginn des ersten Weltkrieges auf dem Hof des Infanterieregiments, das in Darmstadt stationiert war, seinen Schulkameraden Carlo Mierendorff vor, der, ebenso wie Theo, das Gymnasium gerade verlassen hatte. Carlo war ein blonder, kräftiger Junge mit kühn geschnittenem Gesicht, trotziger Stirn, einem bald ironischen, bald begeisterten Lächeln und einer bei seiner Jugend ausgesprochenen Würde, die jedoch keinen Augenblick verdeckte, dass in diesem Mann eine immerwährende Angriffslust lebte. Ich hatte in vielen Jahren später Gelegenheit, immer wieder zu sehen, dass diese aggressive Haltung sich gegen das wandte, was unhuman, nicht sozial, menschenfeindlich, böse und gegen die Freiheit gerichtet war, für die zu kämpfen Carlo niemals aufgehört hat.

Etwa ein Jahr nachdem Mierendorff sich freiwillig zur Truppe gemeldet hatte, kam er zu mir ins Lazarett zurück und half mir, obwohl er selbst Patient war, in rührender und uneigennütziger Weise, die aus dem Balkan kommenden Verwundeten zu pflegen.

Damals hatte sich in Darmstadt bereits jene Gruppe sehr junger Menschen um die «Dachstube» und um den Drucker Josef Würth zusammengefunden. Bis 1918 erschienen 65 Flugblätter, Mierendorff sandte aus dem Felde zahlreiche Beiträge und schloss die letzte Nummer November 1918 bei Ende des Krieges mit einem Aufruf, in dem er schrieb: «Wir warten auf Euch Freunde, auf Euer heisses Herz.» Es ist nicht unrecht, zu sagen, dass dies das leidenschaftliche und glaubensstarke Motto seines Lebens geblieben ist.

Er gründete nun in Darmstadt die Zeitschrift «Das Tribunal». Sie war eine der interessantesten Revuen der bewegten Zeit. Sie brachte unter anderem den berühmten Aufruf

an die französische Jugend, der eine übernationale, europäische Gemeinschaft forderte. Carlo war damals, wie der beste Teil der verantwortungsbewussten, sozialdemokratischen Jugend, radikal.

Mierendorff besass bei aller Hitzigkeit, allem Rednervermögen und aller Lust am Literarischen, jene bestimmte Heiterkeit, die in der Nähe der Weisheit und sicher in der Nähe einer ausgesprochenen Gläubigkeit liegt. Dies äussert sich auch in seinen Büchern; er war ein ausgezeichneter Schriftsteller und in seinem kleinen Buch «Hätt' ich das Kino» stehen erstaunliche sprachgewaltige Dinge.

Er studierte in Heidelberg, wurde dort promoviert, schloss sich der SPD an, wurde einer der jüngsten Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik und forderte im Parlament, als die Barbarei herannahte, in sensationeller Weise Dr. Goebbels heraus. Carlo brachte damals die Boxheimer Dokumente vor die Öffentlichkeit, in denen der erste Nazi-Umsturzplan skizziert war, dessen Abschnitte jeweils mit dem Finale schlossen: «Wird erschossen.»

Carlo kehrte dann nach Darmstadt zurück, um Wilhelm Leuschner, der das hessische Innenministerium verwaltete, beizustehen. Er wusste um die Kraft eindrucksvoller Symbole im politischen Kampf und förderte die «Drei Pfeile», das neue Zeichen seiner Gesinnungsfreunde, als sie 1932 noch hofften, den Ermattung zeigenden Nationalsozialismus niederzuringen. Einige Monate später wurde er wie ein ausgebrochenes Tier von den Nazis durch die Strassen Darmstadts geschleift.

Über diese Tage steht in Mierendorffs Haftnotizen:

14.6. 1933.
S.S. Meeting bei L.K.P. auch.
Abwesenheit durch Antritt von Krim./K
Krip + Anzucht. Konflikt am
Anso der S.-S. Jüngere L-K-P auch.
Man empfand mit S.S. Zymp
mitgeben. Ficht von S.-S. Krip
bis Witwardylob. Von dort Krip
Weg in Ball:



Inter wie I-I. Hagen. Dienen! Gruppen
- ab Hauptpost - "Mf (mit) / chen) - Ist
Produkt der Konfession (Hilf: Konfession)
Liny - Mörner - Arbeitsamt. " aber
Stängnit uoy uel jümit - Dapen aus
den Hagen John. Dylage, Inbrücke, Zeit-
fische - freie. Mauppen? - - -
- - - - - ,
zahl 32.

Die folgende Lagerzeit in Osthofen war die schlimmste – mit nächtlichen furchtbaren Misshandlungen. In Papenburg-Börgermoor schaufelte er dann Gräben aus. Im Lager Torgau kam Mierendorff zugleich mit Wilhelm Leuschner in die sogenannten Todeszellen, in Buchenwald musste er die ersten Stacheldrähte und die neuen Gefangenenbaracken mitaufbauen. Im fünften Jahr der Haft kam die gefürchtete plötzliche Abberufung vom Arbeitsplatz durch zwei bewaffnete Wachtposten. Carlo Mierendorff erwartete die Exekution. Aber man führte ihn in den Verwaltungsraum, um ihm mitzuteilen, dass die Entlassung genehmigt sei. Er gab keine Antwort und fiel bewusstlos zu Boden.

Als der Stacheldraht hinter ihm lag, fand er, auf Veranlassung höchster SS-Stellen, in der Sozialabteilung der Braunkohle- und Benzin AG. Berlin, den Broterwerb. Während man ihn in diesem NS-Betrieb unter einer gewissen Kontrolle glaubte, nutzte Mierendorff, tatkräftig wie zuvor, diese Tätigkeit, die mit dienstlichen Reisen – sogar ins Ausland – verbunden war, um seine alten politischen Verbindungen auszubauen. Mit der Möglichkeit eines Umsturzes war er aufs Neue zum Wagnis bereit. Von ihm sind die Worte: «Von jetzt ab geht es nur noch aufwärts zum Sieg – oder zum Galgen.» Er bereitete vieles von dem vor, was das Volk im Sinne neuer demokratischer Ziele ansprechen sollte. So entwarf er unter anderem 1943 eine erste Rede, die über den Rundfunk gehalten werden sollte, und als neues Symbol für die Zukunft ein Zeichen. Es zeigte das von dem Ring sozialer Politik umschlossene Kreuz des Christentums.

Die Nachricht von seinem Tode erfüllte die Freunde mit tiefem Entsetzen, unter denen mit seinem Verlust eine unausfüllbare Lücke entstand.

THEODOR HAUBACH

15. September 1896 – 23. Januar 1945

Die Abiturienten von 1914, zu denen Theodor Haubach gehörte, waren die jüngste, letzte Altersklasse deutscher Gymnasiasten, die im Kaiserreich zwölf Jahre zur Schule ging und sich noch ohne kriegsbedingte Abweichungen von Unterrichtsstil «der alten Zeit» zum Universitätsstudium vorbereitete.

Theodor Haubach hat diese Jugendjahre mit der Aussicht auf eine anscheinend gesicherte Zukunft in einem Darmstädter Bürgerhaus verbracht. Sein scharfer Verstand, seine unstillbare Wissbegierde und seine kristallklare Logik prädestinierten ihn zum Forscher auf jedem geisteswissenschaftlichen Gebiet, das ihn locken mochte. Aber für den Achtzehnjährigen gab es in jenem Jahr keine zivile Berufsentscheidung; er meldete sich zum Kriegsdienst, wurde im Feld zum Offizier befördert und kam – achtmal verwundet – erst nach Kriegsende in die Heimat zurück.

Mit dem alten geistigen Elan begann er 1919 in Heidelberg das Studium der Philosophie. Wie so viele seiner Altersgenossen hatte ihn das Kriegserlebnis zum Sozialismus geführt. «In Heidelberg stand Haubach mit seinem Freund Mierendorff bald an der Spitze der sozialistischen Akademiker», berichtet Emil Henk, ein Freund beider Männer. «Es gab nichts, was Haubach nicht sofort begriff; als Student führte er einen erbitterten Kampf gegen die ‚Völkischen‘, in denen er schon frühzeitig den Lebensfeind des deutschen Volkes – die späteren Nationalsozialisten – erkannte ... In Debatten war Haubach von eiserner Ruhe. Wenn die Leidenschaft einer Versammlung ihn umtobte, so blieb er gelassen und unbewegt. Damals – nach dem ersten Weltkrieg – hat er die Studentenschaft mit politischen Energien erfüllt und eindrucksvolle Siege über seine Gegner erfochten. Aber die politische Tat war nicht das letzte seines Wesens. Er hat sich das Gedankengut, das zum Sozialismus gehört – das schwierige, komplizierte Werk der Philosophen des 19. Jahrhunderts – mit einer Gründlichkeit erworben, wie ganz Wenige...

Der Philosoph Haubach fand bei Hegel die dialektische Methode, die seiner eigenen intellektuellen Dämonie entsprach, die Präzision der Formulierung, die Leidenschaft der Begriffe. Haubach hat aber nie daran gedacht, mit Hegel die Welt aus der Selbstbewegtheit des Geistes zu erklären; der logische Skeptiker sah in der Philosophie den Bereich des äusserst Wissbaren. Als junger Mensch hat Theo Haubach das Unwissbare verneint, aber später als reifer Mann hat er es sorgsam und scheu gesucht.»

1923, im schlimmsten Jahr der Inflation, beendete Haubach sein Studium, ging als junger Doktor der Philosophie an das Institut für Aussenpolitik nach Hamburg und ein Jahr später als Redakteur zum «Hamburger Echo»; daneben trat er in die Leitung der Hamburger Organisation des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold ein, um sich auch dort aktiv für den Schutz der Republik einzusetzen.

«Die Tausende und aber Tausende deutscher Toten können nur für ein neues Deutschland gestorben sein», schrieb Haubach in Hamburg. «Für ein neues Deutschland oder für nichts. Es gibt kein Drittes! Dieses neue Deutschland ist noch nicht da, aber es wird, und wir kämpfen um sein Werden. Und wenn wir für Deutschland kämpfen, dann kämpfen wir für ein neues Europa.»

Um diesem Ziel näherzukommen, musste sich die Generation, der die Aufgabe gestellt war, mit den Machtverhältnissen der deutschen Vergangenheit auseinandersetzen. In seinen Analysen über Probleme militärischer und politischer Gewalt schrieb Haubach: «Die Durchsetzung der Zivilsphäre mit der militaristischen Ideologie weist auf nichts anderes hin, als auf die jahrhundertelange Verkrüppelung der deutschen nationalen Politik. Alle Verachtung für das Politische, der Zorn gegen die Federfuchser und gegen die ‚Quasselbude‘ ist nichts weiter als die Entwöhnung, die jahrhundertelange Entwöhnung in politischen Dingen überhaupt.»

Haubach wünschte eine Republik, «die sich durchsetzen und alle aus solchem Willen fließenden Konsequenzen auf sich nehmen» sollte – «dann wird es ihr auch gelingen, aus einer positiven Begrenzung der Gewalt den Weg zu jenen neuen Formen zu finden, in denen Konflikte zwar sicher nicht gewaltlos, aber immerhin unblutig und mit Argumenten ausgefochten werden.»

1930 kam Haubach als Pressereferent in das preussische Innenministerium und dann als Pressechef ins Berliner Polizeipräsidium. Er wurde zweiter Vorsitzender der Reichsleitung des deutschen Reichsbanners und schlug, um den drohenden Untergang der Weimarer Republik zu verhindern, ungewöhnliche Abwehrmassnahmen vor; zu seinem grossen Schmerz wurden sie von den zur Entscheidung berufenen Politikern nicht akzeptiert.

In den ersten sechs Jahren nationalsozialistischer Herrschaft wurde Haubach wiederholt verhaftet und eingekerkert. Allein zwei Jahre verbrachte er im KZ Esterwegen. Wenn er frei war, verdiente er sein Brot als Versicherungsagent.

Nach der dritten Entlassung gelang es seinem Freund Viktor Bausch, ihn mit dem Einverständnis der Gestapo für einen «kriegswirtschaftlich» wichtigen Posten in der eigenen Papierfabrik zu reklamieren. 1943 schloss sich Haubach dem Kreisauer Kreis an, der seine Mitarbeit suchte und brauchte. Ausserdem arbeitete er eng mit seinen alten politischen Freunden Mierendorff, Leuschner und Leber zusammen.

Haubachs philosophische Schriften aus den verschiedenen Perioden seines Lebens gingen durch Brände und Zerstörungen verloren. Nur Briefe und überlieferte Gespräche sind Zeugnisse seines ernstesten Ringens um die letzten Fragen menschlicher Erkenntnis. Noch am 6. Juli 1944 – zwei Wochen vor dem Tag, den er bei nüchterner Abschätzung der erforderlichen Massnahmen gegen einen mächtigen, unerbittlichen Gegner vorbereiten half – schrieb er an einen Pfarrer: «Je mehr ich versuche, in die dunkle Weisheit der beiden Testamente einzudringen, desto mehr drängt sich mir der Gedanke auf, dass in den letzten Jahrhunderten ein wesentlicher Gedanke der göttlichen Botschaft verdunkelt worden ist, nämlich der, dass der Mensch nicht nur abgefallen, sündig, klein und erbärmlich ist, sondern auf der anderen Seite des Göttlichen teilhaftig werden kann in einem Masse, wie es unser gesunkenes Zeitalter überhaupt nicht mehr begreift ...»

Am 9. August wurde Theodor Haubach von der Gestapo verhaftet, im Januar 1945 zum Tode verurteilt und hingerichtet. Er selbst hatte den Sinn eines solchen Opfers schon in früheren Jahren durchdacht. Dazu schrieb er: «Die Grenze der Gewalt liegt nun darin, dass sie zwar die Person des Widerstandes, aber nicht die Gesinnung des Widerstandes vernichten kann. Wäre es praktisch möglich, sämtliche Gesinnungsträger des Widerstandes total zu vernichten, so käme dieser Ausrottung der Personen auch maximal eine Ausrottung der Gesinnungen nahe. Nicht aber kann bei einer solchen Ausrottung die Erinnerung an das Geschehene selbst vernichtet werden ...»



FRITZ-DIETLOF GRAF VON DER SCHULENBURG

5. September 1902 – 10. August 1944

Am 10. August 1944 steht Fritz-Dietlof Graf v. d. Schulenburg, Nachkomme eines alten mecklenburgischen Geschlechts, das dem preussischen König eine grosse Zahl achtbarer Heerführer und Beamten gestellt hat, als Angeklagter vor Freisler. Er soll wegen «Hoch- und Landesverrat» verurteilt werden. Gleichmütig nimmt er es auf. Doch mit dem Stolz des Bekenners erklärt er dem Präsidenten des Volksgerichtshofes: «Wir haben diese Tat auf uns genommen, um Deutschland vor einem namenlosen Elend zu bewahren. Ich bin mir klar, dass ich daraufhin gehängt werde, aber ich bereue meine Tat nicht.»

Mit dieser nichts mehr fürchtenden Entschiedenheit erklärt sich der Zweiundvierzigjährige gegen das Hitlerregime, der etwa zehn Jahre zuvor sein tätiges Mitwirken unter dem Nationalsozialismus für möglich hielt.

Fritz von der Schulenburg sah sich als junger Verwaltungsjurist konservativer Tradition bald vor die Auseinandersetzung mit der sozialen Not nach dem Weltkrieg gestellt. Seine Sympathie selbst für radikalste Gruppen der Arbeiterschaft bei Unruhen in Recklinghausen brachte ihn während seiner Tätigkeit im dortigen Landratsamt in Widerspruch zu seinen Vorgesetzten. Deshalb wurde er nach Ostpreussen versetzt.

So kam er 1933 zum Oberpräsidium Königsberg, wo sich ein Freundeskreis bildete von Männern um den «roten Grafen», die «solides Können in ihrem Fach mit lebendiger Aufgeschlossenheit für neue Ideen verbanden». Trotz starker Bedenken gegenüber der Person Hitlers trat Schulenburg der NSDAP bei, da er meinte, dass sich in ihr der nationale Gedanke mit dem eines undogmatischen Sozialismus verbinden könnte. Damit fand er zum Kreis um Gregor Strasser. Bald aber beobachtete er die den Nationalsozialismus begleitenden Rechtswidrigkeiten; die Sorge darüber wurde zur politischen Enttäuschung – und zur Empörung, nachdem Gregor Strasser 1934 «liquidiert» worden war.

Zunächst regierte Schulenburg als Landrat einen Kreis in Ostpreussen, machte ihn schuldenfrei und verwirklichte seine Vorstellungen von einem vorbildlichen Beamtentum. Gleichzeitig spähte er nach Mitteln und Männern, die geeignet waren, die Rechtsgrundlagen des Staates einigermassen zu retten. Doch Hitlers aussenpolitische Scheinerfolge und die Methoden der Gestapo verhinderten ein gemeinsames Vorgehen oppositioneller Kräfte. 1937 nahm Schulenburg die ihm angebotene Stelle des stellvertretenden Polizeipräsidenten von Berlin an. «Ich hatte mich zu entscheiden, ob ich meinen Dienst quittieren, oder der Fouché Hitlers werden sollte; ich habe das zweite gewählt!»

Der nun mögliche Einblick in tiefere Zusammenhänge veranlasste ihn, intensiver nach Gleichgesinnten zu suchen. Zu dieser Zeit setzte das Misstrauen von Goebbels ein. Als Schulenburg 1939 stellvertretender Oberpräsident von Ober- und Niederschlesien wurde, wollte er, dass diese Provinz «ausstrahlt». Er geriet deshalb mit der Partei in Konflikt und erhielt das Prädikat «politisch untragbar.»



Der Krieg führte ihn an die Ostfront. Ebenso wie in der Aufgabe des Regierungspräsidenten war «Fritzi» jetzt als Zugführer einer Infanteriekompanie ein Vorbild an unerschrockener Gelassenheit, kluger Umsicht, Fürsorge und Humor. Das Fronterlebnis machte ihn reifer und noch entschlossener. Durch eine Aufgabe im Stabe des Generals von Unruh in Paris wurde ihm möglich, die Fäden zu spinnen.

Die Maske, mit der er sein wirkliches Wollen verbarg, lüftete er selten – nur in entscheidenden Augenblicken, um sich dann vorbehaltlos in seinem wahren Wesen zu offenbaren. Über alles informiert, von den jüngsten Äusserungen Hitlers bis zu den Ereignissen an der Front, von der Fehlplanung in der Industrie und Ernährungswirtschaft bis in die Akten der Abwehr, zeigte er eine erstaunliche Gabe, den anderen, Gleichgesonnenen aufzuspüren. Das Netz seiner Verbindungslinien zog er von Gruppe zu Gruppe, von Stauffenberg zur Militärverwaltung in Paris, von der Polizei zu den Ersatzbataillonen, von Goerdeler zu den Gewerkschaftlern und Sozialisten, vom Kreisauer Kreis wieder zum Militär. Es wurde vereinbart, dass er nach dem Sturz des Hitlerregimes als Staatssekretär – gemeinsam mit Leber – das Innenministerium leiten sollte.

Seine Ausarbeitung einer kommenden Reichsverwaltungsreform – er war auch mitbeteiligt, als Beck, Popitz, Jessen und Planck ihren Entwurf einer kommenden Verfassung bearbeiteten – ist verlorengegangen, aber die Grundzüge wurden überliefert. Das Problem lag für Schulenburg in der Neu- und Weiterentwicklung der deutschen Demokratie unter den Verhältnissen des Industriestaates: Wie muss der moderne Massenstaat regiert und verwaltet werden, damit der Einzelne sich als Staatsbürger mitverantwortlich weiss? Von der national-pädagogischen Konzeption des Freiherrn vom Stein ausgehend, sah Schulenburg nach einer Niederringung der Diktatur die «einzigartige Chance», diese bis dahin nie in Deutschland verwirklichten demokratischen Grundideen nun zum Bau einer modernen, sozialen und dauerhaften Demokratie durchzusetzen. Darum wollte er im sozialen, kommunalen und politischen Bereich begrenzte, überschaubare, von klarer Verantwortlichkeit getragene Gebilde schaffen. Auch dem kommenden, sinnvoll zu lenkenden Aufbau der Städte mass er in diesem Zusammenhang grosse Bedeutung bei.

Am 20. Juli 1944 stand Fritz von der Schulenburg an der Seite Stauffenbergs in der Bendlerstrasse. Als der Fehlschlag der Aktion erkennbar wurde, sagte er nur: «Offenbar muss das deutsche Volk diesen Kelch bis zur letzten Neige leeren. Wir müssen uns opfern, später wird man uns verstehen.»

In völliger Ruhe vernichtete er den Inhalt seiner Aktentasche. Die Gelassenheit bewahrte er bis zur letzten Stunde. Während des Prozesses vom Richter befragt, was er «sich eigentlich bei dem Staatsstreich gedacht habe», gab er zur Antwort: «Warten Sie drei Monate. Die Situation, die Sie dann erleben, ist die, von der wir in unseren Überlegungen und Entschlüssen ausgegangen sind.» Und nach der Verhandlung schrieb er an seine Frau: «Was wir getan, war unzulänglich, aber am Ende wird die Geschichte richten und uns frei sprechen.»

Wenige Stunden später wurde das Todesurteil an Fritz von der Schulenburg in Plötzensee vollstreckt.

ADAM VON TROTT ZU SOLZ

wurde am 9. August 1909 als Sohn des damaligen preussischen Kultusministers in Potsdam geboren. Seine Kindheit verbrachte er in der nordhessischen Heimat Imshausen. Später studierte er Jura in München, Göttingen und Berlin und als Cecil-Rhodes-Stipendiat Philosophie, Politik und Wirtschaft in Oxford.

An das Assessorexamen 1936 schloss sich – ebenfalls durch die Rhodes-Stiftung ermöglicht – eine längere Studienzeit in Ostasien, vornehmlich Peking, an, auf die sich Trott ein halbes Jahr lang in den Vereinigten Staaten vorbereiten konnte. Ab Frühjahr 1940 fand er seinen Wirkungsbereich im Auswärtigen Amt Berlin, wo er in der Informationsabteilung tätig war – bei engem geheimem Zusammenhalt mit dem Kreisauer Kreis, mit Vertretern der Arbeiterschaft, der Kirche und Freunden aus der Aristokratie.

Schon seine im Jahr 1932 erschienene Dissertation über «Hegels Staatsphilosophie und das Internationale Recht», wie 1936 seine Ausgabe der politischen und journalistischen Schriften Heinrich von Kleists lassen die umfassende Art seiner geistigen Auseinandersetzung mit den Zeitfragen und mit dem Nationalsozialismus erkennen, die in der Konsequenz zu der Forderung nach dem persönlichen, politischen Einsatz führt. Diese Auseinandersetzung war auch der Antrieb zu seinen Reisen in andere Länder, die ihn ein «klareres Bild von der eigenen Heimat» gewinnen liessen. Sie vermittelten ihm Einblick in die Kräfte der Völker des Westens und Ostens und eine neue Beziehung zum christlichen Glauben als Grundlage seines Handelns.

«Der Krieg löst kein Problem». Durch diesen Gedanken bestimmt hatte Adam von Trott zu Solz, ein Mensch von ungewöhnlicher geistiger Reife und kühnen Ideen, 1939 vordringlich versucht, für eine Verhinderung des Krieges zu wirken. Im Juli war er noch in London und wurde von Chamberlain und Lord Halifax empfangen. Bei den Gesprächen empfahl er, dass das Foreign Office Hitler gegenüber rechtzeitig und vor Ausbruch eines Krieges eine feste und starke Haltung einnehmen möge.

Nach Kriegsausbruch folgte Trott der Einladung zu einer Konferenz in den USA. Er suchte Präsident Roosevelt mit einer Denkschrift für eine Politik zu gewinnen, die die Gegenbewegung gegen Hitler in Deutschland ermutigen könne. Felix Morley – wie Trott früherer Rhodes-Scholar – schreibt in seinem Tagebuch über die damaligen Bemühungen in Washington:

«In Wirklichkeit jedoch widmete er den grössten Teil seiner Zeit dem Versuch, hier Verständnis für den grossen Umschwung zu erwecken, der in Deutschland, wie er glaubt, zu erwarten ist... Das Hauptproblem ist, wie man es verhindern könne, dass ein Ausrottungskrieg, den wir gegen die Nazis führen, alle jene Kräfte, die jetzt gerade beginnen, sich zu Hitlers Sturz zusammenzuschliessen, Hitler wieder in die Arme treibt.»

Adam von Trott kehrte 1940 ohne Ergebnis über Japan nach Deutschland zurück. Hinter der offiziellen Aufgabe als Legationsrat im Auswärtigen Amt verfolgte er, immer wieder unter stetiger Gefahr, die Linien seiner weltweiten Verbindungen, um für die deutsche

Widerstandsarbeit Verständnis und Unterstützung im Ausland zu gewinnen. In dieser Arbeit hielt er besonders engen Kontakt mit Leber und Stauffenberg.

Anfang 1944 liess Trott im Auftrag der zum Umsturz entschlossenen Kräfte eine Botschaft an den amerikanischen Präsidenten gelangen, mit dem dringenden Anruf, wissen zu lassen, inwieweit das Ausland bereit sei, es einer neuen deutschen Regierung zu ermöglichen, die Demokratie in Deutschland allen drohenden Gefahren gegenüber zu sichern. In die gleiche Zeit fiel eine letzte Ausarbeitung von Adam von Trott «Deutschland zwischen Ost und West», von der seine Freunde sagten, dass sie mit Herzblut geschrieben sei.

Trotz seiner häufigen Reisen und seiner vielseitigen Möglichkeiten hatte es Adam von Trott immer wieder mit Macht nach Deutschland zurückgezogen, wo er seine Aufgabe sah. So hätte er sich im Mai 1944 leicht mit einem dienstlichen Grund von Verona aus nach Rom, das kurz vor der Besetzung durch die Alliierten stand, in Sicherheit bringen können, zumal er in dieser Zeit ständig mit seiner Verhaftung rechnete. Doch er strebte wieder zurück zu den Freunden in Berlin und begab sich dann noch einmal im Juni nach Schweden, um dort Erkundigungen einzuholen über die aussenpolitischen Bedingungen, denen sich eine erfolgreiche Erhebung gegenübersehen würde.

Am 15. August stand Adam von Trott zu Solz, der als zukünftiger Staatssekretär im Auswärtigen Amt vorgesehen war, mit seinem Freund, Hans-Bernd von Haefen vor dem Volksgerichtshof. Am Abend des gleichen Tages schrieb er an seine Frau:

«Du ... wirst wissen, dass mich am meisten schmerzt, unserem Land die besonderen Kräfte und Erfahrungen, die ich in fast zu einseitiger Konzentration auf seine aussenpolitische Behauptung unter den Mächten in mir ausgebildet hatte, nun vielleicht nie mehr dienend zur Verfügung stellen zu können. Hier hätte ich wirklich noch helfen und nützen können. Auch meine Gedanken und Vorschläge hierzu hätte ich so gern noch einmal in zusammengefasster Form für andere zur Verfügung gestellt. Aber es wird mir wohl versagt bleiben. Es war alles ein aus der Besinnung und Kraft unserer Heimat, deren tiefe Liebe ich meinem Vater verdanke, aufsteigender Versuch, ihr in allen modernen Wandlungen und Erschwerungen unwandelbar bleibendes Recht und ihren tiefen, unentbehrlichen Beitrag gegen den Übergriff fremder Mächte und Gesinnungen zu erhalten und zu vertreten. Darum bin ich aus der Fremde mit allen ihren Verlockungen und Möglichkeiten immer mit Unruhe und begierig dorthin zurückgeeilt, wo ich mich zu dienen berufen fühlte. Was ich draussen lernte und für Deutschland tun konnte, hätte mir hierbei gewiss sehr geholfen – weil um diese Zeit nur wenigen solche weitverzweigten Möglichkeiten zuteil wurden. So muss ich hoffen, dass auch ohne mich von vielen dieser Verbindungen auch so Verständnis und Hilfe zufließen wird, wenn es einmal wieder nötig und wünschenswert sein sollte. Aber ein Sämann überlässt nicht gerne knospende Saaten anderen zur weiteren Bearbeitung, denn zwischen Saat und Ernte liegen ja noch so viele Stürme ...»*

Am 26. August wurde in Berlin-Plötzensee das Todesurteil an Adam von Trott zu Solz vollstreckt.



JULIUS LEBER

am 16. November 1891 in Biesheim im Oberelsass geboren, wuchs in bescheidensten, mehr proletarischen als kleinbäuerlichen Verhältnissen auf. Nach dem Besuch der Dorfschule durch den Pfarrer für die Realschule in Breisach vorgeschlagen, musste er aus wirtschaftlichen Gründen die Ausbildung mit Mittelschulreife abbrechen und wurde Lehrling in einer Tapetenfabrik. Von 1910 bis 1912 konnte er als Stipendiat die Oberrealschule in Freiburg besuchen und verdiente seinen Lebensunterhalt durch Nachhilfestunden und Zeitungsberichte. Unter ähnlichen Umständen studierte er an den Universitäten Freiburg und Strassburg Volkswirtschaft und Geschichte und meldete sich 1914 als Kriegsfreiwilliger. Im Weltkrieg Frontoffizier mit mehrfachen Auszeichnungen, beteiligte er sich als republikanischer Offizier im Grenzschutz 1920 an der Niederwerfung des Kapp-Putsches. Anschliessend nahm er den Abschied und promovierte zum Dr. rer. pol.

Als Dreissigjähriger kam er als Schriftleiter an den «Lübecker Volksboten», wurde in kurzer Frist zu einer zentralen Gestalt in der norddeutschen Arbeiterschaft und unumstrittener Führer der Lübecker Sozialdemokratie. Von dieser Position aus, wie während seiner Tätigkeit als Reichstagsabgeordneter von 1924 bis 1933, bekämpfte er konsequent die totalitären Parteien von rechts und links und setzte sich in Wort und Tat für die Gestaltung einer lebendigen Demokratie in Deutschland ein.

«Wenn es gilt, um die Freiheit zu kämpfen, fragt man nicht, was morgen kommt», rief Julius Leber am 16. Januar 1933 den Lübecker Arbeitern zu. Mit dem Tage der nationalsozialistischen Machtübernahme begann die Zeit seiner ersten Haft. Vom 1. Februar 1933 führte sie ihn – nur kurz vor der Märzwahl des Jahres unterbrochen – bis zum Sommer 1937, stets aufs Höchste gefährdet, durch Gefängnisse, Zuchthäuser und Konzentrationslager.

Am 16. November 1933 schrieb er aus dem Marstall-Gefängnis in Lübeck: «Man kann dem Volke Angst einjagen mit allen möglichen Mitteln, Liebe aber wächst nur durch Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Und ohne Liebe gibt es eben kein Vaterland. Manchmal bezweifle ich, ob ich selbst jemals ein Vaterland der Gerechtigkeit sehen werde. Der 1. August 1914 war für meine Generation der grosse Fluch, von dem sie sich offensichtlich nicht mehr erholen soll.»

Julius Leber kann als der typische Vertreter jener Generation von Männern angesehen werden, die – vielfach durch das Fronterlebnis geprägt – ihre Energien für ein modernes, demokratisches Staatsgebilde aufbieten wollten, denen aber durch eine Kette tragisch einengender Umstände die Chance versagt wurde, jemals nach ihren Visionen gestalten zu dürfen.

Seine Kritik an den Schwächen und Halbheiten der Weimarer Republik war hart: Zu den unerlässlichen Voraussetzungen einer lebensfähigen Demokratie hätte eine zuverlässige Wehrmacht und eine entschiedene Rechtsprechung gehört. Viele der verantwortlichen Männer aber «lebten in einem blutleeren Idealismus von der Hand in den Mund». Die eigene Partei trug seiner Meinung nach ein beträchtliches Stück Mitverantwortung. Auch sie hatte die Notwendigkeiten häufig verkannt; sie hatte die schöpferische und kämpferische Persönlichkeit kaum zur Entfaltung kommen lassen.



Im Gefängnis schrieb Julius Leber seine Erfahrungen nieder. «Das hohe Ziel», so meinte er abschliessend, «bleibe durch die nervenpeitschenden Spannungen und Entladungen, durch die politischen Wirrnisse hindurch bestehen: Dem arbeitenden Menschen eine bessere Zukunft zu bauen auf den festen Fundamenten von Gerechtigkeit und Freiheit.» Als er aus dem Konzentrationslager entlassen worden war, schaffte sich Leber als Kohlenhändler in Berlin eine zivile Existenz und eine Tarnung für seine politische Arbeit. Rasch knüpfte er die Kontakte mit den Freunden im Reich wieder an, und mit manchen anderen, die den Umsturz wollten. Dies sah er als das nächste und wichtigste Ziel an, das erreicht werden müsste, und demgegenüber kein Pakt zu gefährlich und kein Einsatz zu hoch sei. Geistige Lebendigkeit und unbändiger Wille zur Tat machten ihn zum Kandidaten der Jüngeren für die Führung der neuen Regierung. Nach den vereinbarten Plänen sollte er als Innenminister für den Schutz der neuen staatlichen Ordnung verantwortlich sein.

Es ging ihm um den Aufbau einer funktionsfähigen Demokratie mit einer starken Regierung, ohne enge Parteidogmen und in der Bereitschaft zum Zusammenwirken mit allen aufbauwilligen und gestaltungsfähigen Kräften. Als eine der markantesten Gestalten der deutschen Widerstandsbewegung trat er vorbehaltlos für diese Ziele ein.

«Im Elementaren war er, Feind des Kommiss, eine soldatische Natur, und er lachte wohl, ohne es abzulehnen, als ich einmal sagte, er, der Elsässer, sei aus dem Holz, aus dem Napoleon seine Marschälle geschnitzt habe.» Mit diesen Worten skizzierte ihn Theodor Heuss in einem Gedenkbericht. Sein Freund Gustav Dahrendorf schrieb: «Sein ganzes Leben war Tat. Getrieben aus innersten sittlichen Kräften, lebendiger Wille dazu, so stand er zu allen Zeiten im Leben: als Soldat, als Politiker, als Mensch.»

Paul Sethe, der am 24. Oktober 1944 der Verhandlung vor dem Volksgericht beiwohnte – Leber war Anfang Juli verhaftet worden –, berichtete:

«Des Todes schuldig .. . Der vor dem mächtigen und bösen Mann da steht, hat mehr getan, als nur zu erwägen, ob der Krieg verloren gehe. Er hat versucht, die Regierung zu stürzen, und er macht kein Hehl daraus. Man merkt, Julius Leber weiss längst, was sein Schicksal sein wird. Aber er ist gar nicht erregt, er ist ruhig und geduldig. Er hört sich aufmerksam an, was sein Feind ihm sagt, dann antwortet er nicht laut, aber mit deutlicher und niemals schwankender Stimme.

Auch Julius Leber ist nur ein Mensch; und wenn er auch längst begriffen hat, was über ihn kommen wird, ganz im Innern ist doch vielleicht eine letzte, noch nicht niedergekämpfte Verzweiflung, ein wenig Lebenshunger, ein Wunsch, noch einmal die Freiheit, das Land, die Familie wiederzusehen. Und während seine Stimme klar bleibt, und während kein Zittern den starken Körper befällt, sieht man doch immer – von hinten, vom Zuhörerraum her –, wie die Absätze seiner Schuhe herauf und herunter gehen. Man sieht auch, dass sie etwas schief getreten sind; man ist im fünften Kriegsjahr, und Leber ist kein reicher Mann. Doch sonst ist Julius Leber kühl und beherrscht.

Von den ersten Sätzen dieses Verhörs ist deutlich geworden, dass es dem Präsidenten da oben in seiner roten Robe kaum darum geht, den Angeklagten zu überführen. Was ist da schon zu überführen, da alles Wesentliche längst klar ist? Aber Roland Freisler

will mehr. Er will sein Opfer auch herunterzerren, erniedrigen, moralisch zerstören. Der Vorwurf der Feigheit klingt auf. Wird Leber aufbegehren? Sich wütend zur Wehr setzen? Um dann sofort von dem Brüllenden unterbrochen, von Neuem beschimpft, zum Schweigen gebracht zu werden? Aber ruhig hört sich der Angeklagte die Erregungsausbrüche des anderen an; dann kommt gelassen die Antwort: „Das ist ein Irrtum, in Wirklichkeit verhielt es sich so ..Und allmählich erkennt man, wie sich in diesem Zweikampf der Geister die Positionen verschieben, wie der Mann da oben in der roten Robe zurückzuweichen beginnt, wie er unsicherer wird, wie sein rollendes Pathos ermattet. Am Ende scheint er enttäuscht, erschöpft, verdriesslich. Er beendet das Verhör. Noch immer ist er der mächtige Mann, er kann anordnen und befehlen. Aber es ist doch der heimliche Sieger, der sich nun wendet und langsam zur Anklagebank zurückgeht. Sehr allein in diesem Saal, nur mit drei oder vier Freunden in der Anklagebank, die ebenso ohnmächtig sind wie er; den Blick auf lauter bösartige Gegner, Richter, Reichsanwälte, Polizisten, SS; selber den gewissen Tod vor Augen; und am Ende hat er den Gegner doch überspielt.

Als sich später der Verteidiger – wohl ein Officialverteidiger – erhebt, da ist es vollends deutlich, wie sicher Leber bereits das Schicksal kennt, das nun auf ihn zukommt, übermächtig und unüberwindbar. Der Anwalt plädiert nicht einmal auf mildernde Umstände. Ausdrücklich sagt er, dass sein Mandant genau wisse, was er getan habe, und was er darauf zu erwarten habe. Als dann kurz darauf das Urteil verlesen wird, tut Julius Leber auch diesmal seinem Feinde nicht den Gefallen, den letzten, auch nur mit einer Miene zu zucken. Das Gesicht behält den Ausdruck tiefen und gesammelten Ernstes, wie stets an diesem Tag. Der Blick geht in die Ferne und gewiss weit über die Mauern dieses Saales hinaus. Was er gedacht hat in dieser Stunde, wird die Welt nie erfahren, aber als ihn bald darauf die Polizisten hinausführen, in seine Zelle zurück, geht er aufrecht wie vorher auch. So muss er auch gegangen sein, als er den letzten Gang antrat – den Gang in den schweren und bitteren Tod.»

Bevor Julius Leber am 5. Januar 1945 hingerichtet wurde, liess er seine Freunde wissen: «Für eine so gute und gerechte Sache ist der Einsatz des eigenen Lebens der angemessene Preis. Wir haben getan, was in unserer Macht gestanden hat. Es ist nicht unser Verschulden, dass alles so und nicht anders ausgegangen ist.»

CLAUS SCHENK GRAF VON STAUFFENBERG

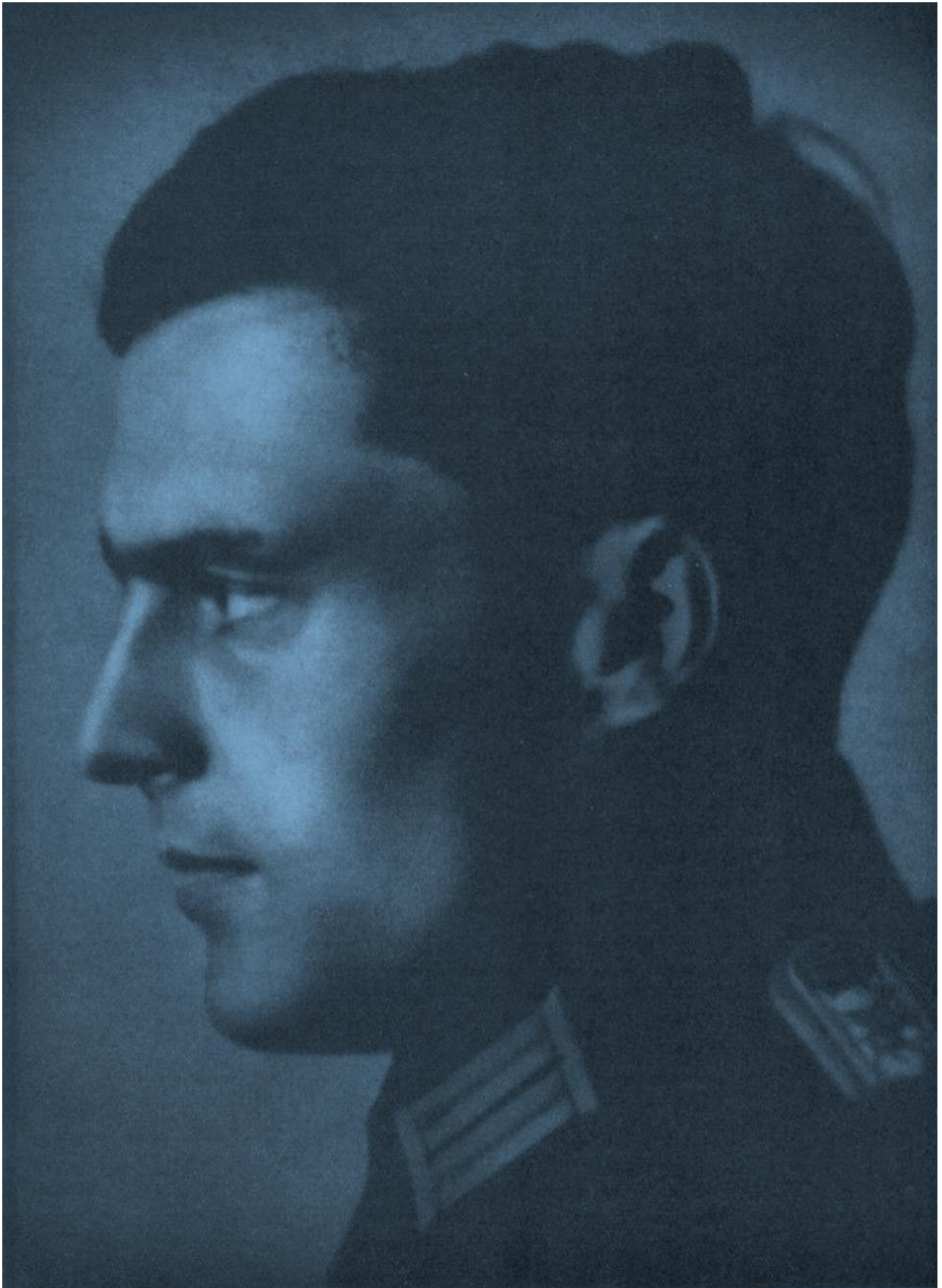
15. November 1907 – 20. Juli 1944

«Wir haben uns vor Gott und unserem Gewissen geprüft, es muss geschehen, denn dieser Mann ist das Böse an sich», diese Worte äusserte Claus Stauffenberg gegenüber Jakob Kaiser, als er ihm darlegte, dass nach seiner und seiner nächsten Berater Ansicht alles gewagt und versucht werden müsse, Hitler zu beseitigen. Von der damaligen Stunde der Unterredung berichtete Jakob Kaiser, dass sie ihm unvergesslich bleiben werde, da sie ihm Einblick in die innere Auseinandersetzung gab, die Stauffenberg mit seinem Gewissen ausfocht.

Als sich Claus Schenk Graf von Stauffenberg zehn Monate vor der Aktion vom 20. Juli 1944 entschloss, selbst die Ausführung des jahrelang erwogenen und mehrfach bis ins Einzelne vorbereiteten Attentats auf Hitler in die Hand zu nehmen, stand er im Alter von 36 Jahren. Seine Entscheidung war durch jene Synthese von Ethos und Tatkraft bestimmt, die als Merkmal seiner Wesensart schon in früheren Jahren anklingt, aber erst mit der Erkenntnis des Ausgereiften für Recht und Gerechtigkeit mächtig wurde. Während der junge, ungewöhnlich fähige Berufsoffizier – bei wohl geheimen Bedenken – 1939 weder bewusster Widersacher der Nationalsozialisten noch ihres Krieges war, durchschaute er zur Jahreswende 1943/44 das System bis in die «krankhafte und entmännlichte Atmosphäre des Obersalzberg» und sah in Julius Leber den wesensverwandten Charakter und zuverlässigen Freund. Als dieser bereits am 5. Juli 1944 verhaftet worden war, liess er dessen Frau am 17. Juli übermitteln: «Wir sind uns unserer Pflicht bewusst.»

Claus Stauffenberg entstammte schwäbischem Adel; mütterlicherseits war er mit dem Geschlecht der Yorck verwandt, und zu seinen Ahnen gehörte Gneisenau. In der Ausbildungszeit galt Stauffenberg bei vielen Vorgesetzten und Kameraden als der Begabteste seines Jahrgangs, dem eine grosse Zukunft bevorstand. Altersgenossen nannten ihn scherzend «den neuen Schlieffen». Man traute ihm die Kraft zu, «dem Generalstab wie dem Heer neuen Geist einzuflössen und die einseitig militärische Denkweise zu überwinden». Später bezeichnete ihn ein General der alten Schule als «den einzig genialen deutschen Generalstabsoffizier».

Zu Beginn des zweiten Weltkrieges war Stauffenberg Oberleutnant in einer Panzerdivision; in Polen und im Frankreichfeldzug stand er an exponierten Frontabschnitten. Noch siegesbewusst bedauerte er seine Abberufung in das Hauptquartier, weil er sich nur ungern von der kämpfenden Truppe trennte. In diesem Stadium des glanzvollen Aufstieges, der ihn zur Lösung grösster organisatorischer Aufgaben verpflichtete, setzte der Widerspruch Stauffenbergs gegen die Führerentschlüsse ein. Anfang des Jahres 1943 kam er zur Truppe nach Afrika. Dort verletzte eine Tieffliegergarbe sein Gesicht, beide Hände



und ein Knie. Im Lazarett von Karthago befürchtete er tagelang, völlig blind zu sein. Er behielt ein Auge und hatte die rechte Hand und die Hälfte der linken verloren. Doch in der Genesungszeit stellten Freunde bald mit Staunen fest, dass «eine ganz neue, innere Bestimmtheit, eine Energie drängender als je» von ihm ausging.

Während zu jener Zeit viele militärische Würdenträger im vertrauten Gespräch mit Gleichgesinnten die Kriegsführung Hitlers kritisierten und zum Teil leidenschaftlich verdammten, aber dennoch vor einer entscheidenden Handlung gegen das Regime zurückschreckten, revidierte Claus Stauffenberg sein früheres Weltbild von Grund auf. Von sich selbst den äussersten Einsatz fordernd, suchte er die Verbindung zu den Widerstandskräften – im Wesentlichen von der Vorstellung erfüllt, dass der Liquidation des Hitlerregimes ein echter staatlicher Erneuerungsversuch folgen müsse, «die Bildung eines bis in die breiten Volksschichten überzeugenden, neuen, sozialen Staates». Unter General Olbricht zog er mit dessen bewusster Förderung als Chef des Stabes beim Allgemeinen Heeresamt ein militärisches Netz um Berlin, auf das sich die Gegenbewegung am Tage des Umsturzes stützen sollte. So galt Stauffenberg unter den Exponenten des zivilen Widerstandes als der Prototyp jener jungen, höheren Offiziere, deren zukünftige Existenz nie zur Debatte stand, die aber den Willen zum Handeln hatten aus dem Verantwortungsgefühl des Offiziers vor der Truppe, aus der Verpflichtung des Staatsbürgers vor dem Volke. Einen Hauch seines Geistes hatten sogar die Gestapo-Beamten, die an der Untersuchung der Vorgänge um den 20. Juli beteiligt waren, verspürt. Sie sprachen von der Sehnsucht und dem Ringen Stauffenbergs, der einen ethischen Sozialismus mit seinen «gräflichen Überlieferungen» in Einklang bringen wollte.

Zum ganzen Einsatz gehörte auch Stauffenbergs Mitwirkung an dem Plan einer rechtzeitigen Verständigung mit den westlichen Kriegsgegnern, bevor die bedrohte, wankende Front im Osten völlig zusammenbrach. Deshalb erwog auch Stauffenberg kurz vor der Invasion der Westalliierten in der Normandie die Möglichkeit, England den Weg durch die deutschen Minenfelder zu erleichtern, was jedoch deshalb nicht weiter verfolgt wurde, weil man zu diesem Zeitpunkt sehr wohl einsah, dass die Vorstellung einer Trennung der Alliierten in ihrer gemeinsamen Kriegsführung unrealistisch war.

Als die westalliierten Truppen schliesslich gelandet waren, konnte es nur noch darum gehen, die Katastrophe des dahintreibenden Krieges mit den unzähligen, sinnlosen Opfern abzukürzen und aus den Trägern des Widerstandes eine Regierung zu bilden, die auch das Ausland als verhandlungsfähig anerkennen musste. Dies setzte den Tod Hitlers voraus.

Am 1. Juli wurde Stauffenberg Oberst und Chef des Generalstabes beim Oberbefehlshaber des Ersatzheeres. Es war ein Posten, der ihn in unmittelbare Nähe von Hitler brachte.

Zweimal wurde zwischen dem 10. und 20. Juli der Termin für das Attentat von Stauffenberg festgesetzt. Zweimal wurde jedoch sein Plan durch widrige Umstände durchkreuzt. Nach den bekannten Vorgängen am 20. Juli 1944 fiel dann im Hof der Bendlerstrasse der Schuss, der das Opfer des Lebens von Claus Schenk Graf von Stauffenberg forderte, jenes

Mannes, von dem der Nachruf sagt, dass er mit seinem schwarzwelligen Haar und seiner schönen grossen Gestalt in jeder Hinsicht ein echter Enkel Gneisenaus war. Seine Frau aber brachte einige Monate später ihr fünftes Kind in Sippenhaft zur Welt.

In der Vorausschau, dass er bei seinem letzten Einsatz zugrunde gehen könne, hatte sich Stauffenberg in den Wochen und Tagen zuvor um den Wortlaut eines leicht verständlichen politischen Glaubensbekenntnisses bemüht, das in der Form eines Schwurs ein segensreiches Fortwirken aller längst bewährten und neuerwachten Kräfte sichern sollte

Das Leitmotiv war:

«Wir wollen eine neue Ordnung, die alle Deutschen zu Trägern des Staates macht und ihnen Recht und Gerechtigkeit verbürgt.»

HINWEISE ZUM SCHRIFTTUM

Bücher und sonstige Quellen, denen Zitate entnommen wurden, sind in jeder biographischen Skizze angegeben. Dieser Bericht gibt darüber hinaus einen zusammenhängenden Überblick über die Literatur, deren Kenntnis für die Gestaltung der Porträtsammlung notwendig war.

Wie reich und vielfältig das Bild des Widerstands gegen die nationalsozialistische Herrschaft ist, zeigt ein Blick auf das umfangreiche Schrifttum. Es wäre kaum mehr zu übersehen, wollte man alle während der letzten acht Jahre in Zeitungen und Zeitschriften erschienenen Beiträge berücksichtigen. Neben geretteten Zeugnissen der Toten stehen Erinnerungen der Überlebenden, Würdigungen von Freunden, erste historische Forschungen, Versuche zu dichterischer und filmischer Bewältigung sowie zur Gestaltung in Form von Hörspielen. Man kann wohl nicht sagen, dass der Widerstand in seiner Gesamtheit schon eine volle Erfassung und gültige Darstellung gefunden hätte. Dazu ist der Gegenstand zu vielfältig, sind seine Zusammenhänge zu verschlungen, haben vor allem die Unterdrückungs- und Vernichtungsmassnahmen des totalen Staates zu sorgfältig alle Spuren oppositioneller Meinung auszulöschen gesucht und allen Gegnern in Gedanke und Tat die Schweigsamkeit der Verschwörer auferlegt.

Bald nach dem Zusammenbruch hat Rudolf Pecheis aus intimer Kenntnis der Dinge geschriebenes Buch¹ einen grösseren Ausschnitt beleuchtet und wichtige Zusammenhänge und Personenverbindungen aufgedeckt. In etwa die gleiche Zeit fällt der erste zusammenfassende und Aufsehen erregende Erfahrungsbericht² des Amerikaners Allen Welsh Dulles. Etwa ein Jahr später erschien in Amerika, nicht zuletzt auch zur Aufklärung der amerikanischen Öffentlichkeit, die bekannte Studie von Hans Rothfels³; ihre deutsche Ausgabe gibt einen guten Überblick über die verschiedenen Gruppen und die geschichtliche Entwicklung des Widerstandes durch die Jahre 1933 bis 1945, in dessen Mittelpunkt die Bemühungen des Kreisauer Kreises gerückt sind. Seither sind manche weiteren Unterlagen zugänglich geworden. In dem Werk von Eberhard Zeller⁴ liegt eine umfangreiche

Gesamtdarstellung der zum 20. Juli 1944 führenden Planungen, Ereignisse und Gestalten vor. Die Fülle des hier beigebrachten und ausgewerteten Materials deutet vor allem Stauffenberg und die Geschichte seiner Tat, doch findet auch die Vorgeschichte seit Becks ersten Versuchen von 1938 eine ausführliche Würdigung. Freilich wird dabei der Begriff des Widerstands weitgehend auf den Bereich der militärischen Opposition beschränkt. Darum sind die grundsätzlichen Erwägungen⁵ zum Problem des Widerstandsrechts und der Widerstandspflicht, die später im Zusammenhang mit dem Remer-Prozess angestellt wurden, für eine abgewogene Beurteilung von grosser Bedeutung. Vor kurzem hat dann Guenther Weisenborn⁸ in einem materialreichen Querschnitt durch die verschiedenen Gruppierungen, Erscheinungsformen und Äusserungen des Widerstandes die Aktivität linksradikaler Gruppen besonders ausführlich behandelt.

Vor und nach den Gesamtdarstellungen sind Bücher erschienen, die Dokumente, Biographien und Bilder der wichtigsten Gestalten der Widerstandsbewegung sammeln⁷, ihre Erscheinung aus dem Prozessbericht des Volksgerichtshofs anlässlich der Verhandlung gegen Witzleben und sieben andere Offiziere des 20. Juli erstehen lassen⁸ oder dem Schicksal jüdischer Verfolgter gewidmet sind⁹. Unmittelbarer noch sprechen die Niederschriften der Beteiligten selbst, unter ihnen das Buch Fabian von Schlabrendorffs¹⁰, des Mitarbeiters Tresckows, das die tragische Geschichte der militärischen Oppositions- und Attentatsversuche erzählt, das Tagebuch Ulrich von Hassells¹¹, das von den Verbindungen und Planungen in der Umgebung des Auswärtigen Amtes einen unmittelbaren Eindruck gibt, die breiten, mehrfach angefochtenen Erinnerungen des Mittelsmannes Hans Bernd Gisevius¹² und schliesslich auch eine etwas romanhaft ausgestaltete Biographie von Canaris¹³. In die Anfänge der aktiven militärischen Opposition führen Foerstlers reich dokumentierte, jedoch mit Kriegsausbruch abbrechende Studie über Beck¹⁴ und die Bücher von Kielmannsegg und Foertsch¹⁵ über den Fritsch-Prozess von 1938, diese erste sichtbare Krise im Verhältnis zwischen Wehrmacht und Hitler.

Der grosse Bereich des Kirchenkampfes und die Gestalten des christlichen Widerstands haben in zahlreichen Teilveröffentlichungen Würdigung gefunden, wenngleich eine zusammenfassende Darstellung nach dem Charakter dieser Bewegung, die oft ganz in der isolierten Entscheidung des Einzelnen begründet ist und doch weiteste Kreise der Bevölkerung erfasst hat, schwer möglich erscheint. Hier können nur stellvertretend einige Schriften genannt werden, in denen der Akzent nicht so sehr auf den historisch-wissenschaftlichen als vielmehr auf den menschlichen und religiösen Aspekten des Gegenstands liegt. Zu den Gedenk- und Rechenschaftsbüchern der evangelischen Kirche¹⁸, der Zusammenfassung offizieller und persönlicher katholischer Widerstandsdokumente besonders im Bereich des Bistums Berlin¹⁷, den Erinnerungen des evangelischen Gefängnispfarrers von Tegel¹⁸ und zahlreichen Biographien – besonders des Pfarrers Paul Schneider und des Bischofs Graf von Galen¹⁹, des Paters Franz Reinisch und des Verlegers Fritz Michael Gerlich²⁰ – treten Zeugnisse einzelner Gefangener²¹, aus denen vor allem die Betrachtungen, Briefe und Gedichte Dietrich Bonhoeffers herausragen²². Diesem Buch ist

der Bericht von Inge Scholl²³ zur Seite zu stellen, der dem Kreis um Hans und Sophie Scholl, Christoph Probst, Willi Graf, Kurt Huber, Alexander Schmorell gewidmet ist. Hier reiht sich auch das Gedenkbuch der Freunde Kurt Hubers ein²⁴. Schliesslich entfalten die Erinnerungen von Thadden-Trieglaffs und Liljes noch Ausblicke auf Kirchenkampf, Terror und Haft im Zeichen christlicher Verantwortung²⁵.

In der Mitte zwischen dem Bekenntnis des christlichen Widerstands und der unmittelbaren politischen Aktivität gegen Hitler stehen die letzten Briefe Moltkes²⁶; sie lassen einen Blick tun in die Gedanken des Kreisauer Kreises, dessen Pläne zur sozialen und christlichen Erneuerung Deutschlands uns Theodor Steltzers Aufsätze²⁷ zugänglich machen. Dagegen ist der Kreis der sozialistischen und gewerkschaftlichen Widerstandsbewegung noch wenig erhellt. Hier bedeuten die durch Aufzeichnungen seiner Freunde bereicherten und ergänzten Niederschriften Julius Lebers²⁸, die den Sozialdemokraten aus dem Kampf um Weimar in die Gefängnisse und Konzentrationslager Hitlers begleiten, einen ersten wichtigen Beitrag. Ferner erschienen bald nach dem Zusammenbruch kürzere Skizzen über ihn sowie Leuschner, Mierendorff, Haubach, Reichwein und auch Moltke²⁹. Auch Axel von Harnacks Schrift³⁰ über seinen Bruder Ernst und Emil Henks Bericht³¹ über die Vorbereitung des 20. Juli gehören in diesen Zusammenhang.

Selbst dieser kurze, unvollständige Überblick zeigt, wie vielfältig und zugleich wie bedeutungsvoll nach seinem historisch-politischen wie nach seinem menschlichen und religiösen Gehalt das Bild ist, das die Widerstandsbewegung schon jetzt im deutschen Schrifttum hinterlassen hat. Das Erlebnis der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft hat echte Empörung zu entsagungsvoller Widerstandsarbeit werden lassen und schliesslich Einzelne und Gruppen im Willen zur Rettung Deutschlands durch das Wagnis der Tat zusammengeführt. Dass sie über alle Spannungen, Schwierigkeiten und Verschiedenheiten hinweg einander verbunden sind als die Zeugen des Aufstands gegen Unrecht und Gewalt, ist die Konsequenz ihres Bekenntnisses zu der Entscheidung des Gewissens, ihr mahnendes Vermächtnis an das überlebende Deutschland. Die Bücher, von denen hier gesprochen wurde und denen noch manches angefügt werden könnte³², sind nicht nur Dokumente der inneren Entwicklung deutscher Politik vor zehn und zwanzig Jahren. Sie sind zugleich Zeugnisse zutiefst angefochtenen und doch aufrechten, unzerstörbaren Menschentums in einem Zeitalter der Zerstörung.

¹ Rudolf Pechei, *Deutscher Widerstand*, Erlenbach-Zürich 1947.

² Allen Welsh Dulles, *Verschwörung in Deutschland*, Zürich 1948 (ursprüngliche amerikanische Ausgabe 1947).

³ Hans Rothfels, *Die deutsche Opposition gegen Hitler*, Krefeld 1949 (ursprüngliche amerikanische Ausgabe 1948). Vgl. jetzt auch K. O. Paetel, *Der 20. Juli 1944 und das Ausland*, in: *Aussenpolitik* 5, Heft VII (Juli 1954) S. 438-448.

⁴ Eberhard Zeller, *Geist der Freiheit, Der zwanzigste Juli*, München 1952 (mit einem Literaturverzeichnis).

- ⁵ Die Gutachten sind abgedruckt in: Geist und Tat, Monatsschrift für Recht, Freiheit und Kultur, 7 (1952), S. 193-224. Vgl. auch Walter Dirks, Widerstand, Landesverrat, Hochverrat, in: Frankfurter Hefte, 6/1951, S. 475 ff.
- ⁸ Günther Weisenborn, Der lautlose Aufstand, Bericht über die Widerstandsbewegung des deutschen Volkes 1933-1945, Hamburg 1953.
- ⁷ 20. Juli 1944. Herausgegeben von Hans Royce, Bonn 1953.
- ⁸ Die Wahrheit über den 20. Juli. Herausgegeben von Eugen Budde und Peter Lütsches, Düsseldorf 1952.
- ⁹ Den Unvergessenen, Opfer des Wahns 1933 bis 1945, Heidelberg 1952.
- ¹⁰ Fabian von Schlabrendorff, Offiziere gegen Hitler. Herausgegeben von Gero von Schulze-Gävernitz, Zürich 1947, 2. Auflage 1950.
- ¹¹ Ulrich von Hassell, Vom anderen Deutschland. Aus den nachgelassenen Tagebüchern 1938 bis 1944, Zürich 1946.
- ¹² Hans Bernd Gisevius, Bis zum bitteren Ende, 2 Bände, Zürich 1946. 2. Auflage, Hamburg 1948.
- ¹³ K. H. Abshagen, Canaris, Patriot und Weltbürger, Stuttgart, 9.-11. Tausend 1950.
- ¹⁴ Wolfgang Foerster, Generaloberst Ludwig Beck, Sein Kampf gegen den Krieg, 2. Erweiterte Auflage, München 1953.
- ¹⁵ Johann A. Graf von Kielmannsegg, Der Fritschprozess 1938, Ablauf und Hintergründe, Hamburg 1949.
Hermann Foertsch, Schuld und Verhängnis, Die Fritschkrise als Wendepunkt der nationalsozialistischen Zeit, Stuttgart 1951.
- ¹⁶ Kirchliches Jahrbuch für die Evangelische Kirche in Deutschland, 1933-1944, Gütersloh 1948. Und folget ihrem Glauben nach, Gedenkbuch für die Blutzeugen der Bekennenden Kirche. Herausgegeben von Bernhard H. Forck, Stuttgart 1949.
Heinrich Hermelink, Kirche im Kampf, Dokumente des Widerstands und des Aufbaus der Evangelischen Kirche in Deutschland von 1933 bis 1945, Stuttgart 1950.
Wilhelm Niemöller, Kampf und Zeugnis der Bekennenden Kirche, Bielefeld 1948.
- ¹⁷ Dokumente aus dem Kampf der Katholischen Kirche im Bistum Berlin gegen den Nationalsozialismus. Herausgegeben vom Bischöflichen Ordinariat Berlin, Berlin 1946.
Blutzeugen des Bistums Berlin. Herausgegeben von Heinz Kühn, Berlin 1952.
Im Schatten des Galgens, Zum Gedächtnis der Blutzeugen in der nationalsozialistischen Kirchenverfolgung, zusammengestellt von Walter Adolph, Berlin, 2. Auflage 1953.
Wo seine Zeugen sterben, ist sein Reich. Briefe der enthaupteten Lübecker Geistlichen und Berichte von Augenzeugen, zusammengestellt von Josef Schäfer S. J., Hamburg 1946.
- ¹⁸ Die letzten Stunden, Erinnerungen des Gefängnis Pfarrers Harald Poelchau, Berlin 1949.
- ¹⁹ Der Prediger von Buchenwald, Das Martyrium Paul Schneiders. Herausgegeben von Heinrich Vogel, Berlin 1953.
Heinrich Portmann, Kardinal von Galen, Ein Gottesmann seiner Zeit, 2. Auflage, Münster 1950.
- ²⁰ Heinrich Kreutzberg, Franz Reinisch, Ein Märtyrer unserer Zeit, Limburg 1952. Erwein Frhr. von Aretin, Fritz Michael Gerlich, Ein Märtyrer unserer Tage, München 1949.
- ²¹ Als Beispiele seien genannt: Gedichte von Hans Lehnert und Hilde Meisel, Hamburg 1950. Max Josef Metzger, Gefangenschaftsberichte, eingeleitet und herausgegeben von Hannes Bäcker, Meitingen bei Augsburg, 2. Auflage 1948.

- ²² Dietrich Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung, Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft*. Herausgegeben von Eberhard Bethge, München 1951.
Auf dem Wege zur Freiheit, Dietrich und Klaus Bonhoeffer, Gedichte und Briefe aus der Haft, Berlin 1946.
- ²⁸ Inge Scholl, *Die weisse Rose*, Frankfurt am Main, 7. Auflage 1952.
- ²⁴ Kurt Huber zum Gedächtnis. *Bildnis eines Menschen, Denkers und Forschers, dargestellt von seinen Freunden*, herausgegeben von Clara Huber, Regensburg 1947.
- ²⁵ Reinhold von Thadden-Trieglaff, *Auf verlorenem Posten? Ein Laie erlebt den evangelischen Kirchenkampf in Hitlerdeutschland*, Tübingen 1948.
 Hanns Lilje, *Im finsternen Tal*, Nürnberg 1947.
- ²⁰ Helmuth James Graf von Moltke, *Letzte Briefe aus dem Gefängnis Tegel*, Berlin, 4. Auflage 1953.
- ²⁷ Theodor Steltzer, *Von deutscher Politik, Dokumente, Aufsätze und Vorträge*. Herausgegeben von Friedrich Minssen, Frankfurt am Main 1949.
- ²⁸ *Ein Mann geht seinen Weg, Schriften, Reden und Briefe von Julius Leber*. Herausgegeben von seinen Freunden, Berlin 1952.
- ²⁹ *Blick in die Welt*, Heft 7, 9, 10, 11. Vgl. In Memoriam Carlo Mierendorff. Herausgegeben von Kasimir Edschmid, Darmstadt 1947 (mit einer Rede Haubachs vom 22. Februar 1944). Carl Zuckmayer, Carlo Mierendorff, *Porträt eines deutschen Sozialisten*, Berlin 1947.
- ⁵⁰ Axel von Harnack, Ernst von Hamack 1888-1945. *Ein Kämpfer für Deutschlands Zukunft, Schwenningen am Neckar* 1951.
- ³¹ Emil Henk, *Die Tragödie des 20. Juli 1944, Ein Beitrag zur politischen Vorgeschichte*, Heidelberg, 2. Auflage 1946.
 Zu erwähnen wäre noch als Erlebnisbericht aus dem Bereich des kommunistischen Widerstands: Friedrich Schlotterbeck, *Je dunkler die Nacht, desto heller die Sterne, Erinnerungen eines deutschen Arbeiters*, Zürich 1945 (Berlin 1948).
- ³² Vgl. jetzt besonders Max Braubach, *Der Weg zum 20. Juli 1944. Ein Forschungsbericht*, in: Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Heft 13 (1953), auch als Beilage zu: *Das Parlament*, vom 15. Juli 1953.
 Ferner: Werner Conze, *Die deutsche Opposition gegen Hitler, Literaturbericht*, in: *Politische Literatur* 5/6 (1953), S. 210-215.
 Georg Stadtmüller, *Zur Geschichte der Deutschen Militäropposition 1938 bis 1945*, in: *Saeculum IV*, Heft 4 (1953), S. 437-449.

INHALTSVERZEICHNIS

KAPITEL I

Bekanntnis der Jugend

<i>Einführung</i>		7
ANTON SCHMAUS	<i>Foto: Privatbesitz</i>	12
HELMUTH HÜBENER	<i>Foto: Privatbesitz</i>	14
HILDA MONTE	<i>Foto: Atelier Bennett</i>	17
JONATHAN STARK	<i>Foto: Privatbesitz</i>	20
SOPHIE SCHOLL	<i>Foto: Privatbesitz</i>	22
HEINZ BELLO	<i>Foto: Privatbesitz</i>	25
FRIEDRICH KARL KLAUSING	<i>Foto: vor dem Volksgerichtshof</i>	28
MICHAEL KITZELMANN	<i>Foto: Atelier Sauter</i>	30

KAPITEL II

Gelebte Lehre

<i>Einführung</i>		35
CARL VON OSSIETZKY	<i>Foto: Archiv Tagesspiegel</i>	38
FRITZ SOLMITZ	<i>Foto: Privatbesitz</i>	41
KURT HUBER	<i>Foto: Privatbesitz</i>	44
ELISABETH VON THADDEN	<i>Foto: Privatbesitz</i>	47
NIKOLAUS GROSS	<i>Foto: Privatbesitz</i>	50
ERICH KNAUF	<i>Foto: Privatbesitz</i>	52
ADOLF REICHWEIN	<i>Foto: vor dem Volksgerichtshof</i>	60
WALTHER ARNDT	<i>Foto: Privatbesitz</i>	63

KAPITEL III

Arbeit und Opfer für den Anderen

<i>Einführung</i>		67
JOACHIM GOTTSCHALK	<i>Foto: Atelier Ruth Wilhelmi</i>	72
LILO GLOEDEN	<i>Foto: Volksbildungsamt Charlottenburg</i>	76
LOTHAR ERDMANN	<i>Foto: Atelier Augenstein</i>	78
GERTRUD SEELE	<i>Foto: Privatbesitz</i>	80
ERNST HEILMANN	<i>Foto: Privatbesitz</i>	83
WILLI HÄUSSLER	<i>Foto: Privatbesitz</i>	86
HEINRICH JASPER	<i>Foto: Privatbesitz</i>	89
HANS SCHIFTAN	<i>Foto: Privatbesitz</i>	92
JOHANNA KIRCHNER	<i>Foto: Privatbesitz</i>	94
WILHELM LEUSCHNER	<i>Foto: vor dem Volksgerichtshof</i>	97
BERNHARD LETTERHAUS	<i>Foto: vor dem Volksgerichtshof</i>	100

KAPITEL IV

Der Staat und das Recht

<i>Einführung</i>		103
WALTER GEMPP	<i>Foto: Archiv Ullstein</i>	106
MARTIN GAUGER	<i>Foto: Atelier Sandau</i>	108
HANS VON DOHNANYI	<i>Foto: Privatbesitz</i>	111
MARIA TERWIEL	<i>Foto: Privatbesitz</i>	114
ERNST VON HARNACK	<i>Foto: Privatbesitz</i>	117

FRITZ ELSAS	<i>Foto: Privatbesitz</i>	121
JOSEPH WIRMER	<i>Foto: vor dem Volksgerichtshof</i>	124
BERTHOLD SCHENK		
GRAF VON STAUFFENBERG	<i>Foto: vor dem Volksgerichtshof</i>	126
ERWIN PLANCK	<i>Foto: vor dem Volksgerichtshof</i>	128
KLAUS BONHOEFFER	<i>Foto: Privatbesitz</i>	131
RÜDIGER SCHLEICHER	<i>Foto: Privatbesitz</i>	134

KAPITEL V

Sinn der Tradition

<i>Einführung</i>		137
ADOLF VON HARNIER		
FREIHERR VON REGENDORF	<i>Foto: Privatbesitz</i>	140
OTTO KARL KIEP	<i>Foto: Privatbesitz</i>	143
KARL FRIEDRICH GOERDELER	<i>Foto: vor dem Volksgerichtshof</i>	146
EWALD VON KLEIST-SCHMENZIN	<i>Foto: Privatbesitz</i>	149
LUDWIG BECK	<i>Foto: Privatbesitz</i>	152
HANS OSTER	<i>Foto: Privatbesitz</i>	155
HENNING VON TRESCKOW	<i>Foto: Privatbesitz</i>	158
ULRICH-WILHELM		
GRAF SCHWERIN VON SCHWANENFELD	<i>Foto: vor dem Volksgerichtshof</i>	161
PETER GRAF YORCK VON WARTENBURG	<i>Foto: vor dem Volksgerichtshof</i>	164

KAPITEL VI

In christlichem Geist

<i>Einführung</i>		167
ERICH KLAUSENER	<i>Foto: Privatbesitz</i>	171
KARL FRIEDRICH STELLBRINK	<i>Foto: Privatbesitz</i>	174
BERNHARD LICHTENBERG	<i>Foto: Privatbesitz</i>	177
EDITH STEIN	<i>Foto: Archiv Morus-Verlag</i>	181
MAX JOSEPH METZGER	<i>Foto: Privatbesitz</i>	184
FRIEDRICH JUSTUS PERE LS	<i>Foto: Privatbesitz</i>	167
DIETRICH BONHOEFFER	<i>Foto: Privatbesitz</i>	190
THEO HESPERIS	<i>Foto: Privatbesitz</i>	193
ALFRED DELP	<i>Foto: vor dem Volksgerichtshof</i>	196
HANS-BERND VON HAEFTEN	<i>Foto: vor dem Volksgerichtshof</i>	199
HELMUTH JAMES GRAF VON MOLTKE	<i>Foto: vor dem Volksgerichtshof</i>	202

KAPITEL VII

Freiheit und Ordnung

<i>Einführung</i>		205
CARLO MIERENDORFF	<i>Foto: Atelier Binder</i>	211
THEODOR HAUBACH	<i>Foto: vor dem Volksgerichtshof</i>	215
FRITZ-DIETLOF		
GRAF VON DER SCHULENBURG	<i>Foto: vor dem Volksgerichtshof</i>	218
ADAM VON TROTT ZU SOLZ	<i>Foto: vor dem Volksgerichtshof</i>	221
JULIUS LEBER	<i>Foto: vor dem Volksgerichtshof</i>	224
CLAUS SCHENK		
GRAF VON STAUFFENBERG	<i>Foto: Privatbesitz</i>	228
<i>Hinweise zum Schrifttum</i>		233